B67-5099

2755

Aus der Franzosenzeit

Aus der Franzosenzeit

Was der Großvater und die Großmutter erzählten

Von

Aug. Knötel

Leipzig
Fr. Wilh. Grunow
1896

In der Nacht zum 1. Oktober des vorigen Jahres ist der Verfasser der folgenden Bogen zur ewigen Ruhe eingegangen. Möge es seinem Sohne erlaubt sein, mit wenigen Strichen das Leben des Mannes zu zeichnen, der, von Glück und Erfolg wenig begünstigt, dennoch bis fast zu seinem Lebensende rastlos thätig war und aus dem reichen Schatze seines Innern manches dauernde nicht bloß dem engen Kreise seiner Familie und Freunde, sondern auch weitern Kreisen hinterlassen hat.

Augustin Knötel wurde am 15. August 1821 zu Frankenstein in Schlesien geboren, wo sein Vater seit zwei Jahren den Posten des einzigen Briefträgers und Wagenmeisters am dortigen Postamt bekleidete. Im Alter von zwölf Jahren bezog der Knabe das Gymnasium zu Glatz, dessen Direktor, Dr. W. Müller, er stets ein dankbares Andenken bewahrt hat. Das in meinem Besitz befindliche Zeugnisbuch meines Vaters bezeichnet seine Leistungen und seinen Fleiß meist als gute oder mehr als mittelmäßige, nur der Mathematik konnte er keinen Geschmack abgewinnen. Dagegen haben seine Fortschritte und sein Fleiß im Zeichnen fast durchgängig die Bezeichnung recht gut. Sein Zeichentalent brachte ihm schon auf der Schule einen kleinen materiellen Vorteil; sein Ruf als Bildnis-

zeichner, den er unter seinen Mitschülern und den Lehrern erworben hatte, verschaffte ihm in der Stadt und selbst in der Nachbarschaft manchen Auftrag. Bei seiner ausgesprochnen Begabung dürfen wir uns nicht wundern, wenn Knötel die Anstalt vor erlangter Reife verließ, um sich ganz der Kunst zu widmen. Der Zeichenlehrer E. Förster, ein Bruder des bekannten spätern Fürstbischofs Heinrich von Breslau, stellte ihm beim Abgange das beste Zeugnis aus. So bezog der neunzehnjährige Jüngling im Jahre 1840 die Akademie zu Wien. Der dortige Aufenthalt sollte aber in andrer Beziehung, als er geglaubt hatte, für sein späteres Leben maßgebend werden. Er hatte ein angebornes Sprachentalent, das ihn auch noch in seinem Alter befähigte, sich eine neue Sprache in kurzer Zeit zu eigen zu machen. Die vielfache Anregung nun, die ihm das sprachengemischte Wien bot, veranlaßte ihn, der Kunst zu entsagen und sich dem Sprachstudium zu widmen. Er kehrte 1842 nach Glatz zurück und bestand noch in demselben Jahre das Abiturientenexamen.

Auf der Universität Breslau, die er bezog, hörte er hauptsächlich philologische Vorlesungen bei Ambrosch, Haase und Schneider, philosophische bei Braniß und Elvenich. Bei seinen geringen Mitteln war Knötel schließlich nur ein Beruf vorgezeichnet, der des Gymnasiallehrers. Trotzdem betrachtete er das Studium nicht nur als Mittel zum künftigen Broterwerb, sondern widmete sich aus wirklichem Interesse Zweigen der Wissenschaft, die von jenem ziemlich weit ablagen. Am 2. Juli 1847 bestand er das Examen pro facultate docendi, das ihm die Unterrichtsbefähigung im Deutschen, Lateinischen, Griechischen und Französischen für alle Klassen zusprach. Als Kandidat war Knötel dann in Breslau am Matthiasgymnasium, in Heiligenstadt und Gleiwitz

bis zum Jahre 1852 thätig. Dann wurde er nach Glogau an das katholische Gymnasium als Hilfslehrer berufen und im folgenden Jahre dort als ordentlicher Lehrer angestellt. Dem Lehrerkollegium dieser Anstalt gehörte er bis zum Jahre 1869 an, wo er infolge von Krankheit vorzeitig seinen Abschied nehmen mußte. Am 1. Oktober 1895 starb er, wie wir schon gesagt haben, in Glogau, wo er den Rest seines Lebens verbracht hatte.

Es ist der einfache Lebenslauf eines Beamten, den wir im vorhergehenden gezeichnet haben. Wir müssen nachholen, das reiche Innenleben zu schildern, das ihm eignete. Der schweigsame, als Sonderling geltende Greis war ein kräftiger, lebenslustiger Jüngling gewesen. So sehr ihm das sportsmäßige Betreiben der Leibesübungen in unsrer Zeit zuwider war, so eifrig hatte er schon als Gymnasiast dem Schwimmen und Turnen obgelegen. Die Jugendbildnisse meines Vaters zeigen ein freies, offnes, etwas schwärmerisch angehauchtes Gesicht. Dem entsprach sein Inneres. Eine innige Liebe kettete ihn an seine engere Heimat. Noch der Greis lebte von neuem auf, wenn er von der schönen Gegend am Fuße des Eulengebirges sprach. Er kannte dort jeden Weg und Steg. Dem Volke entsprossen, wußte er gar treuherzig mit den niedern Leuten umzugehen urd sich in ihre Anschauungen hinein zu versetzen.

Der Grundzug seines Wesens war Wahrhaftigkeit. Er war immer gegen andre wie auch gegen sich selbst wahr, und ich erinnere mich nie, eine Lüge von seinen Lippen gehört zu haben. Eng damit verknüpft war sein Sittlichkeitsgefühl. Alles Unreine, sittlich Anstößige war ihm ein Greuel; versteckte Anspielungen auf diesem Gebiete verstand er in kindlicher Naivität gar nicht erst. Mein Vater hatte eine echte und innige Frömmigkeit. Einer fast ganz katholischen

Gegend entstammend, war er aber nicht nur infolge seiner Erziehung, sondern durchaus aus Überzeugung strenger Katholik. Und so befolgte er die Vorschriften seiner Kirche mit der größten Pünktlichkeit, ohne doch ein Frömmler zu sein. Denn fernab lag ihm jede religiöse Unduldsamkeit. Gerade aus seiner tiefen Religiosität heraus verstand er das innere Wesen der Religion auch in jeder andern Gestaltung, vor allem auch im griechischen Heidentume. Oft genug habe ich mit meinem Vater über diesen Punkt gesprochen. Er wäre dazu befähigt gewesen, eine Geschichte der Religion zu schreiben, zu der weder unsre Theologen, noch die rationalistischen Geschichtschreiber, wie er mir zugab, das Zeug haben. Zu seinen engsten Freunden gehörten mehrfach Andersgläubige; ganz besonders bezeichnend ist es z. B., daß in Gleiwitz der damalige Superintendent Jakob die Freundschaft des jungen katholischen Hilfslehrers suchte.

Im Grunde beruhte das alles auf der echten Liebe, die tief in seinem Herzen eingewurzelt war. Sie zeigte sich nicht in Worten; eine gewisse geistige Keuschheit verbot ihm, dies heilige Gefühl vor andern bloßzulegen. Für sich selbst in Bezug auf Kleidung und Lebensführung im Übermaß anspruchslos, gab er nach seinen Kräften Unterstützungen, möglichst geräuschlos. Vor allem war er ein Kinderfreund; wie oft blieb er bei Kindern auf der Straße stehen, knüpfte ein Gespräch mit ihnen an und führte das und jenes in den nächsten Bäckerladen oder in eine Papierhandlung, um ihm ein Stück Backware oder einen Bilderbogen zu kaufen. Auch zu Hause hatte er oft genug fremde Kinder um sich.

Und doch hatte sich der Kinderfreund in seinem Lehrberufe nicht wohl gefühlt. Er schreibt darüber in einer Aufzeichnung:

„Ich bin lange Zeit Lehrer gewesen, bin aber

froh, es nicht mehr zu sein. Mir fehlte der spezifische Schulmeistergeist. Ich war zu liberal, zu rücksichtsvoll für den einzelnen Schüler. Ein Lehrer muß trotz aller pädagogischen Quasselei alles über einen Kamm scheren ..., denn die große Masse ist Mittelgut und wird dressiert, nicht erzogen.... Ein wenig begabter Lehrer erntet den Spott und die Verachtung der talentvollen Schüler, und ein begabter und namentlich geistreicher den Haß der Talentlosen."

Es ist manches Richtige darin, im ganzen kann ich der Ansicht aber nicht beipflichten. Es waren, soweit ich es überschauen kann, zunächst örtliche Verhältnisse, die ihm die Ausübung seines Lehrberufs erschwerten. Dann aber war für den lebhaften Geist der doch immer notwendige, handwerkliche Teil des Lehrberufs lästig. Ganz anders, wenn er vor der Klasse lebendig schildern konnte. Noch heute erinnern sich zahlreiche Schüler meines Vaters gern an seine Vorträge im Geschichtsunterricht. Seine große Begabung, sich in kurzer Zeit eine Sprache zu eigen zu machen, ließ ihn übersehen, daß nicht jeder dazu befähigt war. So war er ein Gegner der realen Richtung, nicht als ob er die Bedeutung des Englischen unterschätzt hätte. Aber er meinte, dies könne sich jeder so leicht und rasch aneignen, wie er selbst es gethan hatte. Außerdem wollte er das geliebte Griechisch nicht missen. In Bezug darauf war er noch in dem Irrtum der formalen Bildung befangen. Dabei war er durchaus kein Schwärmer für ein ideales Hellenentum, das in der Wirklichkeit nie existiert hat. Auch dem humanistischen Gymnasium war er durchaus nicht blind ergeben; oft genug spottete er über die höhere Philologie und Pädagogik. Persönliche Erfahrungen waren dabei stark mit im Spiel. Kleine Naturen unter seinen Kollegen verziehen ihm nie, daß er seine eignen Wege ging und sich mit Dingen

beschäftigte, die nicht in die pädagogische Zunft gehörten.

Durch eifriges Studium mit einem gründlichen Wissen ausgestattet und wohl beanlagt, dieses zu verarbeiten und schriftstellerisch zu gestalten, war mein Vater, wenn nicht Krankheit ihn hinderte, fortwährend mit der Feder thätig. Unbeeinflußt von herrschenden Ansichten und Schulmeinungen suchte er seinen Weg selbst, kam dabei allerdings oft zu Ergebnissen, die sich soweit von den bisherigen Annahmen entfernten und so kühn waren, daß sich die wissenschaftliche Kritik ihnen gegenüber fast völlig abweisend verhielt. Das war zunächst bei seinen ägyptischen Studien der Fall. Im Jahre 1856 erschien seine Schrift De pastoribus, qui Hyc-Sos vocantur, deque regibus pyramidum auctoribus. Indem er darin die ägyptische Zeitrechnung auf andre Grundlagen stellte, kam er zu dem Ergebnis, daß die Hirtenkönige mit den Pyramidenerbauern identisch seien. Von der Kritik heftig angegriffen, begründete er seine Annahme in zwei folgenden Schriften näher: „System der ägyptischen Chronologie" (1857) und „Cheops der Pyramidenerbauer und seine Nachfolger" (1861).[1] Im Zusammenhange mit diesen Studien entstand eine andre Schrift: „Der Niger der Alten und andre wichtige Fragen der alten Geographie Afrikas."[2] Hier führt er den Nachweis, daß die Alten unter dem Niger den den kanarischen Inseln gegenüber mündenden Wadi Draa verstanden.

In der Muße seines Ruhestandes setzte mein Vater seine Studien auf dem Gebiete der alten Geschichte eifrig fort. Es entstanden eine Reihe Werke, die sich mit der Entstehung des Hellenentums, den

1) Alle drei bei Dyk in Leipzig.
2) Bei Flemming in Glogau, 1866.

Heroengeschlechtern, der Geschichte des zweiten Jahrtausends vor Christo überhaupt beschäftigten. Immer und immer wurden sie umgearbeitet und erweitert. Gleichsam einen Auszug giebt seine 1893 erschienene „Atlantis und das Volk der Atlanten.“ [1]) Auch der Atlantis gegenüber hat sich die Kritik ablehnend verhalten. Da diese Studien mir völlig fernliegen, wage ich kein Urteil, möchte aber doch darauf hinweisen, daß mir die Hauptbedeutung des Werkes in der Auffassung der alten Religionen zu liegen scheint. Zugestanden muß werden, daß die lebhafte Vorstellungsgabe meines Vaters ihn manches als bewiesen ansehen ließ, das tieferer wissenschaftlicher Begründung bedurft hätte.

Selbst dichterisch beanlagt, las er immer und immer wieder seine griechischen Dichter, vor allem Homer. Im Innern von seiner Persönlichkeit und der Einheit seiner Werke von Anfang an überzeugt, suchte er diese auch wissenschaftlich nachzuweisen. So entstand aus mehrfachen Umarbeitungen sein zweibändiges Werk „Homeros, der Blinde von Chios und seine Werke.“ [2]) Der zweite Band, in dem wohl die Hauptbedeutung des Werkes liegt, giebt aus den Werken heraus den Beweis für ihre Einheit und ihren *einen* Verfasser. Im einzelnen wird sich manches aussetzen lassen; die Kritik kann meinem Vater mit einigem Recht den Vorwurf machen, daß er die neuere, allerdings unendlich ins Breite gegangne Homerforschung nicht berücksichtigt hat, das aber steht fest, daß diese Ehrenrettung heut nicht mehr so aussichtslos ist wie früher.

Der Tod hat meinem Vater die Feder aus der Hand genommen; in seinem Nachlaß fand ich noch

1) Bei Grunow in Leipzig.

2) Bei Grunow in Leipzig, 1894 und 1895. Der zweite Teil erschien gerade, als mein Vater auf dem Totenbette lag.

ein im Juni begonnenes Werk: „Hesiod von Askra, Bauer und Musendiener." Unter seinen ungedruckten Werken ist besonders die Entzifferung lykischer Schriftdenkmäler, hauptsächlich der Säule von Xanthos, hervorzuheben. Die in Zeitschriften und Programmen erschienenen Abhandlungen kann ich nicht alle angeben. Zahlreiche Bücherbesprechungen schrieb er in den fünfziger und sechziger Jahren für das Magazin für die Litteratur des Auslandes.

Ein andres Studienfeld bot Knötel seine engere Heimat. Als Ergebnis langjähriger Sammlungen veröffentlichte er in den Jahrgängen 1870 und 1871 der von seinem Studienfreunde Theodor Ölsner herausgegebnen Schlesischen Provinzialblätter (Rübezahl) ein Wörterbuch der Mundart in und um Frankenstein, eine in Fachkreisen sehr günstig beurteilte Arbeit. In derselben Zeitschrift erschienen von ihm auch Sagen, Volkslieder und ähnliches. Von weiterer Bedeutung ist sein ebendort in mehreren Aufsätzen gelieferter Nachweis, daß die Familie des großen Astronomen Kopernikus aus der Frankensteiner Gegend stammt.[1]) Durch die Erzählungen seiner Eltern angeregt, beschäftigte sich mein Vater, allerdings erst in den achtziger Jahren, mit der Geschichte des Krieges von 1806/7 in Schlesien. So gab er in dem vierten und fünften Jahrgange der Vierteljahrsschrift für Geschichte und Heimatskunde der Grafschaft Glatz eine interessante und anschauliche Schilderung der Kämpfe um Glatz im Jahre 1807, und daran anschließend im siebenten Jahrgange eine solche der Vorbereitungen zur Erhebung von 1813. Eine vierbändige Handschrift über jenen Krieg in Schlesien, in der er die zahlreichen damals erschienenen Einzelschriften, meist Tagebücher, über die Belagerungen

1) Vgl. das zweite Kapitel dieses Buches.

verarbeitet hat, habe ich auf seinen Wunsch nach seinem Tode der Stadtbibliothek zu Breslau überwiesen.

Die wenigsten, die meinen Vater gekannt haben, wissen, daß er ein feinfühlender, formgewandter Dichter war. Er hielt stets damit zurück. Im Verdruß über seine litterarischen Mißerfolge, hier gekränkt und dort mißverstanden, giebt er in seinen Gedichten seinen Gefühlen ungehemmt Ausdruck.

Der Wildbach rauscht, und die Tanne saust;
Es klingt mir wie heimliche Mär.
Zudrück ich die Augen, und stütz in die Faust
Das Haupt von Gedanken so schwer.

Ja, erzähle mir Märchen, du rauschender Bach,
Sprich weiter, du singender Baum —
Ich war so lange gar munter und wach;
Mich lustet nach Schlummer und Traum.

Was soll mir die Welt? ich habe sie satt,
Und die eigene Weisheit dazu!
Sie kränkte mich schwer und hetzte mich matt;
Mich lustet nach Schlummer und Ruh!

Die Tanne saust, und der Wildbach rauscht;
Es klingt mir, wie trauliche Mär
Dem Kinde, das gläubig dem Wunder lauscht;
Was trag ich noch weitre Begehr?

Das ist der Grundzug seiner Dichtung: Heimweh; in den Wald, in die Natur! Und wie stimmungsvoll weiß er das Leben dort zu schildern:

Leid und Mitleid

Der scheue Vogel sucht für seine Lieder
Die grünste Nacht im dunkeln Tannenhain;
Dort flötet er schwermütig, flötet wieder

Und lockt das Echo aus dem Felsgestein.
Indes der Hirsch, dem Klaffen grimmer Hunde,
Der Hatz entronnen, in das Dickicht wankt;
Am kühlen Weiher findet Ruh der wunde.
Lang atmend, blutig liegt er dort und krankt.
Und durch die Blätter geht ein leises Rauschen,
Der Haseln Äste wiegt ein sanftes Wehn:
Fort flötet jener, dieser kanns erlauschen.
So scheint sich Harm mit Harme zu verstehn.

Liebeslieder fehlen gänzlich. Zu hohem Schwunge erheben sich einige Hymnen. Gut weiß Knötel auch den Volkston zu treffen, nur wird er dabei manchmal etwas trivial. Zahlreich sind seine Epigramme, oft scharf und schneidend, nur stört, daß sich in manchen ein mangelndes Verständnis ganz berechtigter moderner Bestrebungen zeigt. Auch von den Epigrammen will ich ein Beispiel hersetzen. An Jakob Böhmes Grab in Görlitz schrieb er am 26. August 1856:

Hier schläft still ein Schuster, der nicht beim Leisten geblieben,
Der unzünftige Kunst trieb in der zünftigen Stadt.
Oft bei Pfriemen und Ahle, wenn düster die gläserne Kugel
Schimmerte, sann er und schrieb Bücher in heftigem Drang,
Bücher, dem weisen Senat und dem hohen Kollegio graunvoll,
Über Dinge, die kein zünftiger Bürger begriff.
Philosophie, du stiegst vom Himmel herab zu dem Schuster;
Von Professoren wie oft stiegst du zum Himmel zurück!

Mein Vater hatte sich der bildenden Kunst widmen wollen. Wenn er sich dann auch einem andern

Berufe zuwandte, so hat er sich doch bis auf sein letztes Jahrzehnt, in dem sein Augenlicht schon sehr nachließ, zeitweise mehr oder weniger mit der bildenden Kunst beschäftigt. In jüngern Jahren führte er stets ein Skizzenbuch bei sich; diese Bücher enthielten bunt durch einander Bildnisse, Tiere, Landschaften u. a. Daneben beschäftigten ihn größere Aufgaben. Eine große Zahl von Umrißzeichnungen hat Gegenstände der klassischen Dichtung und Mythologie zum Vorwurf. In ihnen mischt sich ein gewisser akademischer Stil mit naturalistischer Auffassung. Korrektheit der Zeichnung des menschlichen und tierischen Körpers war ihm Hauptbedingung. Er konnte sich darin nie genug thun und verdarb sich sogar durch fortwährendes Verbessern manche Komposition, die im ersten Entwurf ganz vortrefflich war. Dabei arbeitete er nie nach dem Modell. Anheimelnder sind seine zahlreichen Aquarelle, in denen er das Tierleben der Heimat schildert. Zu den schönsten gehört das in meinem Besitz befindliche, das eine Illustration zu dem weiter vorn mitgeteilten Gedichte bildet: der kranke Hirsch kühlt im beschatteten Weiher die Wunden. Daß mein Vater schließlich auch zur Plastik Talent hatte, zeigt ein in Holz geschnitzter Pferdekopf, der auch in meinem Besitz ist.

Zum Schluß noch etwas über meines Vaters politische Anschauungen. Wenn er auch fast nie politisch thätig hervorgetreten ist, der Politik galt neben der Wissenschaft sein Hauptinteresse. Er war in einer Zeit zum Manne herangewachsen, in der die liberale Phrase alles beherrschte. Schon früh erkannte er deren Hohlheit und bildete so seine echt konservative Gesinnung immer mehr aus. Dem Volk entsprossen, wußte er gar wohl, wo es der Schuh drückt; so war er ein entschiedner Gegner der liberalen Gesetzgebung, so mußte er auch ein Gegner des Judentums

sein, dessen zersetzender und schädigender Einfluß auf das leibliche und geistige Wohl unsers Volkes ihm immer klarer wurde. Als den großen Meister der Politik erkannte er unumschränkt Bismarck an. Von der Unfähigkeit Österreichs überzeugt, eine deutsche Politik zu treiben, brachte er von Anfang an den Plänen des großen Staatsmannes volles Verständnis entgegen. Mit diesen Anschauungen konnte er kein Zentrumsmann sein, trotz des strengen Katholizismus, der ihm, wie gesagt, innerste Herzensüberzeugung war. Oft genug sprach mein Vater abfällig über die Politik des Zentrums; wenn er die Härten und Ungerechtigkeiten des Kulturkampfs durchaus verurteilte, so verschloß er sich doch durchaus nicht der Erkenntnis, daß das Unrecht nicht allein auf seiten des Staates lag. Mehr als einmal klagte er darüber, daß man bei der Kurie die deutschen, insbesondre die preußischen Verhältnisse, nicht genügend kenne und verstehe.

Ein reiches Geistesleben habe ich zu schildern versucht; es ist mir, ich muß es gestehen, wenig gelungen.

Das Tragische war, daß es unter dem Druck der Verhältnisse nicht zur vollen Entfaltung kommen und den gehörigen Nutzen stiften konnte. Der Verstorbne hat wenig Stunden gehabt, wo er sich wirklich glücklich fühlte. In seinem Lehrberufe hatte er die Befriedigung nicht gefunden, die Erfolge auf wissenschaftlichem Gebiete blieben ihm fast völlig versagt. Dazu kam häufige Krankheit, die auf sein Gemüt tief wirkte, und häusliches Unglück. Nach noch nicht siebenjähriger, glücklicher Ehe, die innige Liebe geschlossen hatte, starb 1862 mit Hinterlassung von drei unmündigen Kindern seine Gattin Marie, die älteste Tochter des Servisrendanten Schenck zu Glogau. Was er damals am Totenbett in Verse goß, möge hier noch stehen:

Ps. 126

Des Todes ganze Majestät hab ich geschaut,
Mein Fleisch lag bebend da vor mir im Staube,
Von furchtbar ernster Ewigkeit umgraut;
Was mich festhielt, ein Seraph wars, der Glaube.

Ich hör es rauschen, sausen, fächeln, wehn!
Ist das der Geist, der in den Todesschauern
Sein Werde spricht? Wie Frühlingsauferstehn
Riechts durch den Graus, den Moder und die Trauer.

Es kommt mit Macht; es redet ernst und hehr,
Lebendig werden Sprüche, Nächte tagen,
Das Rieseln wächst; es rauscht wie fernes Meer,
An Edens Ufer hör ichs mächtig schlagen.

Es graut, es graut, wie überm Ozean
Gewaltig Tag aufdämmert, stumme Weiten
Unendlich groß und herrlich aufgethan!
Horch, feierlich erhabner Töne Gleiten!

Schlaf wohl, Maria, frommes Christenweib,
Gesalbt, gespeiset zu der letzten Reise,
In Frieden schlafe still dein reiner Leib,
Ins taube Ohr vernimm das Wort noch leise:

Leb wohl, Marie! Geschieden hat der Tod;
Die Liebe bleibt und dauert ungeschieden.
Ich wandre weiter durch des Lebens Not,
Gott weiß, wie lange, meinen Pfad hienieden.

Zuletzt steh ich am selben dunkeln Thor,
Dadurch man eingeht in die letzte Ruhe:
Ich zittre nicht, du gingest mir zuvor,
Und fort werf ich zerrissne Pilgerschuhe.

Ich sitze sinnend auf des Hügels Grün,
Und durch mein Haupt gehn leis Prophetenträume;
Gewaltges Ahnen! Ferne Morgen glühn,
Von ewgem Lenz erzählen sich die Bäume.

In der Schwester seiner ersten Gattin hat uns mein Vater eine treusorgende zweite Mutter gegeben, die uns die wirkliche nie vermissen ließ. Aber sie war zu sehr eine Marthanatur, als daß sie ihn hätte verstehen und so den Verlust ersetzen können.

Aus allen diesen Gründen vereinsamte er mehr und mehr; er wurde schweigsam und verschlossen, der Sonderling, als den die Welt ihn kannte. So verlor er auch allmählich die Fühlung mit dem praktischen Leben, er konnte schließlich die neue Zeit und ihre Bestrebungen nicht mehr völlig verstehen. Das trat hemmend selbst in den Verkehr mit uns, seinen Söhnen. Jetzt hat er die Ruhe gefunden, die ihm auf Erden versagt war. Die Erde sei ihm leicht — umsonst hat auch er nicht gelebt!

Das nun folgende Werk, mit dem er in seinem Todesjahre seinen Eltern das schönste Denkmal gesetzt hat, ist auf Anregung meines Bruders, des Geschichtsmalers Richard Knötel zu Berlin, entstanden.

Tarnowitz, O.-S.

Dr. Paul Knötel

Lieber Sohn!

Glogau, den 13. Mai 1895

Wie du siehst, bin ich deinem ausgesprochnen Wunsche nachgekommen und habe das, was ich von Vater und Mutter gehört, teilweise vom Vater auch aufgezeichnet gefunden habe, so treu und einfach als möglich wieder erzählt. Ich hatte schon vor zwölf Jahren dasselbe aus eignem Antriebe unternommen, und die Handschrift ist vorhanden, aber nicht so ausführlich und umfänglich wie hier. Wenn dies geschehen ist, so liegt der Grund darin, daß ich, wie du weißt, besondre eingängliche Studien über diese ganze Zeit gemacht habe und mich demnach imstande fühle, die Schicksale so anspruchsloser und bescheidner Leute, wie meine Eltern waren — und wie auch wir sind —, mit den allgemeinen Weltverhältnissen und den großen Strömungen der Zeit in Verbindung zu setzen. Über die Zustände Schlesiens, das Militärwesen vor 1806, den Krieg in Schlesien, die Landesverteidigung durch den Grafen Götzen, die Volkserhebung 1813 u. a. wird man hier manches finden, was kaum bekannt oder mangelhaft und in falschem Lichte dargestellt worden ist.

Inhaltsverzeichnis

Erstes Buch

Aus den Erzählungen meines Vaters

Seite

Erstes Kapitel. Das braunauische Ländel. Die Vorfahren meines Vaters 3

Zweites Kapitel. Silberberg. Jugenderinnerungen. Die Köppriche. Kopernikus. Schlesier als Kolonisten des Ordenslandes Preußen. Ein Gewitter in den Bergen 11

Drittes Kapitel. Neurode und sein Gewerbfleiß. Die Weber. Langenbielau. Gerhart Hauptmann. Persönliche Erinnerungen aus der Zeit des Weberaufstandes 29

Viertes Kapitel. Mein Vater. Die Glätzer. Volksbücher, Volkssagen, Volksgebräuche. Zeitrechnung 45

Fünftes Kapitel. Schulzeit. Ignaz Richter und der feindliche General. Glashandel. Sonst und jetzt. Ein Hungerjahr. Politische Lage 1805 58

Sechstes Kapitel. Das Unglücksjahr 1806. Allgemeines. Graf Hoym und die Ereignisse in Schlesien. Kopflosigkeit der Behörden. Die

Seite

Festungskommandanten. Graf Pückler. Die Freiherren v. Lüttwitz. Graf Götzen, der Retter Schlesiens. Glogau. Belagerung und Fall von Breslau 66

Siebentes Kapitel. Brieg – Kosel – Schweidnitz. Ein Abenteuer meines Vaters. Einfall der Feinde in die Grafschaft Glatz. Fürst Pleß tritt auf österreichisches Gebiet über. Parteigängerkrieg. Graf Götzen in Wien. Neisse. Kräftige Belebung des Widerstandes. Graf Götzen an der Spitze der Verteidigung . . 98

Achtes Kapitel. Die Familie des Grafen Götzen. Fürst Pleß wird abberufen. Eigenartige Lage des Grafen. Er erkrankt. Verräter in seiner Umgebung. Mein Vater als Vertrauensmann. Kleiner Krieg 118

Neuntes Kapitel. Wie Ignaz Knötel Soldat wurde. Major v. Blumenstein. Sein Tischgespräch mit Goethe. Seine Erfindungen. Neuer Geist im Heere. Unterricht. Prinz August. Zeichnerische Anlagen meines Vaters. Stimmungen im Jahre 1809. Das schwarze Korps. Zurüstungen zum Kriege. Premierleutnant Holsche 126

Zehntes Kapitel. Bis zum Jahre 1813. Kriegserinnerungen meines Onkels Benedikt. Meines Vaters Kriegserlebnisse. Opferwilligkeit der Bauern. Marsch durch Böhmen. Die Schlacht bei Dresden. Das Ende zweier Kameraden. Bei Kulm. Versprengt. Lager bei Töplitz 143

Elftes Kapitel. Bis zum 20. Oktober 1813. Eine preußische Patriotin in Hof. Vor Erfurt. Nervenfieber. Im Lazarett zu Eisenach. Ein österreichischer Feldarzt als Retter. Genesen

Seite

und wieder erkrankt. Quartier in Gotha. Eine Erinnerung an das Wartburgfest 1848. Nach Frankreich. Wie Ignaz Knötel einmal gepredigt hat. Ein gezähmter Widerspenstiger. Abenteuer mit bewaffneten Bauern. Holsche am Montmartre 155

Zwölftes Kapitel. In Brabant. Wieder ins Feld — 1815. Ligny. Verwundet. Feuersbrunst in Wawre. Die Sonne von Belle-Alliance. Biwak auf dem Schlachtfelde. Napoleons Wagen. Vor Avesnes. Um und in Paris. Marsch nach der Normandie. Land und Leute. Heimkehr 167

Zweites Buch

Erzählungen meiner Mutter

Erstes Kapitel. Erste Jugend. Spinnstubengeschichten. Sommersingen und andre Volksgebräuche. Leben auf dem Lande. Zigeuner und Krumpholzmänner. Erbunterthänigkeit. Bäuerlicher Wohlstand vor dem Kriege. Zustand der Straßen. Die ersten Kartoffeln. Ein Verwandter. Die Königin Luise . . . 191

Zweites Kapitel. Meine Mutter hält Schule. Frankenstein. Bürger und Beamte. Ein Flagellant. Das Dominikanerkloster . . . 209

Drittes Kapitel. Das Regiment Sanitz. Soldatenleben vor dem Kriege 1806. Deserteure. Ein Komplott. Verbrecher. Die Soldatenweiber 215

Viertes Kapitel. Die Jahre 1804 bis 1806. Schlechtes Geld. Volk und Heer. Ausmarsch der Sanitzer. Ihr Verhalten bei Jena. Rück-

Seite

kehr der geschlagnen Truppen. Weitere Ereignisse. Scharmützel am Gumberge. Ankunft des Feindes. Wartha. Kriegsgefangne. Die Rheinbundtruppen. Graf Götzen und Lefebvre. Krieg in der Grafschaft. Gefecht bei Kanth 230

Fünftes Kapitel. Jerome Napoleon. Leutnant Negro. Kampf bei Silberberg. Maßnahmen des Grafen Götzen. Verhandlungen. Glatz und seine Befestigungen. Der Fall von Neisse. Jerome, Vandamme und Graf Götzen in Friedrichswartha. Neue Kämpfe. Der Lagersturm in der Johannisnacht 265

Sechstes Kapitel. Folgen des Lagersturms. Neue Verhandlungen. Konvention. Erlebnisse meines Onkels Karl. Ereignisse in Silberberg 303

Siebentes Kapitel. Friede! Kontinentalsperre. Räuberunwesen. Abzug der Feinde. Neue Städteordnung. Steuern. Aufhebung der Klöster. Das Jahr 1812. Die Erhebung von 1813. Die Landwehr. Ausmarsch. Ereignisse bis zum Waffenstillstande. Die Russen 321

Achtes Kapitel. Durchmärsche. Stimmung im Volke. Der gefangne Vandamme. Die Verwundeten. Erlebnisse des Franz Hübner. Tod des Onkels Amand. Onkel Florians Kriegserinnerungen 342

Erstes Buch

Aus den Erzählungen meines Vaters

Erstes Kapitel

Das braunauische Ländel. Die Vorfahren meines Vaters

Unsre Vorfahren waren in der Grafschaft Glatz und dem benachbarten braunauischen Ländel sässig. Obgleich politisch getrennt und — wie früher ja auch die genannte Grafschaft — zu Böhmen gehörig, bildet das Ländel bei seiner Lage innerhalb des Gebirgswalles und nach Sitte und Sprache seiner Bewohner im Grunde genommen einen Teil der Grafschaf.[1]) Den geschichtlichen Nachrichten zufolge wurden diese Striche, damals vorwiegend Waldland und schlecht bevölkert, hoch im dreizehnten Jahrhundert von König Ottokar II., dem Zeitgenossen von Rudolf von Habsburg, den Deutschen zur Besiedlung und zum Anbau eingeräumt. Sie haben Wälder ausgerodet, Dörfer und Städte angelegt, vorhandne stärker bevölkert, den Bergbau und andre Dinge eingeführt. Woher

1) In der Zeitschrift Globus 1894, S. 136 findet sich ein längerer lesenswerter Aufsatz von Havelka über Haus und Hof im Braunauer Ländchen. Vgl. von demselben Verfasser Globus Bd. 65, Nr. 4: Die deutsche Besiedlung und die Namen des Braunauer Ländchens in Böhmen.

die große Masse dieser Einwandrer gekommen ist, davon giebt Zeugnis die im ganzen Sudetengebiete heimische oberdeutsche Sprache, die dem Fränkischen, wie es südlich vom Thüringerwalde in den Maingegenden gesprochen wird, außerordentlich nahe kommt.[1]) Da unsre Vorfahren der ländlichen, dorfsässigen Bevölkerung angehörten, so ist es sehr wahrscheinlich, daß sie von solchen ersten Ansiedlern abstammten. Dafür spricht auch unser Familienname, der, wie mein Vater noch wußte, eigentlich Knittel lautete — ein Name, der süddeutsch ist und in Bayern bis ins Elsaß hinein, aber auch in Schlesien nicht ganz selten vorkommt. In der Grafschaft Glatz tauchen schon vor Jahrhunderten namhafte Männer damit auf, auch kommt er in der nächsten Nachbarschaft vor. Die Veränderung, die er erlitten hat, erklärt sich aus dem Umstande, daß früher viele Leute nicht lesen und schreiben konnten, daher oft selbst nicht wußten, wie sie sich eigentlich nennen sollten, und es den Schreibkundigen, z. B. Schulzen, Gerichten überließen, was sie niedersetzen wollten. Wenn dann der Name auf einem Zeugnisse, einem Ausweise,

---

1) Der verstorbne Direktor der Realschule in Sprottau (Niederschlesien) Robert Rösler, ein geschätzter Dichter in schlesischer Mundart, hat es durch wörtlich übersetzte, neben einander gedruckte Texte beider Mundarten dargethan. Ortsnamen wie Frankenberg, Frankenstein, Frankenthal kommen bestätigend hinzu; ebenso ist das Bauernhaus der Sudeten fränkisch. Dabei findet sich auch einzelnes, das an Bayern, Hessen, Schwaben erinnert. So z. B. heißt der Brauer und der Bäcker in glätzischer Mundart, ähnlich wie in Bayern, der Bräu, der Becke; die scherzhafte Drohung: „Wart nur, ich werde dich schon habren" erklärt sich aus dem bayrischen Haberfeldtreiben. Auch die Sitte der Rebretter in der Grafschaft ist bayrisch. Das Brett, worauf die Leiche gelegen hat, wird nämlich, mit drei Kreuzen versehen, auf dem Fußwege eingelegt, damit die Vorübergehenden für die Ruhe des Toten ein Vaterunser beten. Ich habe solche Rebretter im Eulsdorfe an der Hohen Eule gesehen. Hessisch ist das schlesische ock oder ocke statt nur. Jekerla ist schwäbisch jegerle, u. a.

Scheine stand, so galt er in dieser Fassung; dazu kam unter Umständen, wenn er nicht hinlänglich wohllautend erschien, absichtliche Verkünstelung. So schrieb sich z. B. ein in der Stadt Neurode sässiger Leinwandfabrikant, ein Verwandter der Familie, den wahrscheinlich schon Friedrich der Große zum Kommerzienrat gemacht hatte, Gnedel. Wie ich vor vielen Jahren in einem Aufsatze der Grenzboten las, spielte er mit einigen andern angesehenen Leuten in einem Prozesse, den die Stadt Neurode mit dem Grundherrn Baron von Stillfried führte, eine hervortretende Rolle. Ein Sohn von ihm war wohl der Kommerzienrat Gnedel, der, als ich in den dreißiger Jahren das Gymnasium zu Glatz besuchte, daselbst als Rentier lebte, und den mir einmal mein Vater mit Bestimmtheit als Verwandten bezeichnete. Ein Enkel dieses Mannes saß in den untern Klassen mit mir auf der Schulbank. Er schrieb sich sogar, wenn ich nicht irre, Genedl oder Genedel, was wir des Spaßes halber manchmal französisch aussprachen.

Das Städtchen Braunau ist in der Umgegend vornehmlich bekannt und genannt durch sein großes, reiches Benediktinerstift, das sich in alten Zeiten große Verdienste um die Kultur des Landes erworben hat. Seine Äbte waren einst mächtige Herren und sind noch jetzt von Bedeutung. Es ist bekannt, daß die Schließung einer protestantischen Kirche durch den Abt von Braunau neben einem zweiten ähnlichen Falle zu Klostergrab die erste Veranlassung zum Ausbruche des dreißigjährigen Krieges gab. Zwischen Braunau nun und Halbstadt, in der Nachbarschaft der durch ihre Felsenlabyrinthe weithin bekannten, vielbesuchten Orte Weckelsdorf und Adersbach liegt ein Dorf, Hauptmannsdorf, aus dem bald nach dem siebenjährigen Kriege, also etwa 1764, mein Urgroßvater ausgewandert und über die nahe Grenze ge-

gangen ist, um auf preußischem Gebiete sein Glück zu versuchen. Denn König Friedrich lud, um sein hart hergenommnes Land neu zu bevölkern, fremde Ansiedler ein, sich in seinen Staaten niederzulassen, und zahlte den Ärmern sogar zwanzig Thaler Unterstützungsgeld, was damals schon für eine ansehnliche Summe galt. So benutzten denn viele der Grenzbewohner die gebotene Gelegenheit, und unter ihnen auch mein Urgroßvater, doch ohne den erwähnten Vorteil zu genießen. Er hatte in Hauptmannsdorf wohl nicht viel zu verlieren, nachdem er das Beste verloren hatte. Denn sein junges Weib war dem noch jungen rüstigen Manne gestorben und hatte ihm zwei kleine Knaben hinterlassen. Mit diesen, von denen der eine, Benedikt mit Namen, mein Großvater werden sollte, ging er über den Höhenzug, der die Grenze bildet, und nahm seinen Wohnsitz in Ludwigsdorf, einem ansehnlichen Kirchdorfe, das in einem langen Thalgrunde zwischen Neurode und Königswalde liegt, wo ein Übergang über das Gebirge ist — der durch ein im Jahre 1807 vorgefallnes größeres Gefecht namhafte Paß von Königswalde.

Wie sich dieser mein Vorfahr in Ludwigsdorf genährt, und ob er vielleicht ein kleines Besitztum gehabt hat, weiß ich nicht, doch ist es mir sehr wahrscheinlich, daß er den später in der Familie heimischen Glashandel mitgebracht und weiter betrieben hat. Dies schließe ich namentlich aus dem Umstande, daß man fortgesetzt einen Teil der Waren aus böhmischen Hütten bezog und nicht selten über die Grenze ging, die damals auf das Volksleben wenig Einfluß hatte. Soviel ich weiß, ist das jetzt noch der Fall. Da mein Großvater Benedikt imstande war, mit Beihilfe seines Vaters sich eine kleine Wirtschaft zu gründen, so kann dieser nicht ganz ohne Mittel gewesen sein. Denn als bald nach dem sogenannten Kartoffelkriege,

d. i. dem bayrischen Erbfolgekriege, der vor allem die Grafschaft Glatz sehr hart betroffen hatte, der Baron Stillfried auf Hausdorf — Nachbardorf östlich von Ludwigsdorf — die Kolonie Liergrund anlegte, war Benedikt K. unter den ersten Ansiedlern, der dem genannten Grundherrn einen Baugrund und einige Morgen Land abkaufte. Da es heißt, daß man damals im Walde Reste von massiven Gebäuden und einer Metallschmelze gefunden habe, so muß der Ort durch lange Vernachlässigung ganz verwaldet gewesen, und man muß sich mit der Axt Licht und Raum verschafft haben. Bei dem damaligen Überfluß an Holz baute man auf der glätzischen Seite des Eulengebirges durchgängig mit aufeinander gelegten, wenig behaunen Balken, deren Zwischenräume und Fugen man mit Moos verstopfte, also nach Art der Blockhäuser. Ein solches Schrothäuschen mit dazu gehörigen Stalle und Scheuer baute sich nun auch Benedikt K., wie man sagt, auf grünem Rasen in nächster Nähe eines aus den Bergen kommenden, lautrauschenden Waldbaches.

Hausdorf[1]) ist ein langes Dorf, das sich von der Hohen Eule im Norden an einem Wasserlaufe entlang nach Süden auf die Stadt Neurode zu hinzieht und in die Gemeinden Ober- und Niederhausdorf zerfällt. Nordöstlich führt eine Straße über das Gebirge nach dem großen, vielberufnen Weber- und Fabrikdorfe Langenbielau, eine andre nach Schweidnitz hin. Der genannte Liergrund gehört zu Niederhausdorf und liegt östlich zwischen diesem und dem 1360 Fuß hohen Lierberge. Beide haben ihren Namen von den dort häufigen und in besondrer

1) Hausdorf, auch Glätzisch-Hausdorf genannt, zum Unterschiede von Schlesisch-Hausdorf bei Waldenburg, hat seinen Namen nicht vom Hause, sondern vom Namen seines Stifters Hugo oder Haug, daher lateinisch in den Urkunden Hugonis villa.

Schönheit wachsenden Lärchenbäumen, mundartlich Lieren genannt. Der Liergrund liegt am Fuße des 2680 Fuß hohen Otter- oder Ottensteins und der dahinter sich erhebenden 2970 Fuß hohen Sonnenkoppe, einer der höchsten Koppen des Eulengebirges, und zieht sich als eine ganz ebne Wiesenaue zwischen zwei muntern Forellenbächen nach Süden zu. Darauf liegen sehr zerstreut eine Anzahl kleiner, von Webern, Bergleuten und Bleichern bewohnter Wirtschaften und Häuser, und etwa in der Mitte eine Bleiche, der gegenüber meines Großvaters bescheidnes Hauswesen lag. Er heiratete allem Anschein nach im Jahre 1784 oder 1785 und machte nach den Ansichten jener Leute eine gute Partie. Denn er heiratete Rosina Fischer, die Tochter des Gottfried Fischer vom Oberberge, der, weil er etwas mehr Vieh als andre hatte, für reich galt. Dieser Gottfried Fischer, Vater meiner Großmutter, ist in Ehren hundertunddrei Jahre alt geworden und eines Tages im Kreise seiner Kinder und Enkel bei der Abendsuppe sanft und selig eingeschlafen. Er legte den Löffel weg und war hinüber. Von meiner Großmutter wurde mir erzählt, daß einmal, als sie an der Sonnenkoppe die Ziegen hütete, ein Wolf aus dem Busche hervorgekommen sei und ihr ein Zickelchen geraubt habe, dann auch, daß sie später eine Zeit lang Kindermädchen in der Familie des Gutsherrn Baron von Stillfried auf dem Otterstein gewesen sei. In den schlesischen Provinzialblättern alter Folge wird in der That berichtet, daß während des siebenjährigen Krieges die Wölfe ungemein zugenommen und lange Zeit hindurch eine arge Landplage gebildet hätten. Da gegenwärtig auf dem genannten Berge keine Ruinen zu sehen sind, so kann das Gebäude darauf nur ein Holzbau und eine Sommerwohnung gewesen sein. Da es wirklich hier sehr viele Ottern giebt und die Sage von einem

verwunschnen Prinzen, der als Otternkönig mit goldner Krone und vielen andern Verzauberten im Berge hause, hier vorhanden ist, so ist Otterstein oder Otternstein wohl der richtige Name dieses Berges, von dessen Höhe man, wie ich mich erinnere, sehr deutlich die Schneekoppe und das Riesengebirge in seiner schmalen Kante sehen kann. Noch weit schöner und großartiger ist die Aussicht von der Höhe der Sonnenkoppe. Man hat da etwas nordöstlich die breit hingelagerte Pyramide des Zobten mit dem davor liegenden niedrigern Koltschenberge vor sich und davor und zu beiden Seiten das schöne gesegnete Land Schlesien von den Strehlener Bergen und dem Buchwalde im Osten bis zu der weiten Ebne im Westen. Man sah Frankenstein, dann ganz nahe Reichenbach und viele oft meilenlange Dörfer, wie z. B. Peilau, Langenbielau, Peterswaldau, Dreißighuben, dann weiter westlich Schweidnitz mit seinem großen Turme und drüber hinaus Striegau mit seiner hohen turmlosen Kirche und den drei Bergen dahinter, von denen der westlichste an das Schlachtfeld von Hohenfriedberg angrenzt. Davor liegt das Schlachtfeld von Burkersdorf. Weiter links davon erblickt man die Waldenburger Berge und darüber hinaus das Riesengebirge, nach Süden aber überschaut man das ganze, rings von Bergen eingeschlossene Glatzer Land, die seltsam gezackte Heuscheuer und die ähnlichen Berge der Nachbarschaft, die Hohe Mense, den Heidelberg bei Habelschwert, sodann im Süden den großen Schneeberg und im Osten die Droschkauer Kämme des Reichensteiner Gebirges, davor in buntester Abwechslung Dörfer, Höhen, Felder, Wälder.

Ich habe meine Großmutter, da sie sehr alt wurde, noch wohl gekannt. Sie war eine große Frau mit gutmütigem Gesichte, sehr einfach, wenig und langsam in ihrer Mundart sprechend; doch konnte sie

„aus dem Büchel beten," d. h. lesen. Gewöhnlich kam sie einmal im Jahre, im Sommer, über Silberberg herunter auf einige Tage zum Besuch nach Frankenstein und hatte dann einen kleinen Vetter an der Hand, der sich über die große schöne Stadt wunderte, und auf dem Rücken im „Heutuche" einen Korb, in dem sie Ziegenkäse, Himbeeren, Pilze und dergleichen und ihren „Kram," d. h. Sonntagsstaat, mitbrachte. Wenn sie am Sonntag mit in die Kirche ging, fiel sie durch ihre glätzische Tracht auf. Denn um Frankenstein trugen damals die verheirateten Frauen vom Lande als Festtracht Goldkappen, die Glatzerinnen dagegen Drahthauben. Bei den Goldkappen war die eigentliche Kappe mit gemustertem Goldstück überzogen und an ihr zu beiden Seiten waren breite steife Spitzenränder, die vorn vor der Stirn abwärts in einer Schnebbe endeten. Im Nacken hingen Bänder herab. Die Drahthaube war ähnlich, nur nicht mit Goldstück überzogen, hatte aber dabei so breite Ränder, daß man sie, um dem Zusammenfallen zuvorzukommen, mit Draht gesteift hatte. Auf diesem breiten Spitzenbesatze lag dann noch etwas schmäler ein Geflecht von Posamenten.

Zweites Kapitel

Silberberg. Jugenderinnerungen. Die Köppriche. Kopernikus. Schlesier als Kolonisten des Ordenslandes Preußen. Ein Gewitter in den Bergen

Wenn wir, d. h. meine Eltern, ich und mein jüngerer Bruder, von Frankenstein aus unsre Verwandten zu Hausdorf besuchten, was der Regel nach im Sommer oder zur Zeit der Kirmes geschah, so führte uns die gebahnte gerade Neuröder Straße dahin über Silberberg, wo man das Gebirge überschreitet. Man hat da, ziemlich im Westen, stets die auf zwei Bergkuppen thronenden Festungswerke und das darunter in einer breiten Schlucht sich bergan ziehende Städtchen Silberberg vor Augen.[1]) Es ist im vierzehnten Jahrhundert von Bergleuten,

1) Silberberg ist von Frankenstein etwa anderthalb Meilen entfernt, und der Weg dahin vollständig eben. Nach Zurücklegung der ersten halben Meile kommt man in das große Kirchdorf Peterwitz, später in ein zweites großes Kirchdorf Schönwalde; beide hängen unmittelbar zusammen; das letztere reicht bis an die Unterstadt von Silberberg. Peterwitz hat ein dem Grafen Strachwitz gehöriges Schloß mit Park. In meiner Jugend gehörte es dem Landrat des Kreises, dem Vater des früh verstorbnen, sehr talentvollen Dichters Grafen Moritz Strachwitz. Ich bemerke das, weil Moritz Strachwitz mein Mitschüler auf dem Gymnasium zu Glatz war und namentlich mit mir in der Sekunda saß.

die hier silberhaltige Bleierze gruben, angelegt worden. Noch zeigt man den verlassenen Silberstollen. Friedrich der Große hat es dann, um sich einen völlig gesicherten Übergang in die Grafschaft Glatz und nach Böhmen zu schaffen, unmittelbar vor Ausbruch des bayrischen Erbfolgekrieges zur Festung gemacht — ein Bau, der, weil die Werke zum bedeutenden Teile aus den lebendigen Felsen herausgearbeitet werden mußten, dem sparsamen Könige mehrere Millionen Thaler gekostet hat. Dieser Festungsbau brachte natürlich Leben in die Gegend und beschäftigte viele Hunderte fleißiger Hände. Mein Großvater hatte dabei als junger Mensch Fuhren gethan. Im Jahre 1778, als das Werk fertig stand, zog Friedrich, zum Einmarsche in Böhmen bereit, hier am Fuße des Gebirges sein Heer zusammen und hatte sein Hauptquartier im Schlößchen zu Schönwalde, worin später gegen Ende Juni 1807 der bayrische General Deroy wohnte, als er von Glatz aus hierher zur Belagerung herangezogen war. Denn Silberberg war in die vom Grafen Götzen mit dem Prinzen Jerome vereinbarte Konvention nicht einbegriffen, und deshalb suchte der Feind diese Festung, die ihm trotz ihrer Kleinheit sehr unbequem gewesen war, noch kurz vor dem Friedensschlusse in seine Gewalt zu bekommen. Den mehr als 2000 Fuß hoch gelegnen Festungswerken vermochte man nichts anzuhaben, obwohl man die Hauptfestung zu überrumpeln versuchte und, nachdem man mit ungeheurer Mühe schweres Geschütz durch den Raschgrund auf den Kamm des Gebirges geschafft hatte, sie von der Hahnenkoppe aus bombardierte. Dafür mußte das arme Städtchen büßen; es war unten am Fuße des Berges und an beiden steil ansteigenden Seiten durch Pallisaden und an diesen auch durch mehrere Feldschanzen geschützt.

Da griffen in der Nacht vom 28. zum 29. Juni die Bayern die Unterstadt an, während andre früher schon die Berge erstiegen hatten und von den Seiten her einzudringen versuchten, was ihnen nach einigem Kampfe auch gelang. Sie erbrachen Häuser, von denen einige in Feuer aufgingen, plünderten und drangsalten die unglücklichen Einwohner, die, Männer, Weiber, Kinder, auf die Gassen herauseilten, aber hier neuem Unglück in die Arme liefen. Weinend und schreiend, im Dunkeln von einander abkommend, und der Mann die Frau, die Mutter das Kind suchend, irrten sie, mit den feindlichen Soldaten vermischt, in den Gassen umher, während eine bei Schönwalde errichtete Brandbatterie die Festung bewarf, und es aus der Luft von der Festung herab Granaten regnete. Denn um den Feind aus der Stadt zu vertreiben, ließ der Kommandant die Stadt von der Festung aus bombardieren, bis sie, zu gleicher Zeit von den Feinden angesteckt, in Brand aufging. Am Peter-Paulstage (29. Juni) stand ganz Silberberg in Flammen und brannte mit den beiden Kirchen und allen öffentlichen Gebäuden bis auf den Grund nieder. In Frankenstein, wo das Volk in großen Massen auf der hohen Terrasse des Schloßberges stand, hatte man das seltene Schauspiel der brennenden Stadt und des in einer Höhe von mehr als 2000 Fuß vor sich gehenden Bombardements. Meine Mutter, die damals als junges Mädchen unter den Zuschauern war, hat mir davon erzählt.

Das war der tragische Schluß des gesamten Krieges, dem unmittelbar darnach der Waffenstillstand und dann der Friede von Tilsit ein Ende machte. Man stellte in Schlesien Sammlungen für das unglückliche Silberberg an. Es wurde wieder aufgebaut, und zwar fast durchaus massiv — mit Ausnahme von Gebäuden wie Kommandantur, Post,

Gasthöfen meist kleine Häuschen, die wie Kasernen aneinanderstoßen, aber jedes mit seinem Giebel das nächst niedere um etwas überragend sich in ein paar Gassen bergauf ziehen. Die Besatzung bildete später sogenannte Garnisöner, alte Soldaten der Befreiungskriege, dann etwas Infanterie, Artilleristen und Pioniere. Es fiel auf, die Soldaten hier mit Stöcken gehen zu sehen. Das machte die Steilheit der Gassen, da man fortwährend steigen mußte. Ein zweimaliger Gang auf die Festung machte sehr müde.

Sie war später hauptsächlich Staatsgefängnis, und viele Demagogen und später Demokraten haben auf ihr gesessen. Als Gymnasiast habe ich sie einmal in Begleitung eines befreundeten Postsekretärs, der dort einen ihm bekannten Demagogen aufsuchen wollte, besucht und gesehen, wie man dort lebte. Auf dem höchsten Teile der Festung, dem Donjon, hielt ein Sergeant eine Art Restauration, und wenn die Gefangnen in die Stadt hinab und in das dortige Gasthaus oder in die an den Berglehnen wachsenden Haselnüsse gehen wollten, so durften sie das in Begleitung eines Garnisöners; diese Erlaubnis wurde ihnen später wieder entzogen, als der eine oder der andre sie zur Flucht benutzt hatte. Als ich dann anfangs der fünfziger Jahre wieder einmal oben war und auf dem Walle des Donjons stand, kamen auf einmal aus der Pforte des tiefer liegenden Forts Hohenstein eine Anzahl Zivilisten heraus. Mein Sergeant belehrte mich, das seien die Breslauer und Liegnitzer Rebellen, der Student Schlehahn, der Buchdrucker D'Oench und andre. Sie waren natürlich unter gehöriger Begleitung, um ihren Spaziergang zu machen. Auch habe ich im Jahre 1830 oder 1831, als wir bei einem solchen Ausfluge in dem unmittelbar unter dem Bergsattel gelegnen Wirtshause ein-

kehrten, eine Anzahl großer bärtiger und bepelzter Russen gesehen, die von den Polen über die Grenze gejagt und hier interniert mit preußischen Soldaten tranken und verkehrten.

Gegenwärtig ist Silberberg als Festung aufgehoben, und in den unter der Hauptfestung an der schief aufsteigenden Straße liegenden Kasernen hausen jetzt Arbeiter der großen Eppnerschen Uhrenfabrik, die Festungswerke aber sind dem Verfall überlassen und stehen den Besuchern offen, die hinaufsteigen, um die reizenden Aussichten zu genießen.

Die gebahnte Straße führt über das Joch zwischen den beiden Festungshöhen hindurch. Ich erinnre mich, daß hier ein hoher Galgen stand — der einzige, den ich gesehen habe —, an dem eine Anzahl von Namen angeschlagen war. Die Straße fällt sofort steil ab und führt in Windungen zur Tiefe. Wir benutzten sie gewöhnlich nicht, sondern wandten uns, die Wanderung zu Fuß machend, rechts ab, wo die sogenannte Kanonenstraße unter den hohen Wällen der Strohhauben (befestigte Berggipfel) hinführte und dann weiter auf dem Kamme des Eulengebirges hin. Diese Fußwandrungen gehören zu meinen schönsten Jugenderinnerungen, und ich habe auf ihnen viel gelernt. Vor allem wurde die Neugierde, wie es wohl hinter den Bergen aussehen möge, ausreichend befriedigt, und ich weiß noch, welche Freude ich empfand, wenn der sie verhüllende blaue Dunst immer durchsichtiger wurde und immer deutlicher die dunkeln Fichten und Tannen und das hellere Laubholz unterscheiden ließ. Wie eine Wunderwelt eröffnete es sich mir auf der Höhe der Berge und in den Thälern. Denn auf der einen Seite, rechts, hatte man den freien Ausblick auf weite Flächen Schlesiens mit Ebnen, Bergen, Hügeln, Städten und Dörfern, und auf der andern den ganz verschiednen

Einblick in die von Bergen umgebne Grafschaft Glatz. Ich habe dabei viel gelernt, denn mein Vater war hier überall zu Hause und zeigte uns alle ins Auge fallenden Berge und nannte sie mit Namen, ebenso die Städte und Dörfer. Dabei lehrte er uns die Baumarten unterscheiden, Fichte, Tanne, Lärche u. a., und machte uns aufmerksam auf Farnkraut, Wacholdersträuche, auf die verschiednen Pilzarten und Pflanzen, die wir noch nicht kannten, da sie nur im Gebirge vorkommen; dabei sahen wir rote und schwarze Eichhörnchen an den Bäumen auf und ab springen und bisweilen ein Reh, das neugierig aus dem Dickicht herauslugte und dann eilig davon sprang. Wir hörten den Specht hämmern, die Amsel und andre Vögel singen, den Nußhäher krähen, und wurden darüber belehrt. Denn mein Vater kannte die Waldvögel sehr genau und erkannte sie an ihrer Stimme. Auf der andern Seite, wenn wir hinter dem einsamen Hahnvorwerke am Geiersberge ins Thal hinabstiegen, sahen wir neue Dinge; da lag das Dorf Volpersdorf mit seiner Kirche, da gab es Kohlengruben und Bergleute und am Berge, von dem wir gekommen waren, ein Forsthaus mit Hirschgeweihen am Giebel und eine Fuchslauer.

Einmal, als wir über den Gutshof gingen, waren wir Zeugen einer sehr spaßhaften Geschichte. Man schwemmte und wusch gerade Schafe und hatte deshalb zwei Stangen oder Reihen von Stangen über den Teich gelegt, zwischen denen, von hochgeschürzten Mägden empfangen, gewaschen und weitergeschoben, die Schafe der Reihe nach durchs Wasser geführt wurden. Nun stand nahe am Teiche ein Handwerksbursche mit seinem großen Päckel auf dem Rücken, der guter Laune war und sich über die Mägde lustig zu machen suchte. Da auf einmal ergriff ihn eine, die außen stand, ein großes, starkes Frauenzimmer, un-

versehens beim Kragen und schleppte ihn zum Teiche, wo ihn eine zweite packte und wie ein Schaf in die Reihe brachte; eine dritte, eine vierte, eine fünfte griff zu, und so wurde der arme Kerl mitten unter den Schafen über den ganzen Teich geschwemmt. Als er wieder ans Trockne gesetzt war, bot er den traurigsten Anblick dar; denn von oben bis unten triefte er von Wasser, und an den Taschen seines schwarzen Fracks sah man, daß sie mit zusammengefochtenen Brotstücken gefüllt waren.

Vom Fuße des Berges führt dann der Weg rechts in das westlich vom Lierberge begrenzte Köpprichthal hinein, aus dem ein lautrauschendes Wasser hervorkommt. In diesem an schönen Baumgruppen reichen, nach Süden zu offnen Thale liegt das Dörfchen Köpprich oder, wie es in der Mundart genannt wird, die Köpprichen (de Kepprija). Es besteht aus einer Anzahl zerstreut liegender Häuschen und kleiner Wirtschaften und einer nördlich am Fuße der Gebirgskette liegenden Mühle. Es ist erst im vorigen Jahrhundert angelegt worden an der Stelle oder in der Nähe einer untergegangnen Ortschaft, die man als Altköpprich bezeichnet hat. Diese muß weit bedeutender gewesen sein; denn wie jetzt fest steht, ist hier seit sehr alten Zeiten, mindestens seit dem vierzehnten Jahrhundert, Bergbau auf Kupfer betrieben worden. In schlimmen Zeiten, wie z. B. im dreißigjährigen und später im siebenjährigen Kriege, ist er eingestellt, aber immer wieder, selbst noch im Jahre 1850, neu aufgenommen worden. Nach dem Urteile fachkundiger Leute sollen die vorhandnen Erzmittel immer noch bedeutend und der letztgemachte Versuch nur deshalb verunglückt sein, weil die dazu angestellten Bergleute und Beamten nicht die nötigen Kenntnisse gehabt hätten. Es ist daher anzunehmen, daß der Bergbau, als die Minen noch nicht erschöpft waren, sehr be-

deutend und sehr lohnend gewesen ist. Große, zu beiden Seiten des Lierberges aufgehäufte Schlackenhalden sprechen dafür.

Bei einer dieser Fußwanderungen, die ich als Gymnasiast mit meinem Vater allein machte, sagte dieser: „Die Leute nennen diesen Ort hier die Köpprichen; das ist nicht richtig; er heißt eigentlich Köppernik und wäre so zu schreiben.“ Da ich wußte, daß die Gelehrten in früherer Zeit ihre Namen zu latinisieren pflegten, so dachte ich, das ist ja derselbe Name wie Kopernikus. In der That hieß der berühmte Astronom eigentlich Nikolaus Koppernik. Ich konnte damals gar nicht oder nur dunkel ahnen, daß hier ein Zusammenhang stattfinde, wie er in der That vorhanden war, und wie er später wie durch Zufall zu Tage kam. Im Jahre 1872 sollte in Thorn das vierhundertjährige Kopernikusjubiläum gefeiert werden, und alles sprach von Kopernikus, schrieb über ihn und forschte nach seiner Lebensgeschichte. Vor allen that das der deutsche Kopernikusverein zu Thorn, in dessen Auftrage der verstorbne Dr. Prowe die große Lebensbeschreibung des Genannten verfaßt hat. Damals war namentlich Streit, ob Kopernikus ein Deutscher oder Pole von Abkunft gewesen sei, auch wurden Vermutungen über den Ursprung seiner Familie angestellt. Nun brachten schon im Anfange des Jahres die Schlesischen Provinzialblätter (Heft 1, S. 49) die kurze Mitteilung:

„Der Kopernikus-Verein zu Thorn konstatierte aus dem Schöppenbuche, daß Kopernikus aus Frankenstein in Schlesien stamme.“

Damit konnte ich ihn also als halben Landsmann betrachten. Ich wurde eines Abends, als ich mich mit einem Freunde in sehr ruhiger Weise über die Ansprüche der Deutschen und der Polen unterhielt, auf diese Notiz aufmerksam gemacht; kein Wunder, daß

mir sofort die obige Geschichte aus meiner Knabenzeit einfiel, und ich sofort die Vermutung machte, daß Kopernikus aus Köppernik bei Neurode stamme — eine Vermutung, die sich bald vollkommen bestätigen sollte. Mit voller Beistimmung meines Freundes teilte ich sie sofort dem erwähnten Vereine mit, beschrieb in dem Briefe die Lage des Ortes und erwähnte, daß man daselbst Bergbau auf ein Metall getrieben habe. Daß es Kupfer gewesen sei, wußte ich damals noch nicht. Nach wenigen Tagen erhielt ich Antwort. Ein Mitglied des Vereins dankte mir in seinem Namen für diese Mitteilung und forderte mich im Interesse der Sache auf, weitere Forschungen anzustellen; ich hätte von Erz oder Metall gesprochen, ich möchte doch nachforschen, ob dieses nicht vielleicht Kupfer gewesen sei; denn des Astronomen Vater habe mit Kupfer nach Danzig gehandelt, und man besitze dort von ihm noch Rechnungen über geliefertes Kupfer; ferner werde er als Schmied (faber ferrarius) bezeichnet, dann sei Kopernikus in der Straße geboren, wo die Schmiede beisammen wohnten, und in seinem Geburtshause sei eine Schmiede gewesen und noch jetzt vorhanden; sodann trete in einer Urkunde von 1422 ein Hans Koppirsmed mit einer Margritte Koppirnikynne auf, die beide eine Erbschaft aus Frankenstein machten, von wo ein Petir Koppirnick noch uswisunge der stat Frankenstein Brieff sie nach Thorn übermittelte; ja in dem Namen Koppernik, Cupernik, Kophernik stecke vielleicht das Wort Kopper, Kupfer.

Wie dieser Peter Koppernik beweist, war die Familie in Frankenstein ansässig. Man kann mit Bestimmtheit annehmen, daß der Hans Koppersmed mit richtigem Namen ein Johannes Koppernik war, wie ein um diese Zeiten in Krakau auftauchender Geschlechtsvetter hieß, ferner, daß der Frankensteiner

Erblasser derselben Familie angehörte, deren Vorhandensein ferner durch eine im Pfarrarchive zu Frankenstein aufbewahrte Urkunde bezeugt ist. Denn darnach war im Jahre 1446 ein Frankensteiner Bürger Nikolaus Köppernick gestorben und hatte in seinem Testament im Einverständnisse mit seiner Ehefrau Dorothea an der Pfarrkirche eine Früh- oder sogenannte Auroramesse „für die armen Leute, so zeitig in die Arbeit müssen," gestiftet. Er hatte dafür einen jährlichen Zins von 14 Mark (etwa 420 Mark unsers Geldes) ausgesetzt. Vielleicht war auch er seines Zeichens ein Kupferschmied, und der Jakob Kupferschmied, der 1530 vom Herzoge Karl von Münsterberg ein Privilegium erhielt, auf städtischem Grund und Boden auf Kupfer zu graben, wahrscheinlich, ähnlich wie der Thorner Hans Koppirsmed, ein Köppernik. Man sieht daraus, daß dieses Gewerbe hier blühte, wie denn auch nachgewiesen ist, daß die Herzoge von Münsterberg zu Reichenstein, wo man früher auf Gold, heut auf Arsenik gräbt, Kupfergruben gehabt haben. Man kann also mit Bestimmtheit annehmen, daß der Stifter dieser Frankensteiner Kupferschmiedefamilie, und zwar spätestens in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, aus den Köpprichen bei Neurode gekommen ist und sich nach einer tausendfach bezeugten Sitte den Namen seines Geburtsorts oder seines frühern Aufenthalts beigelegt hat. Der Taufname Nikolaus, den der Frankensteiner von 1446, sodann der Vater des Astronomen, sowie dieser selbst und ein vierter freilich angezweifelter Krakauer Köppernick vom Jahre 1397 tragen, zeigt klärlich, daß die Familie den heiligen Nikolaus als Schutzpatron verehrte, was sich vielleicht daraus erklärt, daß dieser zu den Patronen der Stadt Frankenstein gehörte. Die Begräbniskirche vor dem Breslauer Thore ist ihm geweiht.

Von hier sind nun schon vor 1400 Mitglieder der Familie nach Preußen und Polen, namentlich nach Thorn und Krakau gekommen und haben sich dort als Kupferschmiede niedergelassen, dabei auch, wie der Vater des Astronomen, Handel mit Kupfer getrieben, das sie jedenfalls aus der alten Heimat bezogen. Man kann daher annehmen, daß sie fortdauernd mit ihren dortigen Verwandten in Verbindung blieben, und daß diese an dem Handel beteiligt waren; man kann dies auch von zwei andern Familien annehmen, die aus derselben Gegend am Eulengebirge stammend zu Thorn wie zu Krakau in enger Verbindung mit den Köpperniken auftreten und als wohlhabende und angesehene Leute erscheinen, nämlich den Sweidnitzer und Waizenrode. Sie stammten jedenfalls aus der damals sehr bedeutenden Stadt Schweidnitz und dem in der Nähe gelegnen Dorfe Waizenrode. Alle drei und vielleicht noch andre mögen eine Handelsgesellschaft gebildet haben und so durch Geschäftsinteressen mit einander verbunden gewesen sein, die auch zu Verbindungen andrer Art führte. Des Astronomen Mutter war eine geborne Waizenrode, und ihr Vater Lukas Waizenrode war ein reicher und hochangesehener Mann in Thorn, dessen gleichnamiger Sohn, der Oheim des Astronomen, Bischof von Frauenburg wurde. Bekanntlich war der letztere Domherr daselbst, ebenso sein Bruder Andreas.

Als ich 1872 von Thorn aus die Aufforderung erhielt, Forschungen über den Bergbau in den Köpprichen anzustellen, war es, trotzdem daß das Handelshaus von Ruffer in Breslau in den fünfziger Jahren den Kupferbau wieder aufgenommen hatte, ganz unbekannt, was man an dem genannten Orte für ein Erz gegraben habe. Um die öffentliche Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand zu lenken, schrieb ich mehrere Aufsätze über die schlesisch-glätzische Her-

kunft des Nikolaus Kopernikus in die Schlesischen Provinzialblätter, die Schlesische Zeitung und die Vierteljahrsschrift für Geschichte und Heimatskunde der Grafschaft Glatz, die einiges Aufsehen machten und mir namhafte Mitforscher erweckten. Denn mein Universitätsfreund, der Redakteur der Schlesischen Provinzialblätter, Theodor Oelsner, der eine ausgebreitete Bekanntschaft in der Provinz besaß, nahm sich der Sache eifrig an und erhielt bald Zuschriften. In erster Reihe teilte der Wirkliche Geheime Rat und Oberzeremonienmeister Graf Dr. Stillfried von Alcantara, dessen Vorfahren seit uralter Zeit im Besitze der Herrschaft Hausdorf, Volpersdorf, Köpprich (auch Grundherren von Neurode) gewesen waren, dem Kopernikusvereine mit, daß einer von ihnen, Heinrich der Jüngere, noch im Jahre 1605 einen eignen Hüttenmeister zu Niederhausdorf gehalten habe, und daß vielleicht das Familienarchiv noch weitern Aufschluß über dieses Kupferbergwerk geben würde. Die Kirche zu Hausdorf besitze noch aus dem Jahre 1607 einen Kelch als Weihgeschenk aus einheimischem Erze. Nach Mitteilung des Pfarrers von Volpersdorf besaß auch die dortige Kirche Leuchter von Köppricher Kupfer. Graf Max Pilati auf Schlegel, selbst Grubenbesitzer und Sachverständiger, teilte mit, der Lierberg wimmle von eingesprengten Kupferkiesen, und die Bergleute, die vor dem dreißigjährigen Kriege diese Gruben ausgebeutet hätten, aber nach dessen Ausbruch zur Auswanderung gezwungen worden wären, seien Mansfelder gewesen; auch vor dem siebenjährigen Kriege hatte man Kupfer gegraben und diesen Bergbau nach ihm wieder erneut, ebenso, wie oben erwähnt wurde, noch im Jahre 1850, doch mit wenig Erfolg. Ein Bergverständiger, Obersteiger Völkel in Neurode, war im Besitz von Köppricher Kupferstufen und gab fachmännische Mitteilungen

über die besondre Beschaffenheit der dortigen Kupfererze. Der goldartige Überzug, den ich als Kind an den aus der Erde hervorragenden Steinrücken gesehen und angestaunt und später als Gymnasiast und angehender Mineraloge für Schwefelkies gehalten hatte, war darnach „ein etwas blasserer Kupferkies," das Gestein, auf dem er saß, Dolomit und Gabbro. Auch der hochangesehene Naturforscher Professor Dr. Göppert gab eine wertvolle Mitteilung über den Kupferbau in jener Gegend.

Gegenwärtig ist in den Köpprichen ein großes Gasthaus, das den Namen „Zum Kopernikus" führt, und wo man den hier einkehrenden Lustwanderern erzählt, zwar nicht der berühmte Astronom, wohl aber sein Vater sei hier zu Hause gewesen, und das sei eine alte Kunde. Natürlich ist daran nicht zu denken. Die Sage ist jünger als meine Anregungen zur Untersuchung dieser Frage und die Feststellung der erörterten Thatsachen.

Gemeinhin glaubt man, daß die deutsche Bevölkerung des ehemaligen Ordenslandes Preußen durchweg plattdeutsch und demnach aus Niedersachsen, Pommern u. a. eingewandert sei; bei diesen Untersuchungen trat aber die merkwürdige Thatsache zu Tage, daß Schlesien einen ganz unverhältnismäßig großen Anteil an der Besiedlung Preußens gehabt hat, und daß demnach ein großer Teil der heutigen Preußen schlesischer Abkunft ist. Noch heutzutage giebt es dort Gegenden, z. B. in einem Teile des Ermelandes, wo das Volk deutlich als schlesisch erkennbare Mundarten, das sogenannte Breslauische und Käselauische, spricht. Zwei Proben dieser Sprache, die mir vorgelegen haben, zeigen, bei kennbaren plattdeutschen Einflüssen, als Grundlage die schlesische

Gebirgsmundart, auch sind z. B. die Thorner Schöppenbücher nicht plattdeutsch, sondern in der damals auch in Schlesien gebräuchlichen oberdeutschen Schriftsprache abgefaßt, woraus hervorgeht, daß die Vaterstadt von Kopernikus durchaus keine niederdeutsche, sondern wahrscheinlich, wie wir bald sehen werden, eine schlesische Stiftung war. Alles dies erklärt sich aus dem großen Anteil, den Schlesien an dem Kampfe mit den heidnischen Preußen und an der Unterwerfung und Besiedlung des Landes genommen hat. Die Herbeirufung der damals aus Palästina vertriebnen deutschen Ordensritter zur Bändigung der wilden Preußen war der Gedanke des mächtigen schlesischen Herzogs Heinrichs des Bärtigen, Gemahls der heiligen Hedwig. Im Bunde mit dem Herzoge von Pommern, Swatopluk, und den Bischöfen von Breslau und Lebus unternahm er im Jahre 1219 den ersten Kreuzzug gegen die Preußen und erhielt schon im nächsten Jahre ansehnliche Strecken des Landes zum Besitz. 1232 und 1233 fanden wieder Züge von Schlesien nach Preußen statt, infolge deren Marienburg gegründet wurde. 1254 unternahm König Ottokar von Böhmen einen vierten und eroberte das Samland; auf einem fünften gründete er Königsberg. An beiden nahmen Schlesier teil. Sein Feldherr, der Bischof von Olmütz, Bruno von Schaumburg, der schon in Schlesien (bei Troppau) ein Braunsberg gegründet hatte, gründete ein zweites in Preußen. Wieder zog 1328 König Johann von Böhmen nach Preußen und erhielt das Dobriner Land zum Besitz, verkaufte es aber später wieder an den Orden. Die schweren Kämpfe, die dieser mit den wiederholt sich empörenden Preußen und dann mit den Polen und Litauern zu führen hatte, nötigten ihn, eine starke Kriegsmacht zu halten und Söldner anzuwerben. Die Anführer dieser Söldnerscharen nun waren in erster Reihe

schlesische, dann auch lausitzer und böhmische Edelleute, seltener Sachsen oder Franken. Während nun das eigentliche Ordensrittertum so gut wie ein Privilegium des bayrischen, schwäbischen, fränkischen, rheinischen Adels blieb, wurden solche Bandenführer vielfach Landmeister, Vögte, Befehlshaber der Städte und Burgen. In der blutigen Schlacht bei Tannenberg 1410, wo die Macht des Ordens den vereinten Polen und Litauern unterlag, und bei der Verteidigung von Marienburg fochten mehr als dreihundert schlesische Hauptleute und Rottenführer.[1])

In der genannten Schlacht stritt ein Herzog von Öls an der Seite des Großmeisters. Viele Schlesier waren Groß-Komture, Ober-Trapierer, Komture. Im Jahre 1454 zogen die Herzoge Rudolf und Balthasar von Sagan mit einem Heere von 4000 Mann dem bedrängten Orden zu Hilfe und schlugen in der Schlacht bei Konitz den König von Polen. Rudolf blieb darin, Balthasar aber eroberte das empörte Königsberg und unterwarf es wieder dem Orden. Auch aus diesem Zuge kennt man die Namen von gegen dreihundert Hauptleuten, die meist wohlbekannten schlesischen Adelsgeschlechtern, ausgestorbnen wie noch blühenden, angehören. Aus einem und demselben kommen oft drei bis vier, ja bis elf (z. B. von den Logaus) Brüder und Vettern vor. Die meisten waren wohl jüngere, besitzlose Söhne, die ihr Glück machen wollten. Auf diese Weise ist eine Anzahl schlesischer Familien nach Preußen verpflanzt worden.

Den Edelleuten und Kriegern folgten sehr zeitig schon Bürger und Bauern. Da die Empörungen der Preußen und die Einfälle der Polen und Litauer

1) Ein Herr B. von W., der in den Schlesischen Provinzialblättern 1875, S. 261 „über das Verhältnis der Schlesier zum Ordensstaate Preußen" geschrieben hat, führt sie namentlich auf.

feste, ummauerte Städte notwendig machten, so wurden solche regelmäßig angelegt, mit Ansiedlern bevölkert und mit Besatzungen versehen. Wenn nun eine ganz auffallend große Anzahl von Städten und Dörfern in der ganzen Ausdehnung des Preußenlandes schlesische Namen trägt, so kann das gar nicht anders erklärt werden als daß planmäßige Kolonieführungen aus den entsprechenden Orten Schlesiens stattfanden. So enthält unter andern das Ortsverzeichnis des Kreises Preußisch-Holland eine bedeutende Anzahl schlesischer Ortsnamen, von denen allein acht schlesischen Städten angehörig sind.[1]) Abgesehen davon findet man weitum zerstreut acht Orte mit dem Namen Münsterberg, zwei Frankenstein, zwei Heinrichau (Cisterzienserstift bei Münsterberg), einmal Henrikow geschrieben, ein Patschkau, ein Reichenbach, Liegnitz, Wohlau, Jägerndorf, Friedland, Kreuzburg, Rosenberg, Landeck u. a. Ferner finden sich in den verschiedensten Gegenden Preußens bis Litauen hin, gruppenweise zu zweien, dreien und mehr zusammenliegend, Dörfer mit Namen wie Lindenau, Liebenau, Bärwalde, Gallenau, Grunau, Bahnau gleichnamig mit Dörfern, die alle bei einander im Neißthale zwischen Frankenstein, Patschkau und Münsterberg liegen und einst dem dortigen Cisterzienserstifte Kamenz gehörten.[2]) Diese Abtei lag, ebenso wie das demselben Orden angehörige Heinrichau, in dem Fürstentume Münsterberg, dessen Hauptort Frankenstein war, wo noch die Ruinen des im dreißigjährigen Kriege zusammengeschossenen Residenzschlosses der alten Münster-

1) B. von W. a. a. O.

2) Kamenz mit seinem prachtvollen Schlosse ist bekanntlich gegenwärtig Besitz des Prinzen Albrecht, Regenten von Braunschweig, Heinrichau, von Heinrich dem Bärtigen gestiftet, Besitz der Großherzogin von Sachsen-Weimar, früher des Königs der Niederlande. Beide Stifte waren 1810 säkularisiert worden.

berger Herzöge zu sehen sind. Das achtmalige Vorkommen des Namens Münsterberg, das zweimalige von Frankenstein und Heinrichau, das von Patschkau, Reichenbach, die Namen der Kamenzer Stiftsdörfer in Preußen beweisen deutlich, daß bei der Besiedlung dieses Landes durch schlesische Einwandrer das Herzogtum Münsterberg in erster Reihe gestanden hat, und von hier ganz regelmäßig Auswanderungen stattgefunden haben und Städte und Dörfer gegründet worden sind. Zu diesen gehörte jedenfalls eine später eingegangne Stadt Frankenstein, deren Andenken mitten unter lauter polnischen Namen ein Walddörfchen Za-Frankenstein östlich von Thorn an der Drewenz erhält. Hieraus ersieht man, wie auf sehr einfache Weise Koppernike hierher und dann nach Thorn kommen konnten. Ein zweites Frankenstein liegt im Kreise Karthaus. Bei dieser Auswanderung mögen die Äbte von Kamenz und Heinrichau in erster Reihe beteiligt gewesen sein und Leute aus den Stiftsdörfern zur Ansiedlung in Preußen abgeschickt haben.

An die Köpprichen knüpft sich meine allererste Jugenderinnerung. Ich war ein Kind von zwei Jahren, als bei einer solchen Besuchsreise unsre kleine Gesellschaft, meine Eltern und meines Vaters jüngere Schwester, die mich als Wärterin trug, in dem engen Thale ein heftiges Gewitter überraschte. Es blitzte, donnerte und krachte, durch den Wiederhall an den Bergwänden vervielfältigt, in einem fort. Dieses schreckliche Gekrach und Geschmetter ist mir bis heutigen Tages in der Erinnerung geblieben. Natürlich schrie und weinte ich und verlangte, wie man mir später erzählt hat, nach Hause. Man versuchte mich zu beruhigen und sagte: „Wir gehen ja nach Hause"; ich soll aber das nicht geglaubt und fortwährend gesagt haben: „Da nicht Hause, da (auf

den Rückweg deutend) Hause." Ich habe auch noch eine dunkle Erinnerung, daß wir zu einem großen Feuer kamen, um das Leute herumsaßen. Es waren Köhler. Wie man mir gesagt hat, nahm mich hier, von meinem Vater bezahlt, ein starker Junge auf den Rücken und trug mich bis zur Behausung der Großeltern. Hier soll ich am Abend auf dem Schoße meines Großvaters noch sehr heiter gewesen sein.

Drittes Kapitel

Neurode und sein Gewerbfleiß. Die Weber. Langenbielau. Gerhart Hauptmann. Persönliche Erinnerungen aus der Zeit des Weberaufstandes

Die Gegend um Neurode ist reich an Naturschönheiten, aber im großen und ganzen wenig fruchtbar, und ihre Bewohner der Mehrzahl nach arm. Dies macht die Höhe der Lage, die gebirgige Beschaffenheit des Bodens und besondre geschichtliche Ursachen. Es giebt eine Anzahl großer, recht stattlicher Bauerndörfer, und man bebaut hier den Acker sehr fleißig, aber mit bedeutend geringerm Erfolge als drunten in dem fruchtbaren Striche unter dem Gebirge. Man war und ist also auf den Gewerbfleiß angewiesen. So war Neurode seit alter Zeit eine Tuchmacherstadt und hatte Absatz auf weite Entfernung. So holten z. B. bis gegen das Jahr 1830 die Russen Militärtuche von dort, und ich erinnre mich aus meiner Kindheit russische, mit drei Pferden neben einander bespannte Geschirre (Troika) gesehn zu haben, die durch unsre Stadt kamen. Als die Russen die Erfindung machten, daß sie selbst ihr Militärtuch sich herstellen könnten, kamen sie nicht mehr nach Neurode, die Tuchmacherei stand still, und das Städtchen verarmte vollständig. Wenn in Frankenstein, namentlich am Sonnabende,

sich ein „armer Reisender" durch die halboffne Thür kund gab, so war die erste Vermutung, die man aussprach, ein Neuröder Tuchmacher. Sie kamen in großer Anzahl herunter. Überhaupt ging es mit der noch ums Jahr 1800 blühenden Tuchmacherei rasch abwärts. Sie war einst in vielen schlesischen Landstädten zu Hause und von altem Herkommen. Im dreizehnten Jahrhundert hatten flandrische und wallonische Tuchmacher aus Ypern und andern Orten, wo sie blühte, das Tuchweben nach Schlesien und insbesondre nach Breslau gebracht; die durch den heutigen Neumarkt als Mittelpunkt noch wohl erkennbare Neustadt und eine selbständige, von der Altstadt gesonderte Kommune war eine Stiftung flandrischer Tuchweber, die schon im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts sich so stark fühlten, daß sie einen Aufstand gegen den Rat der Altstadt zu machen wagten. Da Schlesien schon damals ein Land fortgeschrittner Schafzucht war,[1]) so ist es begreiflich, daß dieser Gewerbzweig hier gedieh, und daß sich die Tuchmacherei auch in viele kleinere Städte verbreitete. Wie für viele andre Zweige, so sorgte Friedrich der Große auch für diesen, und die Tucherzeugung und der Tuchhandel blühte. Schlesien erlangte durch ihn den Ruf, die gewerbfleißigste und fortgeschrittenste Provinz des damaligen preußischen Staates zu sein, was sie denn im Vergleich mit Brandenburg, Pommern, Preußen, wo eine nicht übermäßig ergiebige Naturalwirtschaft vorwaltete, in der That

1) Noch vor dreißig bis vierzig Jahren hieß es, daß Schlesien im Besitze des goldnen Vließes sei, weil es eine ausgedehnte, mit großer Sorgfalt gepflegte Schafzucht besaß und in der Wollerzeugung obenan stand. Die Wollmärkte zu Breslau, die auch polnische und ungerische Wollproduzenten, sowie deutsche, französische, belgische, englische Fabrikanten in großer Anzahl besuchten, waren ungemein lebendig. Jetzt hört man nichts mehr vom goldnen Vließ, und der Streit, ob Rambouillé, ob Merino oder Negrettirasse zu züchten sei, hat aufgehört. Das goldne Vließ ist von Australien geraubt worden.

auch war. Wenn der große König die Hilfsquellen dieses gesegneten Landes ausbeutete und noch weit ergiebiger zu machen suchte, so wußte er, was er that. Seine Großmachtstellung beruhte nicht zum wenigsten auf seinen finanziellen Mitteln, und diese waren schmal. Die Provinz vergalt auch die Sorgfalt, die er auf Hebung und Vermehrung ihres Gewerbfleißes verwendete, und war bei seinem Tode ein Musterland, das die Aufmerksamkeit der Fremden auf sich zog. So machte noch im Jahre 1800 der amerikanische Gesandte und spätere Präsident John Adams um die Zeit, wo auch die Königin Luise Schlesien besuchte, eine Reise dahin, um diese Schöpfung des großen Königs kennen zu lernen. Im Verhältnis zu der heutigen Entwicklung der Industrie kommen uns freilich die damaligen Verhältnisse sehr bescheiden vor, aber es ist die Frage, ob sie nicht gesünder waren. John Adams findet auch manches auszusetzen, aber der Gesamteindruck, den er von Schlesien, seinen Industrien und der Betriebsamkeit seiner Bewohner gewonnen hat, ist kein unvorteilhafter, ja er findet, daß es in manchen Dingen, z. B. in seinen Gasthöfen, andern Gegenden von Deutschland voran sei. Merkwürdig ist, was er über die Tuchmacherei von Grünberg und andern Orten sagt. Er fand an solchen wohl dreißig bis vierzig selbständige Meister, die sich in die verschiednen Zweige der Tuchbereitung geteilt und alle ihr ganz erträgliches Auskommen hatten. Diese Selbständigkeit, meint er, würde aufhören, wenn die damals noch neuen Theorien von Adam Smith und die Maschinenweberei zur Geltung kämen; dann würde einer reich und alle die andern arm werden. Merkwürdiger Blick in die Zukunft! Für einen klaren, von dem Wahne der Zeitgenossen nicht umnebelten Kopf war es nicht schwer, das im Grunde sehr einfache Exempel auszurechnen. Auch Goethe soll sich

in ähnlicher Weise ausgesprochen haben. Gegenwärtig blüht noch die Tuchweberei hie und da, wie z. B. in Grünberg, aber an vielen andern Orten ist sie mit dem Aussterben der verarmten Tuchmacher erloschen; nur Namen wie Tuchmachergasse, Tuchrähmen und dergleichen erinnern hie und da noch an sie.

Ein ähnliches, aber weit traurigeres Schicksal hat die Leinweberei erfahren. Auch dieser Erwerbzweig ist sehr alt. Von jeher baute man in den fruchtbaren Gegenden unterhalb des Gebirges neben Getreide und andern Feldfrüchten viel Flachs. Waren die Stengel gereift, wurden sie ausgerissen, geröffelt, d. h. durch die Hechel gezogen und so von ihren Knotten (Samenkapseln) befreit, dann in einem besondern gewöhnlich einsam stehenden Hause, Brechhaus genannt, gedörrt und gebrochen, d. h. die Flachsfasern von den Holzfasern befreit, was durch ein besondres, ähnlich wie ein Dreschflegel gehandhabtes Werkzeug geschah. Weiber, Brechweiber genannt, besorgten diese Geschäfte. Der gereinigte Flachs wurde in Ballen, Kloben genannt, gebunden und dann zu Garn gesponnen. Die auf den Bauernhöfen dienenden Mägde erhielten neben ihrem andern Lohne der Regel nach so und so viel Kloben Flachs, die von ihnen namentlich an den Winterabenden in Gesellschaft versponnen wurden. Das fertige Garn wurde dann dem im Dorfe oder sonst in der Nähe wohnenden Weber übergeben, und die Webe dann zum Bleichen ins Gebirge geschickt, wenn man nicht schon das Garn hatte bleichen lassen. So wurde durchweg eine sehr kräftige, dauerhafte Hausleinwand hergestellt, auf die man große Stücke hielt; ein gehöriger Vorrat davon war der Stolz der Hausfrauen und der Mägde, deren wohlgefüllte Truhe dem Freier ein Zeichen war, daß er eine fleißige Wirtschafterin bekäme. Auch in den Städten wurde von Bürgerfrauen, Bürgermädchen,

ja auch wohl von Beamtenfrauen Garn gesponnen, und der Rockenstürzel, der Spinnrocken und das Spinnrädchen waren in vielen Häusern zu finden, ja ältere Personen spannen noch mit der Spille, die, durch Fingerschnalz in eine kreisende Bewegung gesetzt, den ausgezognen Faden drehte und um die Spille wickelte. Geübte Spinnerinnen spannen besonders feines und gleichmäßiges Garn, aus dem dann feinere Leinwand gewebt wurde.

Auf diese Weise drang mit dem Flachs- und Garnhandel die Leinweberei ins Gebirge ein; die kleinern Leute, die ein Häuschen, etwas Acker und Vieh hatten, verlegten sich darauf, weil sie einigen Nebenverdienst abwarf. Man hatte einen oder zwei Stühle in der Stube stehen, aber man webte nicht unausgesetzt daran, sondern wenn man einige Muße hatte, und dann webte bald die Frau, bald der Mann oder sonst ein Glied der Familie. Die Beschäftigung war auch damals wenig lohnend, aber bei der großen Genügsamkeit und harten Gewohnheit der Leute ermöglichte sie eine erträgliche Fristung des Lebens; so ausgehungert, mehr als bettelarm und körperlich heruntergebracht, wie heute, war damals die Weberbevölkerung nicht. Die Leinweberei blühte im ganzen Sudetengebirge, und es gab eine Zeit, wo die schlesische Leinwand den höchsten Ruf vorzüglicher Güte hatte. Sie ging weit ins Ausland und soll an der Goldküste in Afrika als Geld im Tauschhandel umgegangen sein. Hirschberg, Schmiedeberg, Landeshut, Langenbielau und andre Orte (auch in Oberschlesien) waren Hauptsitze dieser Industrie, und es gab damals schon reiche Fabrikanten und große Kommerzienräte, auch Leute, die Erfindungen machten und neue Betriebe, wie z. B. das Schleierweben, einführten. Welcher Reichtum z. B. in Hirschberg im vorigen Jahrhundert herrschte, kann man noch an den prächtigen Mauso-

leen ersehn, die sich namhafte Leinwandfabrikanten auf dem Kirchhofe erbaut haben. Friedrich der Große beförderte den Leinbau und die Leinweberei auf jede Weise, machte die thätigsten und anschläglichsten Fabrikanten zu Kommerzienräten, ja siedelte, was damals möglich war, ohne weiteres sächsische Weber aus dem Erzgebirge in das schlesische über, gab auch den Webern, wie überhaupt, um den Gewerbfleiß nicht zu schädigen, den Gebirgsbewohnern, Kantonsfreiheit, d. h. Befreiung vom Militärdienste und verkehrte unter Umständen persönlich mit ihnen. In Hirschberg, wo er einmal durchfuhr, und wo die Weber sich zahlreich um seinen Wagen sammelten, erkundigte er sich eingehend nach ihren Erzeugnissen, nahm dargereichte Proben in Augenschein und stopfte eigenhändig seine Taschen mit Schnupftüchern und dergleichen voll mit der Zusage, er werde sie seinem Gesandten in Madrid schicken, um zu sehen, ob die Spaniolen so etwas brauchen könnten.

Nach dem Tode des Königs (1786) hörte diese landesväterliche Fürsorge für das Wohl des kleinen Mannes auf, und bald machten sich die Folgen bemerkbar; die bald ausbrechende Revolution in Frankreich wirkte trotz der Entfernung auch auf Schlesien ein; in den neunziger Jahren fanden im Gebirge Weberunruhen und in Breslau zwei nicht unbedeutende Krawalle statt, in denen die herrschende Unzufriedenheit zum Ausbruche kam; der Verfall der alten Leinweberei, die eine gute, reine, dauerhafte Ware erzeugte und auf den Markt brachte, sowie die rettungslose Verarmung der Weberbevölkerung riß erst nach den Kriegen immer mehr ein, als die Fabrikanten anfingen, nach englischem Vorbilde den Maschinenbetrieb und die Baumwolle einzuführen. Da die Maschinen Menschenhände zum großen Teile entbehrlich machen, so gelang es ihnen durch Erzeugung von Arbeits-

losigkeit und infolge dessen durch übermäßige Herabdrückung der Löhne die Handweber in völlige Abhängigkeit vom Belieben des Brotgebers zu bringen und einen Zustand zu schaffen, der im Grunde genommen so gut wie eine dauernde Hungersnot ist. Die alte kernhafte Leinwand wurde nicht ganz verdrängt, da steter Begehr darnach war, und sorgliche Hausfrauen in der Provinz wie drüber hinaus sehr gut das echte Leinen von dem gefälschten und minderwertigen zu unterscheiden wußten, und so ist immer noch heute gute Ware zu beziehen, wenn man die Quellen kennt; gewisse fahrende Leinwandhändler und namentlich Händlerinnen, die solche aus den Ursprungsorten ausführen, haben weitum im Lande eine stehende Kundschaft, die sich auch durch Empfehlung erweitert, aber bei dem Verfalle der Wirtschaftlichkeit und bei der Neigung vieler Frauen, so billig wie möglich zu kaufen, wenn auch die Ware schlechter ist, sich auch vermindert. Die Mischung mit Baumwolle, die Erzeugung ganz baumwollner Stoffe brachte die Leinweberei herunter; dazu kam, daß ihr infolge politischer Vorgänge — der Weigerung, die spanische Regierung als legitim anzuerkennen — der spanische Markt verloren ging. Die gänzliche Unterjochung der Weberbevölkerung in den Kreisen, wo sie am dichtesten beisammen saß, war das gemeinsame Werk der Fabrikanten, die eng zusammenhielten und, wie man heutzutage sagt, einen Ring bildeten, der die Löhne bestimmte. Wenn ein Weber seine fertige Webe auf den Markt brachte und sie einem der in besondern Ständen sitzenden Fabrikanten vorlegte, so besichtigte sie dieser, machte seine Bemerkungen und schrieb, wenn er nicht kaufen wollte, den Preis darauf, den er dafür geben würde. Damit war das Schicksal des Webers entschieden; denn wenn er zu einem zweiten, dritten, vierten ging, so gab keiner mehr, als der erste — meist der tonan-

gebende Großfabrikant — darauf geschrieben hatte. Auf diese Weise wurden die Arbeitslöhne so tief herabgedrückt, daß die Leute beim regsten Fleiß und der größten Genügsamkeit dabei nicht mehr bestehen konnten und immer tiefer ins Elend gerieten. Unehrlichkeit war die Folge davon. Sie unterschlugen vielfach einen Teil des ihnen gelieferten Garnes, ohne daß ihnen dies viel nützte.

Um noch größern Vorteil zu haben, führten die Fabrikanten das englische Truckſystem ein, d. h. sie eröffneten Läden, wo alles mögliche, Brot, Zucker, Kaffee und andres bis zu den Kartoffeln herunter, zu haben war, und zwangen die von ihnen beschäftigten Weber, alles, was sie davon brauchten, bei ihnen zu kaufen. Ein Mittel, sich gegen diese unbarmherzige Ausnutzung ihrer Arbeitskraft zu wehren oder um Hilfe zu schreien, hatten die Unglücklichen nicht, weil damals in den Zeiten von 1815 bis 1840 bei der musterhaft regelmäßigen Verwaltung des Staates durch wohlgeschulte Beamte kein Mensch daran dachte, daß sich im Volksleben schreiende Übelstände entwickeln könnten. Alles hatte damals seinen regelmäßigen Gang. An Klagen und öffentliche Beschwerdeführung war gar nicht zu denken; dafür, daß sie nicht laut wurden und die Behaglichkeit der Bessergestellten störten, sorgte die Zensur. Wer hätte sich da der Sache annehmen können, ohne als Störer des öffentlichen Friedens zur Ruhe verwiesen oder vielleicht hart bestraft zu werden? Das im Gebirge, im Reichenbacher Kreise und sonst herrschende Weberelend war in der ganzen Umgegend bekannt und fand bei vielen Mitleid. Ich weiß aus den vierziger Jahren, daß Weberkinder, Knaben und Mädchen, von da in ganzen Trupps in den benachbarten wohlhabenden Frankensteiner Kreis herüberkamen und bettelnd von Dorf zu Dorf zogen. „Gebt ihnen," sagten nicht wenige mit-

leidige Landleute, „es sind Bielauer Weberkinder; sie haben zu Hause nichts zu essen und müssen sehn, wo sie etwas kriegen." Man speiste sie dann mit Brot, Milch, Kartoffeln und was man sonst hatte, und beherbergte sie über Nacht in den Scheunen. Andrerseits wurden viele Fabrikanten reich und manche sogar sehr reich, am reichsten die, die es am besten verstanden, die Löhne zu drücken. Die Namen waren bekannt, und ihre Träger bitter gehaßt. Diese Fabrikanten waren der Regel nach aus den kleinen Fabrikanten, und diese weiter zurück aus den Webern selbst hervorgegangen — ein Umstand, der die Feindseligkeit verschärfte; denn die verarmten, im Drucke schmachtenden Weber kannten persönlich oder aus Erzählungen ihrer Eltern die Väter und Großväter dieser großen, sehr vornehm und protzenhaft auftretenden Fabrikanten, die durch Geiz, Hartherzigkeit und allerlei Ränke und Kniffe in die Höhe gekommen waren. Den Leuten wollte es nicht in den Kopf, daß meinethalb der Sohn oder Enkel des lahmen N N, der ein arger Knauser und Drücker gewesen war, sich als großen Herrn aufspielte, große Fabrikgebäude errichtete, sich einen Palast baute, seinen Kindern Hauslehrer und Gouvernanten hielt und schöne Pferde, Karossen, Kutscher und Bedienten hatte, wie sonst nur Grafen und Barone. Man findet diese Beschwerden in der sogenannten Webermarseillaise ausgesprochen.

Ich habe einmal einer Einladung folgend von Breslau aus, wo ich damals studierte, einen Ausflug nach dem mir bereits bekannten Langenbielau gemacht und mich einige Tage dort aufgehalten. Das mehr als eine Meile lange Dorf, das damals bereits wohl 15—16000 Einwohner hatte und gegenwärtig, wenn

ich nicht irre, daran ist, zur Stadt erhoben zu werden, fängt eine halbe Meile südöstlich von der Kreisstadt Reichenbach an und zieht sich dann zu beiden Seiten der breiten Straße in westlicher Richtung auf ganz ebnem Boden hin bis zum Gebirge, wo es, sich in einer Thalschlucht fortsetzend, zuletzt als Ober-Langenbielau endet. Der Ort hat zwei Kirchen, eine katholische und eine evangelische, und machte damals schon einen großstädtischen Eindruck. Das seitwärts im Gutsholze liegende große Haus des Grundbesitzers Grafen Sandrezky mit seinem hohen grauen Schindeldache stand sehr zurück gegen die zahlreichen entlang der Straße liegenden neuen und schönen Villen und Gebäude der Fabrikanten; auch gab es hier stattliche Weinhäuser und ein großstädtisches Hotel, vielleicht auch mehrere. Zwischen den Besitzungen der Fabrikanten lagen dann vielfach Bauernhöfe, die denen in andern Dörfern glichen; die Weber dagegen wohnten meist in benachbarten kleinern Dörfern und in den zerstreut im Gebirge liegenden Häuschen.

Durch Gerhart Hauptmanns Theaterstück Die Weber, das in Paris und, wenn ich nicht irre, in Wien eher aufgeführt worden ist als in Berlin und noch gegenwärtig seine Rundreise über alle möglichen Bühnen macht, ist Langenbielau — wenigstens für einige Zeit — weltbekannt geworden. Denn hier und in dem nahen, nur einen Feldweg entfernten, Langenbielau gleichlaufenden großen Fabrikdorfe Peterswaldau spielt das stark sozialdemokratisch angehauchte Stück. Mir, der ich doch in der Nähe zu Hause bin und Sprache und Sitte der Gegend sehr genau kenne, hat es großen Spaß gemacht, die Bielauer, die so-

zusagen eine eigne Nation sind,[1]) so genau abgeschildert zu sehen. Das Lokalkolorit ist lächerlich treu und kann das sein, weil, wie wir gelesen haben, des Dichters Großvater selbst Bielauer und Weber gewesen ist und demnach alles getreulich schildern und berichten konnte.

Der Gegenstand des Stückes ist der im Jahre 1844 in Peterswalde und Langenbielau ausgebrochne Weberaufstand, in dem sich der lange genährte Groll und Haß der gedrückten Bevölkerung Luft machte. Denn mit dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelms IV. war eine neue Zeit angebrochen, wo die büreaukratische Herrschaft sofort von allen Seiten angegriffen wurde und sehr bald ihr Selbstvertrauen verlor. So kam auch bald die jammervolle Lage der schlesischen Weber zur öffentlichen Kenntnis, erweckte Mitleid mit ihnen und Unwillen über die Herzlosigkeit der Fabrikanten und gab Anlaß zu den heftigsten Angriffen gegen die Regierung, die diese Bevölkerung so lange Zeit der schrankenlosen Ausbeutung durch wenige Menschen überlassen hatte, ohne sich um ihr Wohl und Wehe zu kümmern. Die Radikalen machten einen großen Lärm und nahmen sich der Sache an. Das Gedicht von Freiligrath, wo ein hungerndes Weberkind seine Not klagt und den Rübezahl um Hilfe anruft, entstand damals und kam in Aufnahme, und ein Düsseldorfer Maler (Hübner, wenn ich nicht irre) malte eine echt Hauptmannsche Szene: ein Fabrikherr weist in seinem Komtoir mit protzenhafter Geringschätzung eine von armselig aus-

1) Auch die Sprache der Bielauer hat Eigentümlichkeiten, die man ihnen aufmutzt, so z. B. den Ausruf Herrjais statt Herrjees. Mein Vater erzählte folgendes Geschichtchen: Als bei dem Sturm auf den Montmartre vor Paris ein Landwehrmann mit dem Rufe Herrjais niederstürzte, riefen in der Nähe vorgehende Artilleristen aus der Neuröder Gegend wie aus einem Munde: a Bieler, a Bieler!

sehenden Webern gebrachte Webe zurück, wobei ein Weib zusammengesunken am Boden die Hände ringt. Natürlich erfuhren die Weber von dem Mitleid, das sie erweckten, und ebenso empfanden die Fabrikanten sehr bald den Druck des auf ihnen lastenden allgemeinen Unwillens, und manche von ihnen machten sich Luft in Äußerungen, die die gereizte Stimmung nur noch gereizter machten. So kam die Gärung endlich zum Ausbruche.

Dieser Weberaufstand und der auf die Nachricht davon in Breslau erfolgte große Krawall ist mir in besonders frischer Erinnerung, weil ich diesen aus nächster Nähe mit angesehen habe. Ich war damals Student an der Universität in Breslau und erhielt die erste Nachricht von dem Aufstande durch meine Mutter, die gerade damals zum Besuche kam. Leute aus Reichenbach, sagte sie mir, hätten es in Heidersdorf — wo die Reichenbacher Straße in die Glatz-Breslauer einmündet — erzählt, in Peterswalde und Langenbielau zerstöre man Fabriken und Maschinen. Da meine Mutter, soweit ich mich erinnre, am späten Nachmittage angekommen sein muß, so ist es begreiflich, daß ich an diesem Tage nichts weiteres von der Sache erfuhr. Ich ging am Abende mit der Mutter ins Theater. Was man für ein Stück spielte, weiß ich nicht mehr, aber das weiß ich noch, daß etwa im zweiten oder dritten Akte eine merkwürdige Veränderung im Hause eintrat. Während des Spieles und nach ihm gingen Leute hinaus und kamen herein. Thüren klappten auf und zu, und die Schauspieler spielten mit offenbarer Zerstreutheit, indessen erfolgte kein allgemeines Aufstehen. Es wurde bis zum Ende gespielt, und nun strömte alles hinaus — aber welch ein Schreck und welche Überraschung! Schon in der Vorhalle hörte man dumpfen Lärm und Getose, und beim Austritt ins Freie sah man, daß der Platz

vor dem Theater und die angrenzende breite Schweidnitzer Straße von Menschenscharen wimmelte. Meine nächste Absicht war nun, mit meiner zum Tode erschrocknen Mutter durch die Menschenhaufen schief hinüber auf den an den Häusern fortlaufenden Bürgersteig, der zu meiner Wohnung im ersten Viertel der Ohlauer Straße führte, zu gelangen; da scholl auf einmal von rechts her Pferdegetrampel, und eine Abteilung von Kürassieren, deren Helme und Panzer man im Lichte der Straßenlaternen blinken sah, ritt im scharfen Trabe vorüber und auf den Großen Ring zu. Nach einiger Weile versuchte ich den Übergang über die Straße, und mit einiger Anstrengung gelang es mir, mit der erschrocknen Frau hinüber zu kommen. Wir drückten uns nun nahe an den Häusern hin bis in die Nähe der engen Seitenstraße, die zu der Jägerkaserne — damals sagte man Schützenkaserne — führt. Da hörten wir wieder: trapp, trapp, trapp und blieben stehen; denn im schnellsten Laufschritt kam eine Abteilung von Schützen heraus, die sich dann durch das Menschengewimmel Bahn machte. Mit der Mutter am rechten Arme schob ich mich nun so gut es ging nahe der östlichen Häuserreihe vorwärts und bemerkte nur, so weit ich mich erinnre, daß die Kürassiere in die gegenüber sich öffnende Karlsstraße einzudringen versuchten, und daß sich dort alles stopfte. Endlich erreichten wir glücklich unsre Wohnung.

Die Sache war die: ein hoher General sollte an diesem Tage eintreffen, und am Abende ein großer Zapfenstreich stattfinden; dieser kam nicht zu stande; da aber nun Tausende von Menschen versammelt waren und zum Unglück die ersten Nachrichten von dem Weberaufstande eingetroffen waren, erwachte die Lust am Skandal, und der Krawall ging los — ein regelrechter Judenkrawall, der von den auf die jüdischen

Kleidermagazine erbitterten Schneidergesellen ausging, an dem sich aber auch Gesellen andrer Gewerke beteiligten. Der Schauplatz der Verwüstung war der alte vom Kaiser Karl IV. gestiftete Ghetto, die Karlsstraße, Antoniengasse, Goldne-Radegasse, wo damals noch die meisten Juden beisammen wohnten. Ich besah mir am andern Vormittage den Schaden: thatsächlich war in den genannten Straßen bis zum dritten Stocke hinauf schier kein Fenster ganz. Wie man mir erzählte, hatten die Kürassiere nicht in die Straße eindringen können, weil man ihre Pferde mit brennenden Fackeln scheu machte und über die Nasen schlug. Meine Mutter hatte genug von der großen Stadt gesehen und reiste wohl am selben Tage wieder ab. Die Stadt war noch sehr unruhig, obwohl eine Abteilung Kürassiere, deren Pferde an Pflöcke gebunden dastanden, vor der Hauptwache kampierte, und an mehreren Kreuzpunkten der Straßen Infanteriepiketts bivakierten. Das gab einen Zeitvertreib ab; am Nachmittag und Abend strömten große Massen von Menschen um den Markt hin und her, darunter auch viele Gesellen, die nicht übel aufgelegt waren, wieder anzufangen, wenn sich nur jemand hervorgewagt hätte; es kam aber zu nichts, und am folgenden Tage nahm die Stadt wieder ihr gewöhnliches Gepräge an. Als ich in dieser Zeit einen Bekannten*) besuchte, der damals Student, Journalist, Theaterkritiker und Korrespondent auswärtiger Zeitungen war und später 1848 und 1849 als Volksmann eine bedeutende Rolle gespielt, auch dafür in Glatz auf der Festung gebüßt hat, forderte er mich auf, da ich mit den Zuständen am Gebirge bekannt sei, ihm eine Korrespondenz für die Trierer Zeitung zu schreiben. Ich that es. Der Artikel ging dann in ausländische Blätter über.

*) Generau.

Das war der Schneiderkrawall von 1844, dem ein Jahr später ein Tumult der Kanalarbeiter folgte — schon Vorspiele der Unruhen von 1848. Denn die Zeit war sehr aufgeregt und aufgewühlt, und Breslau, wo die damals durch Ronge hervorgerufne deutschkatholische Bewegung ihren Mittelpunkt hatte, einer der Hexenkessel, worin die Suppe von 1848 gebraut wurde. Es gab fortwährend Aufregungen; Politisches, Religiöses, Soziales, das sich heutzutage deutlich gesondert hat, war damals noch in einem und demselben Teige des Liberalismus zusammengemischt. Der Weberaufstand und der Schneiderkrawall in Breslau hingen innerlich enge zusammen. Hier wie da war es eine Empörung der vom Maschinenbetriebe und dem Kapitale ausgebeuteten oder zur Ausbeutung bestimmten Volksmassen. Gleich von Anfang an hat die arbeitende Klasse in der viel produzierenden und Hände entbehrlich machenden Maschine ihren Todfeind gesehen, und bei allen Revolutionen, z. B. auch der belgischen, hat die Zerstörung der Maschinen eine Rolle gespielt. Natürlich hat dies dem Volke nichts genutzt. Der Weberaufstand wurde bald zur Ruhe gebracht. Eine Kompagnie Infanterie aus Schweidnitz und eine andre aus Glatz waren sehr bald zur Stelle, und ein paar Salven Gewehrfeuer auf die ausgehungerten, ihr Jammerlied singenden Menschen genügten, um die Ordnung herzustellen. Was blieb ihnen übrig? wenn sie nicht ganz verhungern wollten, mußten sie demütig um Verzeihung und weitere Arbeit bitten und wieder in die Fabrik gehen oder ihre Handweben um den allerkläglichsten Lohn losschlagen. Mit den Schneidergesellen, denen bald die Schuhmachergesellen und andre folgten, war es nicht viel anders. Sie rochen instinktmäßig, was das damals von geschäftskundigen Juden erfundne Kleidermagazin bedeute, und was es für sie für Folgen

haben werde; es gab auch damals schon Leute, die einsahen, was die Folge von dem Überhandnehmen der kapitalistischen Produktionsweise und dem steigenden Maschinenbetriebe sein werde; aber wer hörte sie damals, wo alles, was landläufig liberal und fortschrittlich gesinnt war, für Cobden und das Manchestertum schwärmte? Schon damals hörte man sagen: „es wird bei uns kommen wie in England, und es wird dann nur ganz reiche und ganz arme Leute geben." Seitdem sind volle fünfzig Jahre — ein halbes Jahrhundert — verflossen, und wenn jetzt der Mittelstand, wie damals vorausgesagt wurde, noch nicht vollständig zerrieben ist, so hat er doch durch Maschinenbetrieb, Kapitalismus und Börsenwirtschaft die größte Schädigung erlitten und ist gegenwärtig in der Zwangslage, mit aller Macht für seine Selbsterhaltung kämpfen zu müssen. Seitdem ist die Sozialdemokratie entstanden und hat bei der in unsrer Zeit herrschenden geistigen Verworrenheit immer größere Stärke gewonnen, sodaß sie bedrohlich das Haupt erheben kann. Der Reichenbacher und Neuröder Kreis ist jetzt einer der Hauptsitze der Sozialdemokratie und im Reichstage durch einen Sozialdemokraten vertreten.

Viertes Kapitel

Mein Vater. Die Glätzer. Volksbücher, Volkssagen, Volksgebräuche. Zeitrechnung

Nach dem Taufzeugnisse, das ich habe, ist mein Vater geboren am 16. Januar 1787 und noch am nämlichen Tage in der Hausdorfer Kirche zur heiligen Katharina von dem damaligen Kaplan Karl Christen auf den Namen Anton Ignaz Johann getauft worden. Die Paten waren Johann Rudolph „Neustückner" aus Niederhausdorf und Susanna, Ehegattin des „Neustückners" Anton Gersch ebendaher. Ein Neustückner ist allem Anscheine nach ein Kolonist, der ein neues Stück bebaut und es vielleicht erst durch Rodung gewonnen hat. Mein Großvater war demnach wohl auch ein Neustückner. Rudolph war später Schulze von Niederhausdorf.

Mein Vater wurde Ignaz gerufen — ein Name, der in der Grafschaft Glatz so häufig ist, daß man unter Nâz einfach einen „Glätzischen" versteht, wie unter Gottlieb (sprich Goutlieb) einen aus dem Reichenbachschen. Man hänselt sich damit gegenseitig, und zarte konfessionelle Anspielungen sind damit verbunden. Mein Vater war nun, wenn auch nicht im Walde, so doch am Walde aufgewachsen und hatte

stets einen starken Hang, wenn nicht eine Art Heimweh darnach. Er wußte — was er indes nur gelegentlich that — zu sprechen und zu erzählen von den Waldbäumen, Fichten, Tannen, Lärchen, Eichen, Birken, Haseln, von Pflanzen, von den Beeren- und Pilzarten, von Eichhörnchen, Füchsen, Wieseln, Ottern und allen möglichen Waldvögeln, er kannte jeden an seinem Rufe oder Gesange und wußte vieles von ihrer Lebensart und ihren Eigentümlichkeiten zu sagen. Noch in seinen alten Tagen, wo er mit meiner Mutter in seinem Häuschen in der tiefgelegnen Silberberger Vorstadt lebte, war es seine Freude, daß am Ende seines Gartens eine ziemlich hohe Fichte stand, und daß sich darauf, namentlich zur Winterszeit, einzelne Waldvögel, wie z. B. Kreuzschnäbel (Kriemsse), Gimpel, Wankringel (Neuntöter) u. a. einfanden und bisweilen so zutraulich wurden, daß sie auf das Fensterbrett geflogen kamen, um das dort aufgestreute Futter aufzupicken. Auch schilderte mein Vater, wie schrecklich namentlich in den Winternächten der Sturm im Walde hause, wie man da in der Luft allerlei Stimmen, Rufe und seltsame Töne zu hören glaube, und erklärte sich daraus den in der Gegend vielverbreiteten Glauben an den Wilden Jäger.

Die Leute im Gebirge lebten sozusagen damals noch in der Vorwelt; ihre Sitten und Gebräuche, ihre Sprache, ihre Vorstellungen und Ansichten gehörten verflossenen Jahrhunderten an. Darin waren sie merklich verschieden von der ländlichen Bevölkerung im Flachlande, obwohl auch diese immer noch viel Altertümliches bewahrt hatte. Sie war weltkundiger, lebhafter und im Sprechen geschickter, was namentlich Folge des größern Verkehrs war, während die Leute im Gebirge weit weniger vom Weltlaufe berührt wurden. Da sie einander nicht viel zu sagen hatten, so konnten sie sich Zeit zum

Sprechen nehmen und nahmen sie sich auch. Es gab viele „mahrige" Leute unter ihnen, und namentlich die Weiber mahrten (mährten), d. h. sprachen eintönig und überaus langsam. Eine langweilige Geschichte hieß ein Gemahre. So z. B. war es Sitte, jemanden nicht mit seinem kurzen Tauf- oder Familiennamen (den man oft gar nicht brauchte), sondern mit seinem ganzen Stammbaume zu nennen. So z. B. hieß der eine: Jakoba—Karla—Franza—Naza—Tona—Seffe (Joseph) und der andre: Tona—Naza—Karla—Peregrina—Bummezen (Nepomucenus) u. s. w. Ich fragte einmal meinen Vater, der eine Anzahl solcher Namen wußte, ob man solche Namen wirklich im Gespräche gebraucht habe. Ja wohl, sagte er, und aus den vierziger Jahren ist mir hierzu ein Beleg erinnerlich. Ein paar Breslauer Studenten suchten auf einer Gebirgsreise einen aus einem Dorfe am Schneeberge stammenden Studenten auf und fragten einen ihnen begegnenden Bauern, wo hier der Studiosus Wolf — den ich gekannt habe — wohne. Der Bauer schüttelte mit dem Kopfe: Studiosus Wolf, Studiosus Wolf — den kannte er nicht. Als man ihm begreiflich machte, daß er drunten in Brassel auf der Schule sei, ging ihm plötzlich ein Licht auf, und er sagte: „Ach, Sie meina (meinen) Honsa—Michel—Tona u. s. w. Studenta." Zur nähern Erklärung fügte er hinzu: „a hout a sittis (solches) Maulkränzla" (Bart rund um den Mund). Nun wars richtig; der wars, und der wohnte da und da. Wie man aus Mitteilungen in den Schlesischen Provinzialblättern ersehen kann, herrschte dieser Gebrauch auch im Riesengebirge und wird sich noch weiter erstreckt haben.

Natürlich gab es auch ganz gescheite Leute, aber im ganzen war das Volk sehr einfältig und von altertümlichen Sitten; es war der Regel nach sehr

gutmütig, bescheiden, der Obrigkeit gehorsam; die Achtung der Kinder, selbst der erwachsenen, vor den Eltern war groß; die Aufklärung des Jahrhunderts war hier nicht vorhanden, und von der schönen Litteratur, von den berühmtesten Dichtern und Schriftstellern hörte man nichts, hätte auch wenig Interesse daran genommen. Was man von Litteratur kannte, war vor allem das Gebetbuch, vielleicht ein Not- und Hilfsbuch für Landwirte und alte, auf schlechtes Papier gedruckte und mit groben Holzschnitten verzierte Geschichten, die man auf dem Jahrmarkte in der Stadt kaufte, wie z. B. die vom gehörnten Siegfried, von Till Eulenspiegel, den Schiltbürgern, Kaiser Oktavian, der schönen Magelone u. a. Es sind das die uralten, über ganz Deutschland verbreiteten Volksbücher. Daneben hatte man einen Schatz von Märchen und Sagen, die im Schoße der Familien mündlich fortgepflanzt wurden, und die dadurch, daß man sie immer wieder und wieder erzählte, zuletzt fast genau wörtlich im Gedächtnis hafteten. So habe ich als Kind von meiner Pflegerin Kathrine lange Geschichten von verwunschnen Prinzen, Verzauberungen und Verwandlungen gehört, die zum Teil — so weit ich mich erinnre — ganz eigentümlich waren. Auch mein Vater, wenn er gut gelaunt war, hat uns Märchen erzählt, aber lustige, z. B. das vom „Hansfürchtdichnicht" — wesentlich das bei Grimm vom Knaben, der das Gruseln lernen wollte, aber mit eigentümlichen Abweichungen.

An Sagen war in nächster Nähe kein Mangel: da war der Otterstein; in diesem hauste der Otternkönig und eine verwunschne Prinzessin. Eines Tages war er von vielen andern Ottern als seinem Hofstaate begleitet, herausgekommen, um in dem Teiche bei der Bleiche zu baden. Ein Bleichermädchen, das den mit seltsamem Gesange nahenden Zug er-

blickte, versteckte sich rasch im Laube eines Baumes, der Otternkönig aber legte sein goldnes Krönlein auf die bleichende Leinwand und badete dann recht lustig mit den andern Ottern im Teiche. Während des stieg das Mädchen sacht vom Baume, nahm das Krönlein weg und versteckte sich wieder; als die Ottern gebadet hatten, wieder herauskamen und die Krone vermißten, suchten sie erst lange Zeit, wo sie hingekommen, dann aber, als alles Suchen vergeblich war, zogen sie mit lauter Wehklage wieder in den Otterstein, wo der König wieder lange Zeit hindurch verzaubert bleiben muß. Die verwunschne Prinzessin erscheint manchmal einem einzelnen Menschen und bittet um Erlösung. Sie kommt dann als greulicher Lindwurm mit einem Bunde goldner Schlüssel im Maule aus dem Berge, und man muß mit ihr kämpfen und ihr die Schlüssel abzugewinnen suchen, was aber bis jetzt noch niemandem gelungen ist. Ein armer Mann mit Namen Spitzer hat es gewagt, ist aber seitdem verlahmt.[1]) Auch kannte man gewisse Löcher, die man Quarklöcher (Querzlöcher) nannte, und worin die Unterirdischen wohnten. Man nannte diese im Reichenbachschen Herrla (Herrlaberge bei Langenbielau), im Frankensteinschen Heermannla.

An neuen „Zeitungen" zu Unterhaltung fehlte es auch nicht. Wie mein Vater mir einmal versicherte, rissen derlei Geschichten, die man heute als Volkssagen behandelt, nie ab. Manche waren absichtlich aufgebrachte „Getichte," die eine satirische Spitze gegen besonders harte Gutsherrschaften und Amtleute hatten. Garnmänner, Fleischer und andre Leute, die viel herumkamen, waren die Träger und Verbreiter solcher Geschichten. Wir wollen hier davon nur eine

1) Dieselbe Sage habe ich von dem alten Schlosse in Frankenstein erzählen hören. Da war der Kämpfer ein frommer Webergesell, der am Karfreitag Mittag allein um den Schloßberg ging.

Probe geben. Da lebte gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts in Langenbielau ein Oberförster, namens Kratzer, der gegen die armen Leute, die Beerensammlerinnen und Buschgraserinnen, sehr hart war und daher als sehr böse ausgeschrieen wurde. Nun stürzte er im Walde von einem Felsen uud wurde tot aufgefunden. Das war die gerechte Strafe für seine Härte. Als man hierauf das Forsthaus in Augenschein nahm, waren alle Wände mit weggenommnen Sicheln behangen. Nun wäre die Sache gut gewesen, aber das sollte sie nicht sein, denn Kratzer kam wieder, und im ganzen Gebirge war die Rede davon, bald hatte ihn dieser, bald jene gesehen, wie er in seiner grünen Uniform den Kopf unterm Arme auf seinem Schimmel durch den Forst getrabt kam und immerzu rief: Hoidih, hoidih! Das war eine schreckliche Sache, die den Leuten großes Bedenken machte, denn man ging nur mit Zittern und Zagen durch den Wald. Nun aber kam auf einmal Rettung aus der Not. „Se honn a" (sie haben ihn), hieß es, und nun erzählte man sich folgende Geschichte. In Reichenbach waren zwei sehr geschickte Verbanner (Geisterbanner) zugereist, hatten sich bei der Obrigkeit gemeldet und angefragt, ob sie hier Beschäftigung finden könnten. Da ist den Stadtvätern die Geschichte von dem Kratzer eingefallen, und sie haben gefragt, ob sie den verbannen könnten. O, das wäre ihnen was Leichtes, haben sie gesagt, und so sind sie denn mit den „Blutschöppen" nach Bielau hinaus und auf den Kirchhof (damals simultan) der katholischen Kirche gegangen, wo Kratzer begraben lag. Man öffnete dessen Grab, aber zum allgemeinen Erstaunen war es leer. Als sie nun in großer Verlegenheit dastanden, sah der Schulmeister zufällig zum Turm hinauf; und siehe da, Kratzer saß, wie er leibte und lebte, in der Turmluke und pfiff lustig wie eine Amsel. „Nun, das

wäre mir gerade recht," hat darauf der eine Verbanner gesagt, „solche Späßel werde ich dir schon abtreiben!" Und da hat er sein Buch genommen und eine so starke Verbannung zum Turm hinauf gemacht, daß es eine Art hatte. Da auf einmal fiel Kratzer vom Turm herab, und plautz! lag er den Anwesenden vor den Füßen. „Rasch, rasch," hat nun der Verbanner gesagt, „jetzt ist keine Zeit zu verlieren, damit er nicht wieder zu Kräften kommt; rasch, rasch, einen Wagen her!" Den hat man bald besorgt und ist mit ihm in aller Hast auf die Hohe Eule gefahren, und dort, wo sie am höchsten ist, hat man ihn eingescharrt und so kräftig gebannt, daß er keinen Schaden mehr anrichten kann. Seitdem haben die Leute Ruhe.

Altgeübte, allgemein in Deutschland heimische Bräuche kamen auch hier vor. Für den St. Martinstag buk man Martinshörner (Märtenhörner), weshalb man denn den Bock Märten oder Märtenbock nannte. Dann war Kirmes, die mit Kirchgang und vielem Essen und Trinken — falls man es hatte — begangen wurde. Später ging im Pelze vermummt mit einer Rute der Nickels (St. Nikolaus) um, examinierte die Kinder und beschenkte die artigen aus seinem Sacke oder Korbe mit Äpfeln und Nüssen. In Niederschlesien tritt an seine Stelle der Knecht Rupprecht. Um Weihnachten bis ins Neujahr hinein spielte man das Christkindelspiel. Eine Bande vermummter Leute zog dann von Haus zu Haus und spielte in der Stube das Spiel. Die Personen waren die heilige Jungfrau, der alte Joseph mit einer Wiege, darin er, ein Schlummerlied singend, das Kind schaukelte, dann, von einer erwachsenen Dirne im weißen Kleide mit einer schaumgoldnen Krone vorgestellt, noch einmal das Christkind, dann, ebenfalls von einer Magd mit Krone und Szepter (einem mit Schaumgold überzognen Rockenstürzel) vorgestellt, der Engel Gabriel,

der sehr schön das „Glaria, Glaria" sang, und zwei oder drei schlaftrunkne Hirten, die, in der Mundart sprechend, ihre Verwunderung in sehr plumper Weise äußerten. Auch ein Herbergsvater gehörte zu dem Stück, das übrigens — wie auch das eine oder andre aus Schlesien — in den Provinzialblättern abgedruckt ist. Dabei kam es wohl vor, daß, während die andern Mitglieder der Gesellschaft in der Stube tragierten, die Hirten in den Schornstein stiegen und dort Schinken und Würste abknöpften. Meinem Vater hatten sie, wie er noch Knabe war, einmal ein Paar Stiefel mitgenommen. So etwas verdarb indessen den Spaß nicht.

In der Zeit vom heiligen Abend zu Weihnachten bis zum Dreikönigstage, also in den vielberufnen zwölf Nächten, suchte mein Großvater die Witterung und demgemäß die Fruchtbarkeit des nächsten ganzen Jahres nach einem alten Gebrauche zu erkunden. Wie mein Vater uns einmal mitteilte, machte er am heiligen Abend mit Kreide einen großen Kreis an der Stubenthür, teilte diesen dann durch Radien in zwölf Teile und jeden Teil dann wieder in vier Felder oder Quartiere, den ganzen Kreis also in achtundvierzig Felder. Dann wurde die Witterung von 6 Uhr abends bis Mitternacht beobachtet, dann von Mitternacht bis 6 Uhr morgens, dann bis mittag und bis 6 Uhr abends, und so die ganzen zwölf Nächte hindurch, und jedesmal wurde der Reihe nach eine kurze Bemerkung, wie das Wetter gewesen sei, eingetragen. Darnach glaubte man, es das ganze nächste Jahr über bestimmen zu können. Denn jede dieser zwölf Nächte entsprach einem Mondumlauf oder Monat, und jeder Vierteltag einem Mondviertel.

Ob dieser Gebrauch auch in andern Häusern geübt wurde, und wie weit er verbreitet war, weiß ich nicht, aber soviel ist klar, daß er uralt war und

noch aus der heidnischen Zeit stammte. Denn was bedeutet der erwähnte Kreis mit seiner Zwölfteilung anders als das aus dem Wodansdienste bekannte Julrad mit seinen zwölf Speichen? Noch heute wird im skandinavischen Norden das Weihnachtsfest Jul genannt, weil es auf die Zeit dieses alten heidnischen Festes trifft. Sie galt als besonders heilig und segensreich und wurde hingebracht mit großen Opfern und Opferschmäusen, bei denen Pläne für die Unternehmungen des nächsten Jahres gemacht wurden. Die Priester hielten dann ihre Umzüge und sammelten Gaben, und die Götter warfen, wie man glaubte, das Los über die Schicksale der nächsten Zeit. Man hat vieles über dieses Fest, die zwölf Nächte und ihre Bräuche, wie sie sich hie und da in Resten erhalten haben, gesammelt und geschrieben, aber ich finde nicht, daß man über die Bedeutung dieses Festes ins Klare gekommen ist; ich glaube aber, man kann unbedenklich sagen, es war das Neujahrsfest der germanischen Stämme, und man lernt seine Bedeutung verstehen, wenn man fragt, was hatten sie in ihrer Religion für astronomische Kenntnisse und was für eine darauf begründete Jahresform? Denn daß ihre Priester, Ansen, Asen oder Goden genannt, in ihrer Weise die Sternkunde pflegten und, wie alle alten Völker dies thaten, den zur Regelung aller religiösen und bürgerlichen Verhältnisse notwendigen Kalender machten, ist ganz unzweifelhaft; es wird aber auch ausdrücklich in dem altnordischen Gedichte Völuspa gesagt. Die in der heiligen Stadt Midgard in Reichtum und Glückseligkeit lebenden Asen „gaben der Nacht und den Neumonden ihren Namen, benannten Morgen, Mittag, Undorn (Nachmittag) und Abend und lehrten nach Jahren zu zählen." Darnach waren sie also imstande, Anfang und Ende des Jahres zu bestimmen, was nur möglich war, wenn

sie Sonnen- und Mondlauf zu berechnen und mit einander in Einklang zu bringen imstande waren.

Nun ist bekannt, daß alle alten Völker zuerst durch den Mond zu einer bestimmten Zeiteinteilung angeleitet worden sind, weil die Zeit von Neumond zu Neumond und die Lichtveränderungen des Gestirns darin einen sehr sichern Anhalt gewährten, daß aber solche Mondmonate nicht geeignet sind, die vom wechselnden Stande der Sonne abhängigen klimatischen Erscheinungen in der Natur zu beherrschen, die nur durch ein Sonnenjahr geregelt werden können. Nun hatte man schon in den Zeiten, wo man die genaue Länge des Sonnenjahres noch nicht kannte, die Erfahrung gemacht, daß in einem solchen der Mond zwölf Umläufe mache, und dies ist der Grund, weshalb man auch dem Sonnenjahr später zwölf Monate gegeben hat, die vom Mondlaufe ganz unabhängig sind. Da die alten Deutschen die Sonnenwenden als große Feste feierten, so ist es klar, daß sie die ungefähre Länge des Sonnenjahres kannten, da dieses an diese und an die Tag- und Nachtgleichen gebunden ist. Um die Sonnenwenden, namentlich die sommerliche, zu bestimmen, genügte eine einfache Säule[1]) und eine Bahn davor, auf der man Tag für Tag das Abnehmen und Wachsen des Schattens beobachten konnte, also eine Art Gnomon. Man konnte daraus in der jedesmaligen Mittagszeit ersehen, wenn der Vor- oder Rückgang des Schattens stillstand und ins Gegenteil überging. Daraus ließ sich im Laufe der Zeit herausfinden, daß sie etwa 183 Tage auseinander lagen, und daß demnach der ganze Jahreskreis 366 Tage umfasse.

Nun hat ein Mondjahr von zwölf synodischen

1) Man kann an die von Karl dem Großen gestürzte Irminsul denken. Es wird solche Säulen mehrere gegeben haben.

Monaten ($29^1/_2$ Tage) 354 Tage, das Sonnenjahr aber 365 oder 366 Tage, was einen Unterschied von elf bis zwölf Tagen macht. Man sieht also, wo das zwölftägige — eigentlich zwölfnächtige — Julfest herkommt. Man erkennt, daß unsre Vorfahren, wie andre Völker auch, das Mondjahr wie das Sonnenjahr kannten und beide in Einklang zu bringen suchten. Sie rechneten nach Mondjahren von 354 Tagen und setzten dabei den Jahresanfang auf die Wintersonnenwende, wo der Sonnengott (Baldur) aus der Unterwelt zurückkehrt, und feierten das Julfest als Neujahrsfest elf oder zwölf Tage lang in der Zeit, in die für uns Weihnachten und Neujahr fällt. Wenn der 6. Januar, der Dreikönigstag, noch ab und zu als das große Neujahr bezeichnet wird, offenbar weil er früher das Ende der Julzeit machte, so kann man daraus abnehmen, daß man damit das eigentliche Neujahr begann, und daß die Zeit der zwölf Nächte aus der Jahresrechnung ausgeschieden war und sozusagen als ein kleines Jahr betrachtet wurde, dessen zwölf Tage und achtundvierzig Vierteltage den ebenso vielen Monaten und Mondphasen des großen Jahres entsprachen. Aus dieser gegenseitigen Entsprechung erklärt sich der oben erwähnte Glaube, daß man aus den Witterungszuständen der zwölf Nächte die der zwölf Mondumläufe vorausbestimmen könne. Dies ist auch der Grund, weshalb man diese Tage die Lostage nannte. Da sich der Mond in seinem Laufe nicht an die Länge des Sonnenjahres kehrt, so ist es klar, daß der Neujahrstag auf sehr verschiedne Mondphasen fiel, und daß man eines nach längerer Zeit wiederkehrenden festen Normaljahres bedurfte, wo das Neujahr auf eine bestimmte Mondphase, z. B. das Erscheinen der neuen Mondsichel, traf. Was die alten Germanen und Nordleute für eine größere Periode zur Ausgleichung gehabt, ähnlich wie andre

Völker, und wie sie sich mit Einschaltungen und Auslassungen von Tagen, wenn die Rechnung nicht stimmte, geholfen haben, entzieht sich natürlich unsrer Kenntnis, soviel aber steht jedenfalls fest, daß sie astronomische Kenntnisse und sternkundige Männer hatten.

Auch andre Völker haben an ihrem Neujahre auf das Wetter und die Fruchtbarkeit des nächsten Jahres gemutet; so z. B. die Ägypter in den fünf Einschubtagen nach dem Aufgange des Hundsterns. Sie säten daran allerlei Getreidearten und Gesäme und glaubten, daß die, die am ehesten und besten aufgingen, die größte Fruchtbarkeit zeigen würden. Ebenso muten dänische Bauern am heiligen Abende. Sie lassen die Hofhunde in die Stube und legen ihnen Kuchen von Roggen, Weizen, Gerste vor; wovon sie am gierigsten fressen, das, glauben sie, verheiße die reichste Ernte.

Die Zeiteinteilung nannten die Alten Bil, d. h. wahrscheinlich Beil, weil man mit dem Beile, als dem ältesten Handwerkszeuge, spaltet und teilt. Denn Bil war nach nordischem Glauben eine Göttin, die im Monde wohnte und mit ihm reiste, und der Mond der älteste Zeitmesser. Die Leute, die sich auf Mondbeobachtung und Zeitrechnung verstanden, hießen Bilweise (Bilwisen), ein Wort, das nach dem Sturze des Heidentums und der Einführung des Christentums zugleich mit dem auf römischer Grundlage beruhenden Kalender einen verächtlichen Sinn erhielt. Bilweise oder Pilweisen gelten als Zaubrer und, wenn es Weiber sind, als Hexen. Denn natürlich war mit der Mondbeobachtung viel Aberglauben verknüpft, weil man diesem Gestirne vielen heilsamen wie unheilvollen Einfluß auf Wachstum und Gedeihen, Gesundheit wie Krankheit, Leben und Tod zuschrieb. Von großem Aberglauben in unsrer

Familie wüßte ich indes nichts zu sagen; ich habe nichts davon gehört, und mein Vater, obgleich er auch als Stadtbewohner stets mit dem Monde auf gutem Fuße stand und sich um seine Wechsel und Phasen kümmerte, war, ebenso wie meine Mutter, ganz frei von Aberglauben.

Fünftes Kapitel

Schulzeit. Ignaz Richter und der feindliche General. Glashandel. Sonst und jetzt. Ein Hungerjahr. Politische Lage 1805

Als mein Vater etwa sieben oder acht Jahre alt war, wurde er in die Schule zu Hausdorf geschickt, wo er notdürftig lesen, schreiben und rechnen lernte und was sonst noch dazu gehörte. Denn trotz der von Friedrich dem Großen durch den Saganer Abt Felbiger eingeführten Reformen war es um das Schulwesen noch sehr traurig bestellt. Wenn mein Vater auf den Bildner seiner Jugend zu sprechen kam, wurde er immer sehr gut gelaunt. Der Mann hieß Kaulig und taugte eigentlich mehr zum Eulenspiegel als zum Schulmeister. Wenn Sonntags nachmittags der Gottesdienst aus war, wurde die Baßgeige einem starken Jungen aufgeladen und über Stock und Stein in das Wirtshaus getragen, wo Kaulig des Abends zum Tanz aufspielte und die Bierfiedler dirigierte, auch wohl betrunkne Bauern auf eine Gelächter erregende sehr derbe Weise hänselte. Sein Nachfolger, dessen Unterricht mein Vater aber nicht mehr besucht hat, wahrscheinlich aber jüngere Geschwister, hieß Ignaz Richter, der ein ganz andrer Mann war. Er ist der Held einer Geschichte, die an

die Hussiten vor Naumburg erinnert und deshalb wohl verdient, hier mitgeteilt zu werden. Es war im Februar 1807, wo eben die nicht weit entfernte Festung Schweidnitz nach etwa einen Monat langer Belagerung kapituliert hatte und sich das Unwetter des Krieges über der bis dahin geschonten Grafschaft zusammenzog. Am 7. Februar, dem ersten Tage der Schlacht bei Eilau, marschierte General Lefebvre, der bei Strehlen stehend die Bewegungen des Fürsten Anhalt beobachtet hatte, über Münsterberg nach Kamenz und griff, durch ein Korps Württemberger von Schweidnitz her verstärkt, etwa 7000 Mann stark die schwach besetzte enge Gebirgspforte von Wartha an, um den Fürsten auf Glatz zurückzuwerfen. Es gelang ihm, da dieser jeden ernstlichen Widerstand aufgab und den um Verstärkung bittenden Verteidigern dieser Thermopylen nur eine unbedeutende und zu spät kommende Hilfe sandte. Die hartgefrorne Neiße erlaubte eine Umgehung. So drangen die Feinde bis in die Nähe von Glatz vor, der Fürst aber, der hierauf die andern Wachposten an den Übergängen von Reichenstein und an der Hohen Eule abrief und alle seine Truppen auf der Straße nach Böhmen zusammenzog, fuhr noch am nämlichen Tage von Glatz nach Reinerz und trat unter dem Vorgeben, den Krieg von Troppau aus leiten zu wollen, einige Tage später nach Böhmen über. Die preußischen Truppen, d. h. die schlesischen Nationaljäger und einige Kavallerie unter dem Befehle des Rittmeisters von Stößel, die in der Hausdorfer Gegend standen, waren also am 8. (einem Sonntage) von dort abmarschiert, und der Feind konnte nun ungehindert eindringen. Am nächsten Tage, Montag den 9., hielt der Lehrer Ignaz Richter Schule, als ihm gemeldet wurde, daß fremde Soldaten über den Berg hereinkämen. Auf dieses

brach er den Unterricht ab und führte die Kinder hinaus auf die nahe Landstraße. Hier stellte er sie der Reihe nach auf und zeigte ihnen, wie sie bittend die Hände aufheben und flehende Gebärden machen sollten. Es dauerte nicht lange, da kam ein Regiment Bayern heran. Bei dem seltsamen Anblicke stutzte der Anführer und ließ Halt machen, worauf Richter vortrat und eine Bitte um Schonung vorbringen wollte; aber jener unterbrach ihn und sagte, er solle sich an den General wenden, der beim nächsten Regimente sei. Das geschah denn auch; als das zweite Regiment ankam, und sein erstaunter Führer gleichfalls halten ließ, trat Richter wieder vor und hielt eine Anrede, worin er um Schonung für die durch Kriegslasten äußerst erschöpfte Gemeinde bat: diese zitternden und weinenden Kinder gehörten meist armen Leuten an und bäten um Schonung für sie; auch für die andern armen Gemeinden bitte er. Der General nahm diese Vorsprache sehr gnädig auf und versprach möglichste Schonung und strenge Mannszucht bei dem weitern Marsche. Zu gleicher Zeit machten sich die Soldaten, unter denen mancher Familienvater sein mochte, mit den Kindern bekannt, ermunterten sie, scherzten mit ihnen und beschenkten sie mit Flaschen und Nahrungsmitteln aus ihren Brotbeuteln. Da sich noch andre Leute hinzugesellten, wurde die Szene immer lebendiger und heitrer; denn zum Schlusse ließ zur allgemeinen Freude der General von der Musik einige Stücke spielen. Man schied beiderseits in gutem Einvernehmen. Diese von Breslau über Schweidnitz heraufgekommnen Bayern marschierten nach Neurode, von wo sie einige Tage später am Gefechte von Königswalde teilnahmen, und wo sie bis zum 19. blieben.

Nach Richters Aussage hieß dieser General Schröter; einen bayrischen dieses Namens gab es

nicht, wohl aber nahm der württembergische General Schröder unter Vandamme an der Belagerung von Schweidnitz teil. Es kann nur dieser gewesen sein.

Ignaz K. wurde auch Ministrant und Chorknabe. Ich erwähne das, weil dieser Umstand ihn mit der höhern Zivilisation in Verbindung brachte; denn jeden Sonntag wurden den Knaben, die beim Hochamte zu ministrieren hatten, die Haare schön mit Zopf und Locken frisiert, pomadiert und gepudert. Als Chorknabe hatte er auch den König Friedrich Wilhelm II., der allgemein unter dem Namen „der dicke Wilhelm" bekannt war, ausläuten helfen, als dieser am 16. November 1797 starb.

Aus der Schule entlassen, sollte Ignaz bei seines Vaters Bruder, der unverheiratet im Dorfe lebte, die Weberei lernen, allein das behagte ihm nicht; er konnte das Sitzen nicht vertragen; da wurde er als Lehrbursche auf die nahe Bleiche gegeben, wo es ihm besser gefallen zu haben scheint. Die Bleicherburschen, Beucher genannt, waren lustige Leute, die von sich etwas hermachten, einen kleinen Luxus mit Tabakpfeifen u. a. trieben und eine Art Stutzer spielten. So wäre er wahrscheinlich ein Beucher geworden, wenn die Familie nicht ein schweres Unglück getroffen hätte. Der Vater wurde (etwa im Jahre 1803) fast gänzlich taub, sodaß er den Glashandel, von dem die Familie ganz vornehmlich sich nährte, nicht länger betreiben konnte. So mußte denn Ignaz, als ältester Sohn, obwohl erst sechzehn Jahre alt, für ihn eintreten und das Brot für die schon zahlreich gewordne Familie verdienen. Mit diesem Handel verhielt es sich so: nach stehendem Abkommen mit einem Bauern, der Gespanne und einen Knecht stellte, wurden zwei Wagen mit Glas befrachtet und ins „Land," d. h. nach Schlesien hinunter, verfahren. Die Ware, aus Flaschen, Trinkgläsern u. a. bestehend, wurde

aus den Glashütten zu Friedrichsgrund bei Reinerz, zu Weißstein bei Waldenburg oder aus der Mergausch im Böhmischen geholt, um an die Gastwirte, die ländlichen Brauer und Schenker im Flachlande, bei denen man stehende Kundschaft hatte, abgesetzt zu werden. Auf der Rückfahrt wurden Glasscherben geladen und zur Einschmelzung in die Hütten gebracht. Das Revier, das man befuhr, waren die schönen und wohlhabenden Gegenden südlich und westlich vom Zobtenberge, die Kreise Reichenbach, Schweidnitz, Neumarkt, Jauer, Striegau, Waldenburg. Mein Vater kannte dort jedes Dorf, jeden Weg und Steg und alle möglichen Gasthäuser, Brauereien und Dorfkretschame mit ihren damaligen Wirten und Verhältnissen. Er hatte da manches gesehen und erfahren und auf vieles acht gegeben. So hatte ihm z. B. ein alter Bauer aus Leuthen bei Neumarkt von der berühmten Schlacht erzählt, von der er selbst Zeuge gewesen war, und hatte ihm die Stelle gezeigt, wo bei Sagschütz die ersten preußischen Kanonen losgegangen waren, auch erwähnt, der König habe gesagt: „Die Glogauer Brummer thun ihre Schuldigkeit." Aus Mangel an hinreichendem Feldgeschütz hatte er nämlich Festungsgeschütz aus Glogau kommen lassen.

Daß mein Vater viel Talent zur Handelschaft gehabt habe, will ich nicht behaupten, eben so wenig der seinige. Spekulierende Gewinnsucht lag nicht in der Art der Familie. Überhaupt herrschten damals ganz andre Verhältnisse als heute im Zeitalter des industriellen und merkantilen Hexentanzes, wo schrankenloser Wettbewerb, Fälschung, Schwindel, Lug und Trug obenauf sind. Damals bewegte sich das Leben, und damit auch der Handel, noch in festen Geleisen, und alles war weit einfacher. Was eine solche Rundfahrt einbringen würde, war im voraus zu bestimmen; der Grundsatz war: „Hier

die Ware, und hier das Geld," und wenn einmal irgendwo ein Posten stehen blieb, so wurde das einfach gemerkt und das Geld auf der nächsten Fahrt einkassiert, von Schuldbriefen, Wechseln, Klagen, Prozessen, Advokaten war da wenig die Rede; man kam mit der guten alten Gewohnheit und dem gegenseitigen Vertrauen aus. Die Rechtlichkeit im Handel und Wandel war damals unvergleichlich größer als heutzutage; davon haben mich die Erzählungen meiner Eltern und noch ältrer Leute überzeugt. Mein Vater kannte den Wert des Geldes sehr gut und war von musterhafter Sparsamkeit; er hätte sich gewiß auch mehr Geld gewünscht, aber sich durch kleinliche Künste, durch Ducken, Schmeicheln Vorteile zu verschaffen, daran hinderte ihn seine baumstarke, goldechte Ehrlichkeit und noble Gesinnung, das Erbteil armer Vorfahren. Übrigens hatte er darüber ein klares Bewußtsein. Spekulant und Agent war ihm ein Schimpfwort, und vor Wucherern und Schacherern hatte er den entschiedensten Widerwillen. Wenn ihn ein Handwerker, ein Ofenbauer, Schlosser, Tischler „schnellte," d. h. überteuerte, was er sehr gut zu beurteilen verstand, so brachte er die Sache vor den Schiedsrichter. Sonst bezahlte er bar und pünktlich und darbte lieber aufs äußerste, als daß er Schulden machte, und wenn er trotzdem dazu gezwungen war, so suchte er sie sobald als möglich abzustoßen. Es gab damals noch Ehrenmänner, die einem rechtschaffnen Manne auf seinen guten Ruf auch ohne Zinsen zu nehmen Geld liehen. Abgesehen davon waren wir in dürftigen, aber immer in musterhaft geordneten Verhältnissen und in dieser Hinsicht von andrer Gnade oder Ungnade unabhängig. „Kinder, pflegte meine Mutter zu sagen, bleibt ehrlich! an euch haftet kein ungerechter Pfennig."

Lebenserfahrung besaß mein Vater sehr viel, und

seine Beurteilung von Menschen und Verhältnissen war oft wunderbar klar und scharf. Er hatte fast nichts aus Büchern, sondern alles aus dem Leben geschöpft, und so war denn sein Denken frei von allen den überflüssigen und vielfach ungesunden Nebengedanken, die den Geist zerstreuen und vom geraden Ziele ablenken. Er sah immer die Sache und ihren Kern. Ich habe diese Kunst erst spät gelernt, nachdem ich alle möglichen gelehrten Schulen durchlaufen hatte, und zwar dadurch, daß ich mich des gegebnen Beispiels erinnerte. Wer sachgemäß zu denken gelernt hat, weiß und erkennt, was fester Kern und was Dunst und Geschwätz ist. Aus letzterm besteht ein großer Teil unsers sogenannten höhern Geisteslebens.

Das Jahr 1804 war ein Hungerjahr, namentlich für Böhmen. Die Leute zogen von dort in Scharen über die Grenze nach Schlesien, wo die Dinge etwas besser standen. Zu Hunderten lagen sie, wie meine Mutter erzählte, zu Frankenstein im Hofe des damals noch bestehenden Dominikanerklosters und harrten auf ein Stück Brot und ein Töpfchen Suppe. Auch in der Grafschaft war die Not groß und oft selbst für gutes Geld nichts zu haben.

Um Brot zu kaufen, erzählte mein Vater, durchwanderte ich einmal alle möglichen Mühlen (wo man auch Bäckerei betrieb) in und unter dem Gebirge, und am dritten Tage kehrte ich zurück und legte ein Brot von der Größe eines Dreiböhmenbrotes auf den Tisch, das man mir in einer Mühle aus Gnade und Barmherzigkeit abgelassen hatte. Man vermischte damals das Hafermehl, das man zu Brote verbuk, um es ausgiebiger zu machen, mit geschrotner Birkenrinde.

Nun kam das Jahr 1805, in dessen zweiter Hälfte der Krieg zwischen Frankreich, Österreich und

Rußland ausbrach, ein Krieg, der schon nahe an die Pforten Schlesiens klopfte. Im raschen Siegeslaufe war Napoleon vom Oberrhein und dem Schwarzwald aus die Donau entlang vorgedrungen, hatte Wien besetzt und war von da nach Mähren marschiert, wo die vereinten Österreicher und Russen sich ihm gegenüberstellten. Preußen, damals im November von diesen beiden um Hilfe und Beistand bestürmt, konnte gebieterisch einschreiten und dem neuen Imperator Halt gebieten und sich dadurch vor dem Untergang bewahren, aber eine kurzsichtige, schwankende Politik und Mangel an Entschluß ließen das Berliner Kabinett diesen günstigen Augenblick nicht benützen; die Schlacht von Austerlitz am 2. Dezember warf beide Kaisermächte zu Boden, stellte Preußen bloß und verschaffte dem Sieger Anlaß, es auf die unwürdigste Weise zu behandeln, was dann den Krieg von 1806 und 1807 und die gänzliche Demütigung des Staates zur Folge hatte. Schlesien wurde damals noch von den Schrecken des Krieges verschont, aber schon herrschten Unruhe und Aufregung allerorten, indem bei Neisse 40000 Mann Preußen, bereit zum Einmarsch in Mähren, zusammengezogen waren, und nördlich von Breslau 30000 Mann Russen standen, denen man halb gezwungen den Einmarsch gestattet hatte. Sie schleppten Krankheiten ein.

Sechstes Kapitel

Das Unglücksjahr 1806. Allgemeines. Graf Hoym und die Ereignisse in Schlesien. Kopflosigkeit der Behörden. Die Festungskommandanten. Graf Pückler. Die Freiherren von Tüttwitz. Graf Götzen, der Retter Schlesiens. Glogau. Belagerung und Fall von Breslau

Nun kam das Unglücksjahr 1806, das den ganzen Staat dem Untergange nahe brachte und Schlesien in die stärkste Mitleidenschaft zog. Der Krieg wurde durch fortgesetzte, wohlberechnete Kränkungen von seiten Napoleons dem König aufgezwungen und dann mit unzureichenden Mitteln überstürzt angefangen und ohne festen Entschluß und klaren Plan geführt. Die Niederlagen bei Jena und gleichzeitig bei Auerstädt am 14. Oktober waren das Ergebnis dieser Planlosigkeit. Bei Auerstädt wurde die Hauptarmee des Herzogs von Braunschweig, bei der sich auch der König befand, und die aus den Marken, Pommern u. a. gekommnen Truppen geschlagen, bei Jena das aus Schlesien und Südpreußen (Polen) gekommne, mit den Sachsen verbündete Heer des Fürsten Hohenlohe. Man muß eine Vorstellung davon haben, wie trotz der Mißregierung und der verfehlten Politik der letzten zwanzig Jahre, seit des großen Friedrichs Tode, das Ansehen des preußischen Staates noch immer war, und welche Achtung man noch immer

vor seinem militärischen Ruhme und der Tüchtigkeit seines Heerwesens hatte. Wenn Bonaparte vielfach und gründlich die langsamen und pedantischen „Kaiserlichen" und die ungelenken Russen geschlagen hatte, so war er, wie viele meinten, noch nicht an den Rechten gekommen; wenn er aber einmal mit den Preußen, den bestgeübten und tapfersten Soldaten des Jahrhunderts, zusammenstoßen sollte, dann erst werde sich zeigen, was er wert sei und was er mit seinen gezähmten und gedrillten Jakobinern vermöge. Napoleon selbst hatte früher vor Preußen und seiner Kriegstüchtigkeit hohe Achtung gehabt, und ein großer Teil seines spätern Hasses rührte davon her, daß es ihm als Erstem Konsul und als Kaiser nicht gelungen war, durch seine fortgesetzten Schmeicheleien den aufgeklärten Staat Friedrichs des Großen und die hochgebildete preußische Nation von dem bigotten Österreich und dem barbarischen Rußland abzuziehen und ganz auf seine Seite zu bringen. Dabei hatte er Helfer und Bundesgenossen im Lande selbst; denn viele Preußen, namentlich viele Berliner, die stolz auf den Ruhm ihres Friedrich diesen durch das neuaufgehende Gestirn verdunkelt sahen, meinten, man könne nichts besseres thun, als mit Frankreich das engste Bündnis einzugehen und so Ruhm und Glanz mit ihm zu teilen; Friedrich und Napoleon, Preußen und Frankreich vereint könnten die Welt beherrschen.

Der ausgebrochne Krieg machte diesen Träumen ein Ende und brachte die sich sehr patriotisch gebärdende Militärpartei eine Zeit lang obenauf, aber die furchtbare Niederlage zertrümmerte sie und das ganze veraltete System. Ihre Folgen waren furchtbar; der ganze Staat schien rettungslos verloren; denn jeder Tag brachte neue Unheilsbotschaften, und mancher mehr als eine. Der großen Niederlage folgte sofort die feige Übergebung von Erfurt, an die sich Schlag auf

Schlag bald andre, wie die von Spandau, Magdeburg, Stettin, Küstrin, reihten; die Trümmer der geschlagnen Heere wälzten sich, unausgesetzt von dem nachdrängenden Feinde verfolgt, nach Norden und kapitulierten bei Prenzlau, Anklam, Lübeck; bald stand Napoleon in Potsdam, und ein paar Tage darauf hielt er einen prunkvollen Einzug in Berlin, während das Königspaar mit wenigen Getreuen auf dem Rückzuge hinter Oder und Weichsel war. Alles, was Preußen westlich von der Elbe besaß, seine alten rheinischen und fränkischen Besitzungen und das erst vor kurzem in Besitz genommne Hannover, war mit einem Schlage verloren, und bald erhub im Osten die Empörung ihr Haupt; die Polen in den ganz jungen Provinzen Südpreußen, Neu-Schlesien und Neu-Ostpreußen, längst auf der Lauer stehend und bald von Napoleon selbst aufgerufen, erhuben sich und strömten zu den französischen Fahnen. Doch man hatte mit den Russen ein Schutz- und Trutzbündnis abgeschlossen, und diese waren im Vorrücken begriffen; mit ihnen vereint konnte man, was auch geschah, den Krieg erneuern.

Auch Schlesien sollte an die Reihe kommen. Napoleon hatte nach seinen großen Siegen zwei nachrückende Divisionen Bayern und eine Division Württemberger zum Einbruch in Schlesien bestimmt, die, während er selbst auf Berlin losmarschierte, über Dresden auf die Oder zu zogen und sich bei Krossen sammelten. Schlesien war von Friedrich nicht dem Generaldirektorium zu Berlin, d. h. der Zentralregierung, untergestellt worden, sondern wurde wie eine Statthalterschaft durch einen besondern sogenannten dirigierenden Minister verwaltet. Diese Würde hatte damals, noch von dem großen König eingesetzt, seit einem Menschenalter Graf Hoym mit solcher Machtvollkommenheit und solchem Ansehen, daß er nicht unpassend der schlesische Vizekönig ge-

nannt wurde. Im Grunde war er noch mehr; denn da er zu Berlin als ein Meister der Verwaltungskunst galt, so waren ihm auch die neuen großen Provinzen Südpreußen und Neu-Schlesien unterstellt worden. Als armer pommerscher Junker bald nach dem siebenjährigen Kriege gekommen, um Kürassier zu werden, war er zu schwach dazu befunden, aber dafür von dem Kommandeur des Regiments seinem Bruder, dem strengen Minister von Schlabrendorf, zur Übernahme in die Verwaltung empfohlen worden. In dieser sollte er trotz mangelhafter Bildung sein Glück machen, da er alle Talente eines zielbewußten Strebers hatte. Geschick für das Fach der Verwaltung besaß er jedenfalls, aber ebenso viel und vielleicht noch mehr Geschick, es ins rechte Licht zu setzen und sich durch Dienstwilligkeit, Fügsamkeit und Verständnis für die Absichten des Vorgesetzten dessen Zuneigung und Vertrauen zu erwerben, dabei aber fremde Kräfte für sich arbeiten zu lassen. Dazu kam seine äußerst vorteilhafte Erscheinung, die ihn, verbunden mit feinen Manieren und sanfter, gefühlvoller Sprache, zu einem Liebling der Damen machten. So galt er bereits als künftiger Schwiegersohn des gestrengen Schlabrendorf, aber als er nach ein paar kurzen Kommissionen am Rhein und in Preußen nach Breslau zurückkehrte und als blutjunger Mann an Schlabrendorfs Stelle zum dirigierenden Minister ernannt wurde, besann er sich eines andern und heiratete eine reiche schlesische Erbin, eine Baronin Dyhern, die ihm neben andern großen Gütern sein späteres Tusculum Dyhernfurt an der Oder zubrachte und ihn, abgesehen davon, in die große Vetterschaft des schlesischen Adels einführte.

Friedrich kannte die Schwächen seines dirigierenden Ministers sehr wohl, aber er schätzte ihn als ein allezeit gefügiges, auf jeden Wunsch und Wink acht-

sames Werkzeug. Denn er wußte nicht nur gegebne Befehle und Anordnungen durch wohlgeschulte Beamte mit Eifer und Geschick auszuführen, sondern sich beim König durch neue geeignete Vorschläge in Gunst zu setzen; auch bezeugte ihm dieser wiederholt seine Zufriedenheit als dem Manne, der ihn allein richtig verstehe. Es ist hinreichend bekannt, wie väterlich Friedrich nach dem siebenjährige Kriege für Schlesien gesorgt hat, wie er in jeder Weise bemüht war, die reichen Hilfsquellen des Landes zu entwickeln, und welch große Anzahl gemeinnütziger Institute er geschaffen hat. Alles dieses ist durch Hoyms Hand gegangen, und man wird nicht leugnen können, daß er sich damals besondre Verdienste um die Provinz erworben hat. Es fehlte ihm auch nicht an Geschmack; er verschönerte die Bäder im Gebirge und führte englische Gartenkunst ein; namentlich aber schuf er sein Dyhernfurt zu einem reizenden Landsitze um.

Mit dem Tode des großen Königs hörte die Triebkraft auf, die seine Thätigkeit in Bewegung gesetzt hatte; frei von der strengen Aufsicht, unter der er gestanden, und die ihn im Gleise erhalten hatte, konnte er sich gehen lassen, wie man sich am Hofe zu Berlin gehen ließ, und seinem Hange zur Trägheit und zum Wohlleben fröhnen, wie es ihm beliebte. Als vieljähriger Vertrauensmann Friedrichs besaß er ein ungeheures Ansehn als kenntnisreicher und geschickter Verwaltungsbeamter, der am besten wüßte, was er in seiner Satrapie zu Breslau zu thun und zu lassen hätte, und den man deshalb nicht stören dürfte. Bei den zwei letzten Teilungen Polens spielte er eine hervorragende Rolle; nicht nur, daß er an Stelle des Königs die Huldigung des polnischen Adels annahm, auch die neuen Provinzen wurden, wie wir sahen, seiner Leitung untergestellt. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß ihm dies durch die

Masse der zuwachsenden Geschäfte und die gänzliche Unordnung und Verwahrlosung, die er in den neuen Landesteilen vorfand, zum schweren Nachteile gereichte. Die am Hofe tonangebende Gesellschaft, die sich mit Raubgier auf die konfiszierten polnischen Adels-, Starosten- und Kirchengüter warf, stellte an ihn die ungeheuersten Zumutungen, die er, um in Gunst bei ihr zu bleiben, befriedigen mußte. Eine ungeheure Menge schlechtes Volk jeder Art wurde ihm von Berlin aus zugeschickt, dem er in Polen Beamtenstellen zu verschaffen hatte, was die Folge hatte, daß in kurzer Zeit große Skandale zum Vorschein kamen. Die Unterbringung so vieler Abenteurer, die in Berlin mächtige Gönner und Freunde hatten, führte dazu, daß vielfach alte, pflichtgetreue Beamte zurückgesetzt wurden, und daß demnach eine große Unzufriedenheit in diesem Stande einriß. Hoym hatte auch seine Günstlinge, mit denen er ein schwelgerisches und sehr lockeres Leben führte, indem er seinen sybaritischen Neigungen fröhnte. Mit den Staatsgeldern wurde so übel verfahren, daß bald die Hoymsche Wirtschaft übel berufen war. Es erstanden ihm Gegner, wie z. B. der Kriegsrat Zerboni, Buchholz, die ihn mit großer Schärfe angriffen; er wußte sie aber zu beseitigen und alle Anklagen zu entkräften; namentlich aber als er nach dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelms III. zur Rechtfertigung nach Berlin berufen wurde, bezauberte seine sanfte Liebenswürdigkeit die junge Königin so, daß er in Gnaden entlassen wie Reineke der Fuchs nach seinem Malepartus zurückkehren konnte.

Dieses war der Mann, der, als der Krieg 1806 ausbrach, als der Herr der Geschicke Schlesiens gelten konnte. Königliche Befehle befolgte er nur, so weit es ihm gutdünkte; so unterließ er es, die auf Anregung Rüchels zu schaffenden Landreserven zu bilden, „weil

er den Nutzen solcher Formationen nicht einsehen könne." Mit großem Vertrauen hatte er dem Ausbruche des Krieges nicht entgegen gesehen, denn da er mit allen Geheimnissen des Berliner Hofes aufs genaueste vertraut und trotz aller seiner Schwächen ein Mann von Lebenserfahrung, Urteil und Überblick war, so sah er Unheil voraus und beklagte die Verblendung, mit der man den Kampf mit einem Manne aufnahm, in dem er einen zweiten Alexander den Großen sah. Ihm zur Seite als zweiter an Machtvollkommenheit stand nach Abzug des Heeres der in Schweidnitz hausende Ingenieurgeneral von Lindener, Inspekteur der acht schlesischen Landesfestungen Glogau, Breslau, Brieg, Kosel, Neisse, Glatz, Silberberg und Schweidnitz, in denen etwa noch 20000 Mann zurückgeblieben waren. Lindener war, wie es heißt, ein kenntnisreicher Mann, aber von zweideutigem Charakter. Das sollte sich bald zeigen. Nachdem Hohenlohe mit seiner Armee ausmarschiert war, wurde den Leitern der Provinz, wie überhaupt allen ihren Bewohnern unheimlich zu Mute, indem ihnen die Gefahr vor Augen trat, in der sie, wenn es übel erginge, schwebte, daß sie vom Staate abgerissen wurde. Lindener berief die Urlauber ein und that einiges, um die Provinz besser in Verteidigungszustand zu setzen. Das Ungewitter zog sich im östlichen Thüringen zusammen; ehe es sich entlud, herrschte drückende Schwüle, und unheilvolle Gerüchte durchschwirrten die Luft, selbst gespenstischer Vorspuk fehlte nicht; so wurde wochenlang früher, ehe das Ereignis bei Saalfeld wirklich eintrat, in Niederschlesien erzählt, Prinz Louis, sozusagen der Achilles des Heeres, sei gefallen. Endlich am 19. Oktober erhielt man in Breslau die bestimmte Nachricht von den Niederlagen bei Jena und Auerstädt. Sie wirkte niederschmetternd; der Besiegte von Jena

war Hoyms Schwiegersohn. So Furchtbares hatte man nicht erwartet, aber Schrecklicheres folgte, die Unheilsbotschaften überstürzten sich, Estafette über Estafette ritt ein; man erschrak schon, wenn man den Schall des Posthorns hörte; Festung nach Festung ergab sich, Napoleon in Potsdam, in Berlin, die Reste des Heeres kapitulierten; die Schätze des Grünen Gewölbes in Dresden, die auf dem Wege nach dem damals festen Breslau waren, erhielten in Bunzlau Gegenbefehl — Sachsen war vom preußischen Bündnisse abgefallen, — in diesem Tone ging es weiter, und es dauerte keine vierzehn Tage, da hörte die Postverbindung mit Berlin auf, und alle Briefe und Postsachen kamen zurück, und als zur selben Zeit der polnische Aufstand ausbrach, war die Provinz Schlesien nicht bloß vom bisherigen Zentrum des Staates, das sich in der Gewalt des Feindes befand, sondern auch von den Resten des Staates im Norden und Osten abgesprengt. In diesem Zustande ist sie bis zum Frieden von Tilsit geblieben. Es dauerte nicht lange, da brach der Feind auch in Schlesien ein. Napoleon, der damals in Berlin von den Polen dringend eingeladen, seine Vorbereitungen zur Reise nach Posen und zur Abhaltung eines polnischen Reichstages machte, hatte zu seiner Eroberung zwei Korps Bayern und ein Korps Württemberger, zusammen einige 20000 Mann stark, bestimmt, die sich Ende Oktober und Anfang November bei Krossen sammelten. Der rasche Fortgang seiner Siege und namentlich der ungesäumte Fall der Festungen hatten seinen Mut dermaßen gehoben, daß er glaubte, es würde mit den schlesischen Festungen in diesem Tone fortgehen, wenn man den ersten Schreck und die grenzenlose Bestürzung recht benutze. Nach der schmachvollen Ergebung von Küstrin schrieb er an Murat: „Wenn deine Husaren Festungen nehmen, kann ich

mein Ingenieurkorps auf Urlaub schicken." Glogau, das Bollwerk Niederschlesiens, sollte zuerst an die Reihe kommen, dann Breslau. Zu diesem Ende vereinte er die Kavallerieregimenter der Rheinbündler in zwei Reiterbrigaden unter den Generalen Lefebvre und Montbrun, die mit etwas leichter Feldartillerie versehen zu beiden Seiten der Oder rasch vorrücken, so viel Granaten als möglich in die Stadt werfen und dem Kommandanten einreden sollten, die Festung sei von beiden Seiten eingeschlossen. Dieser versuchte Handstreich mißglückte indes sowohl bei Glogau, wie später bei Breslau; infolge dessen rückte Prinz Jerome, dem die Eroberung Schlesiens übertragen war, damit er sich zum größern Ruhme des Hauses Bonaparte einen Namen mache, mit den Bayern vor Glogau und schloß es von beiden Seiten ein, um es regelrecht zu belagern.

Damals herrschte in der Provinz schon die größte Verwirrung, und die Auflösung aller Ordnung nahm überhand. Massenhaft erschienen die Flüchtlinge von Jena oder die der Kriegsgefangenschaft entronnenen; sie klagten über Unfähigkeit der Offiziere, über schlechte Führung, schlechte Verpflegung und die ausgestandnen Leiden in der Gefangenschaft oder auf der Flucht; bald fanden die auf Befehl des Königs in Oberschlesien ausgehobnen Rekruten, die für Graudenz bestimmt waren, den Weg dahin durch die aufständischen Polen versperrt und mußten umkehren. Auf schlechten Fuhrwerken oder zu Fuß kamen die oft mit Weib und Kind vertriebnen preußischen Beamten an und machten Schilderungen, wie es in Polen hergehe, wie man die Adler abreiße, die Schlagbäume niederlege, die Kassen mit Beschlag belege, und wie alles Jubel und Lustbarkeit sei; ebenso kamen viele deutsche Händler, Geschäftsleute, preußische Soldaten an, und schon wurden die Straßen durch das Gesindel unsicher,

das sich die Hilflosigkeit der Obrigkeiten zu nutze machte. Das Haupt der Provinz, der durch Schwelgerei entnervte, halbseitig gelähmte alte Graf Hoym war gänzlich unfähig, seine Pflicht zu erfüllen und in dieser allgemeinen Auflösung einen Halt abzugeben. Man wird kaum irren, wenn man annimmt, daß er den Staat für rettungslos verloren hielt und nur daran dachte, sich und seiner Provinz die möglichst vorteilhaften Bedingungen von dem Eroberer zu erwirken. Denn nur auf diese Weise erklärt sich sein nun zu Tage tretendes Benehmen dem Patriotismus der Provinz gegenüber. Denn damals gab es unter den Offizieren, dem Landadel, dem damals noch sehr kräftigen Bürgerstande und selbst unter den Bauern noch viele alte Leute, die Friedrichs Zeiten gesehen, ja schon den wechselvollen siebenjährigen Krieg durchlebt hatten und gute Patrioten waren. Als man sich vom ersten Schrecken etwas erholt hatte, fing man in diesen Kreisen an, Mut zu fassen und nach dem Beispiele der Franzosen an Selbstverteidigung und Volksbewaffnung zu denken; was diese im Jahre 1792 und später gethan hätten, könne man auch thun; man habe noch an 20000 Mann Truppen zur Verfügung und ein großes, wohlhabendes, im Rücken durch hohe Berge und das neutrale Österreich geschütztes Land, man müsse die pensionierten Offiziere wieder in Dienst nehmen, die Urlauber, die noch rüstigen Invaliden einberufen, in Masse Rekruten ausheben, aus den etwa 7000 in den ausgedehnten Wäldern angestellten Forstleuten Jägerkompagnien bilden, auch habe man Pferde genug, um Reiterei zu schaffen. Wenn man so handle, könne man in einigen Wochen 40, 50, 80000 Mann auf die Beine bringen; an den mehreren vom Gebirge kommenden, tief eingefurchten Flußläufen habe man treffliche Abschnitte zur Verteidigung u. a. Daß dies keine leeren Prahlereien

waren, das zeigte das Jahr 1813, wo Schlesien außer seinen Linientruppen in kürzester Zeit 75000 Mann Landwehr, dabei eine überwiegende Zahl von Reiterschwadronen, stellte; im Jahre 1806 aber verstand man es in keiner Weise, die reichen Hilfsmittel des Landes und den guten Willen des Volkes zur Rettung des Staates auszunützen; im Gegenteile, den leitenden Männer war dieser Geist des Aufschwungs ein Greuel.

So schlecht wir über diese Dinge unterrichtet sind, so ist doch kein Zweifel, daß eine größere Anzahl patriotischer Männer, darunter Ständemitglieder, im Geheimen zusammentrat, sich über die gefährdete Lage der Provinz beriet, Pläne der Verteidigung entwarf und den Grafen Hoym anging, ernste Maßregeln zu ergreifen und sich an die Spitze zu stellen. Sie kamen übel an: der in vollem Herrendünkel gealterte, verweichlichte, im Grunde der Seele feige und arbeitscheue Mann hatte allen Halt verloren und benahm sich wie ein Kind; Selbsthilfe, selbst patriotische, Volksbewaffnung waren ihm Empörung; wie, seine gehorsamen, geduldigen Schlesier wollten Jakobiner werden, wie die Franzosen! Das ging nicht; er erließ Ansprachen, worin es hieß, der friedliche Bürger möge bei seinem Geschäfte bleiben, man verlange seine Beihilfe nicht, man möge alles vertrauungsvoll dem Militär überlassen; wenn der Feind käme, möge man ihn recht höflich und artig empfangen; er werde solche Zuvorkommenheit zu schätzen wissen, man habe es mit einer gebildeten Nation zu thun u. a. Die von ihm ganz abhängigen städtischen Magistrate stimmten denselben Ton an, und namentlich der von Schweidnitz, wo ein roher Soldatenprügler, Kommandant Oberst von Hacke, ihn und die Bürgerschaft wie ein türkischer Pascha behandelte, brach in ein wahres Jammergeheul aus. Stärker gedrängt verbot Hoym

die Verproviantierung der Magazine und ordnete, was aber nicht zur Ausführung gelangte, den Verkauf der in Oberschlesien stehenden zahlreichen Remonten an, während der General Lindener zwar die Festungen bereiste, aber, wie man ihm Schuld gab, alles nur auf eine Scheinverteidigung einrichtete. Dazu kam, daß die meisten Kommandanten wenig verlaßbare Männer waren. In Glogau war der Kommandant von der Marwitz, der aber gar nicht hervortritt, weil der vom König als Gouverneur hingeschickte General von Reinhardt, ein alter kränklicher, sehr bald zum Kapitulieren geneigter Mann, sein Vorgesetzter war. Breslau befand sich in ähnlichem Falle; sein Kommandant, Generalmajor von Krafft, ein gutmütiger Herr, hatte den Ende September mit seinem Regiment aus Warschau eingerückten Generalleutnant von Thiele über sich, einen Mann, der als tüchtiger Soldat galt, aber ein militärischer, bürgerfeindlicher Pedant war. Zur Zeit des großen Wollmarktes angekommen, wo die alte Stadt von schafzüchtenden Gutsbesitzern, ihren Schaffnern, fremden Kaufleuten und vielem andern Volke wimmelte, hatte er den Einfall, das Tabakrauchen auf offner Straße zu verbieten und dabei den als Rauchern betroffnen durch seine polnischen Soldaten die Pfeifen wegnehmen zu lassen. Da dies zu großen Roheiten Veranlassung gab, so entstand eine so große Unzufriedenheit, daß sich schon die Gesellen in ihren Herbergen versammelten, und daß Unruhen auszubrechen drohten, wie sie in den neunziger Jahren die Breslauer zweimal erlebt hatten. Der Gouverneur mußte sein Verbot zurücknehmen. Übrigens waren Thiele wie Krafft bescheidne Leute, die offen erklärten, sie verständen nicht, eine Festung zu verteidigen, und die deshalb diese Sorge dem General von Lindener überließen, der gleich damit anfing, daß er hier, wie in den andern Festungen,

nur den Hauptwall verteidigen und — was ihm übrigens nicht durchging — die Außenwerke ganz aufgeben wollte. Ihn trifft die Hauptschuld, wenn der vom Fürsten Pleß glücklich eingeleitete Versuch, Breslau zu entsetzen, schmählich vereitelt wurde, und wenn sich infolgedessen die Festung bald darauf ergeben mußte. Kommandant der verfallnen, ganz unhaltbaren Festung Brieg war der Generalmajor von Cornerut, ein alter, stumpfer Mann, und Kommandant von Neisse der gleichfalls sehr alte Generalleutnant von Steensen, ein geborner Däne, der stark unter dem Einfluß eines Auditeurs Wischke gestanden haben soll. In Glatz geboten der Oberst von Gleißenberg und der Mineuroberst d'Albert, ein geborner Savoyarde, beide wenig verlaßbar und unbeliebt, letzterer in der Zeit, wo Graf Götzen in Glatz als Generalgouverneur der Provinz die Landesverteidigung leitete, als geheimer Franzosenfreund verdächtig. Von dem Kommandanten von Schweidnitz, dem Oberstleutnant von Hacke, haben wir bereits gesprochen; auch er verstand, als es Ernst wurde, nicht eine Festung zu verteidigen. Nur die kleine Festung Kosel in Oberschlesien hatte in dem alten Oberstleutnant von Neumann einen ebenso tapfern wie umsichtigen Kommandanten, der dem preußischen Namen Ehre machte.

Unter solchen Umständen wäre die Provinz in kürzester Zeit verloren gewesen. Denn schon vor Ausbruch des Krieges hatte Napoleon dem Wiener Kabinette Schlesien zum Abtausch für das an Rußland abzutretende Galizien angeboten, bot es jedenfalls während des Krieges, um Österreich zu sich herüberzuziehen, wiederholt an und verlangte noch zu Tilsit gebieterisch seine Abtretung, und nur der Vertrag, der nach der in der Johannesnacht (vom 23. zum 24. Juni) erfolgten Erstürmung des verschanzten Lagers vor Glatz

vom Grafen Götzen mit dem kriegsmüden Prinzen Jerome abgeschlossen und durch den die Übergabe von Glatz noch einen vollen Monat hinausgeschoben wurde, rettete die Provinz, weil der König in ihr noch einen rechtmäßigen Stellvertreter hatte. Napoleon nahm seinem Bruder den Abschluß dieses Vertrages sehr übel. Nun stelle man sich vor, was aus der Erhebung von 1813, ja was aus der Zukunft Deutschlands geworden wäre, wenn diese große, volkreiche und immerhin noch wohlhabendste Provinz, die dem Könige den letzten Rückhalt bot, an Österreich, an Sachsen oder gar an den Prinzen Jerome als Königreich gegeben worden wäre; jedenfalls haben sich die von den vaterländischen Geschichtschreibern kaum gekannten und beachteten Männer, die es wagten trotz Hoym, Thiele, Lindener dem Könige klaren Wein über die verzweifelte Lage der Dinge in Schlesien einzuschenken und ihm die Notwendigkeit einer kraftvollen Verteidigung des Landes nahe zu legen, das allergrößte Verdienst erworben.

Anfangs November, zur Zeit, als der Feind schon im Anmarsch auf Glogau begriffen war, reiste Graf Erdmann von Pückler, Gutsherr von Gimmel im Kreise Wohlau und gewesener Offizier, zum Könige, der sich damals bereits jenseits der Oder in Schneidemühl befand, und legte ihm einen von dem Leutnant von Borcke (der sich später im Gebirgskriege sehr hervorthat) ausgearbeiteten Verteidigungsplan vor. Der König nahm die Vorschläge sehr gnädig auf und gab dem Grafen auf der Rückreise Briefe an Hoym und an Thiele mit, worin er sie als sehr beachtenswert zur Ausführung empfahl; Hoym indes als schlesischer Vizekönig war gewohnt, königliche Anordnungen nur so weit auszuführen, als er es für passend erachtete; als ihm der Graf nach der Heimkehr seine Mitteilungen machte, legte er sich

auf Ausflüchte und speiste ihn, wie es heißt, mit heroischen Redensarten ab; Thiele aber scheint über den eigenmächtigen Schritt des Grafen ganz außer sich gewesen zu sein; er war entschlossen, nichts zu thun, und machte ihm die schwersten Vorwürfe darüber, daß er ganz unermeßliches Unglück über die Provinz bringe. Der Unglückliche nahm sich das zu Herzen, wurde irr an sich, und in jeder Hoffnung getäuscht, dem Könige sein gegebnes Versprechen halten zu können, erschoß er sich nach einer letzten Zusammenkunft mit Thiele am 11. November zu Breslau im Gasthofe zum blauen Hirsch — ein tragisches Ereignis, das unter den schlesischen Patrioten das schmerzlichste Aufsehen erregte, und das dadurch noch schmerzlicher wurde, daß des Grafen Gemahlin, eine Tochter von Friedrichs General von Erlach und Mutter vieler Kinder, ihrem Gatten freiwillig in den Tod folgte.

Die Not drängte. Kurz vorher oder gleichzeitig mit dem plötzlichen Erscheinen Lefebvres und Montbruns vor Breslau, die mit ihren in die Vorstädte eindringenden Reiterscharen und ihren in die Stadt geworfnen Granaten einen wenn auch bald vorübergehenden Schreck verbreiteten, reisten zwei andre Patrioten zum Könige. Es waren dies die Gebrüder Freiherrn von Lüttwitz, der ältere gewesener Kreisdirektor von Ansbach, der jüngere Gutsherr von Hartlieb bei Breslau. Der König hatte inzwischen sein Hauptquartier von Schneidemühl nach Osterode in Ostpreußen verlegt. Da er noch von Freunden Hoyms, namentlich dem Geheimen Kabinettsrat Beyme umgeben war, hatten die Brüder einige Schwierigkeit, genügend Gehör zu finden. Der Flügeladjutant des Königs, Major der Kavallerie, mit dem ältern Lüttwitz von Ansbach her, wo er als Husar gestanden hatte, nahe befreundet, beseitigte die Schwierigkeiten

und führte die Brüder bei dem Könige ein. Sie setzten ihm, doch jedenfalls mit großer Schonung für Hoym, die Lage der Dinge in Schlesien aus einander und erklärten, man sei in der Provinz entschlossen, Gut und Blut für den König und die Rettung des Staates einzusetzen; hier sei der ausgearbeitete Plan der Landesverteidigung, man bäte nur um einen mit dem nötigen Ansehn ausgerüsteten Anführer, am liebsten um einen königlichen Prinzen. Der König, der bereits Breslau, ja die Provinz für verloren gehalten hatte, war freudig überrascht und führte die beiden Brüder zur Königin, damit sie ihr die frohe Nachricht mitteilten. Die in einem bescheidnen Bürgerhause wohnende hohe Frau war von der Treue der Schlesier gerührt und sagte, dies sei der erste frohe Augenblick, den sie seit Wochen (seit ihrer Abreise von Weimar am Tage von Auerstädt) erlebe.

Was unter diesen Umständen zu thun nötig gewesen wäre, und was die schlesischen Patrioten jedenfalls erwarteten, liegt klar zu Tage. Der König hätte einen Mann mit unbeschränkter diktatorischer Vollmacht nach Schlesien schicken und ihm freie Verfügung über alle seine Hilfsmittel geben müssen; aber dazu entschloß man sich nicht bei der eingerissenen Schlaffheit und wahrscheinlich auch aus Furcht vor der Entfesselung der Volkskräfte. Man griff daher nur zu halben Maßregeln. Zum erbetenen Anführer wurde unter dem Titel eines provisorischen Generalgouverneurs der Fürst Ferdinand von Anhalt-Pleß bestimmt, Oberst eines oberschlesischen Husarenregiments, das er von Jena aus glücklich über die Oder geführt hatte. Daß er kein Held war, werden wir später sehen, und wenn man ihm von vornherein den Grafen Götzen als Ratgeber und Beistand zur Seite setzte, so zeigt dieses, daß man von seinen geistigen Fähigkeiten keine besonders hohe Meinung

hatte. Dazu gab man ihm nur sehr beschränkte Vollmachten; denn der jammerhafte Hoym sollte die Zivilverwaltung behalten, und er nur mit dem Militärwesen zu thun haben, dabei auch nur im äußersten Falle befugt sein, Steuern und außerordentliche Lasten aufzulegen. Wenn man in Erwägung zieht, wie gut es die Franzosen verstanden, sich den Reichtum des Landes durch Erpressung ungeheurer Kontributionen, Zwangsleistungen, Lieferungen von Getreide, Pferden, Ausrüstungsgegenständen nutzbar zu machen, so kann man nur mit Bedauern sehen, wie wenig man in Osterode den blutigen Ernst der Sachlage erkannte.

Der Fürst war noch nicht zur Stelle; vorläufig reisten die Gebrüder Lüttwitz mit dem Grafen Götzen auf weitem Umwege nach Oberschlesien, um dort das Werk der Landesverteidigung in Angriff zu nehmen; der Fürst kam erst später nach. Diese Botschaft aus Schlesien war von entscheidender Wichtigkeit für den Gang der Ereignisse und namentlich für das Schicksal des preußischen Staates. Denn am Tage nach der Abreise der Genannten kam Napoleons Sekretär, der General Duroc, an und brachte den mit Zastrow zu Potsdam vereinbarten Vertrag des Waffenstillstandes, um den der König bald nach der Niederlage nachgesucht hatte. Napoleon, der damals zu Berlin den größten Teil des besiegten Staates wie ein erobertes Land behandelte und in Departements einteilte, verlangte darin, daß Pommern, Preußen und Niederschlesien für neutral erklärt, und daß dem Könige nur Oberschlesien bleiben sollte, wo er Truppen halten dürfte. Dies war die ausgesprochne Vernichtung des Staates. Man darf annehmen, daß außer der Hoffnung auf den baldigen Anmarsch der Russen die guten Nachrichten aus Schlesien dem Könige den Mut gaben, die Unterschrift zu dem schmachvollen Vertrage entschieden abzu-

lehnen. Die Folge war, daß der Krieg von neuem entbrannte, und zwar auf zwei weit von einander getrennten Schauplätzen, dem einen in Ostpreußen, dem andern in Schlesien, während Polen im Aufstande und im Bunde mit Napoleon war, das übrige Preußen aber und ganz Deutschland willenlos zu den Füßen des Eroberers dalag. Wenn die Landesverteidigung und Abwehr nicht zur vollen Geltung kam, so lag die Schuld davon nicht an den Schlesiern, sondern an den obersten Leitern, die deren guten Willen nicht besser zu benutzen wußten. Trotzdem hat sich die Provinz, dank den schlesischen Patrioten, namentlich aber dem Grafen Götzen, ganz auf sich allein gestellt und ohne die geringste Unterstützung von außen fast acht Monate lang gegen einen sehr unternehmenden und thätigen Feind bis zum Frieden von Tilsit verteidigt und sich so dem preußischen Staate erhalten. Man hat sich die Wichtigkeit des in Schlesien geführten Krieges, der vornehmlich Festungskrieg war, gar nicht deutlich gemacht, und zwar aus naheliegenden Gründen: die Bedingungen des Tilsiter Friedens, der dem preußischen Staate den Verlust von mehr als der Hälfte seines Länderbestandes einbrachte, wirkten so niederschmetternd, daß man den Gedanken mied, es hätte noch weit ärger kommen können.

In den letzten Tagen des November kamen Graf Götzen und die Gebrüder Lüttwitz in Oberschlesien an und begaben sich nach Kosel zu dem Oberstleutnant von Neumann, um dort das Werk der Landesverteidigung in Angriff zu nehmen. Landräte, Steuerräte, Ständemitglieder wurden aufgefordert zu erscheinen und kamen nach Kosel; es sollten Geldmittel beschafft, Rekruten ausgehoben und neue Kompanien und Schwadronen errichtet werden. Das erste war, daß Graf Götzen den von Hoym befohlenen

Verkauf der Remonten rückgängig machte und die oberschlesischen Steuerkassen und Steuerzahlungen für Kosel in Beschlag nahm. Gleichzeitig säuberte der Leutnant von Witowsky mit seinen Reitern das östliche Oberschlesien von den übergetretenen polnischen Insurgentenbanden, die es brandschatzten. Hierauf eilte Graf Götzen nach Breslau, nahm im Vorbeigehen die Festung Brieg in Augenschein, fand sie verfallen und unhaltbar und kam am 3. Dezember in Breslau an. Wie ihn Hoym aufgenommen hat, davon erfahren wir nichts, doch kann man sich denken, daß er die Schmälerung seiner allgebietenden Stellung als eine große, unverdiente Kränkung empfand. Dies geht auch aus dem Benehmen hervor, das er später dem Fürsten Pleß gegenüber beliebte. Auch der Gouverneur von Thiele scheint über dieses Eindringen eines Unberufnen sehr gereizt gewesen zu sein, denn er verdächtigte dem Grafen die Treue der zur Mitwirkung in Aussicht genommnen Bürger. Als dieser aber noch am nämlichen Tage den Magistrat, die Ältesten der Bürgerschaft und die Vorsteher der Zünfte in das altersgraue Rathaus berief und sich in einer feurigen Rede an ihren Patriotismus und Opfermut wandte, zeigte es sich, daß diese Männer, von denen viele noch den siebenjährigen Krieg durchlebt und den großen Friedrich gesehen hatten, vom trefflichsten Geiste beseelt waren. Sie schwuren, Gut und Blut für den König und die Verteidigung des Vaterlandes einzusetzen, und haben es während der bald beginnenden schweren Belagerung auch im vollsten Maße gethan. Die Landräte, die Steuerräte und andre notable Personen wurden nun einberufen, und es sollte eine Art Landtag abgehalten werden, da erschien schon am 5. Vandamme, dem sich kurz vorher Glogau ergeben hatte, vor Breslau und drohte es einzuschließen.

Glogau, das Bollwerk Niederschlesiens, hatte sich drei Wochen lang und etwas darüber gehalten. Es hätte sich noch weit länger halten können, wenn nicht der Gouverneur von Reinhardt, der Major Lichtenberg, Chef der Artillerie, und andre gleich von Anfang an kapitulationslustig gewesen wären. Daß sich Glogau noch so lange hielt, war vornehmlich das Verdienst des Majors von Puttlitz, der im Kriegsrate fortwährend Einspruch gegen die Kapitulationsfreunde that, zuletzt aber von ihnen hintergangen wurde. Die Bürgerschaft, die den von oben herab schmählich vernachlässigten gemeinen Mann auf jede Weise unterstützte, benahm sich vortrefflich. Als der Krieg im Osten aufs neue entbrannte, marschierte Jerome mit den Bayern von Glogau ab nach Kalisch, und an seine Stelle rückte der Divisionsgeneral Vandamme mit den Württembergern ein, ein roher, gewaltthätiger Mann, aber ein tüchtiger General, der Glogau nach Kräften beunruhigte und ängstigte, bis er das aus dem eroberten Küstrin auf der Oder herangebrachte Belagerungsgeschütz beisammen hatte und das schwere Bombardement eröffnen konnte. Das geschah am 1. Dezember früh mit großer Gewalt; darauf erklärte, er er müsse Glogau am 2. Dezember, dem Jahrestage von Napoleons Kaiserkrönung vor zwei Jahren und des vorjährigen Sieges von Austerlitz, haben, und er werde sofort stürmen lassen. Da sank den Verteidigern der Mut, und der Gouverneur kapitulierte. Am 3., dem Tage, wo Graf Götzen die Breslauer Bürgerschaft zum Kampfe aufrief, zogen die Württemberger in Glogau ein, und unmittelbar darauf marschierte Vandamme, nachdem er in Eile der Stadt 25000 Thaler abgepreßt hatte, vor Breslau, wo sein plötzliches Erscheinen die Auflösung der eben zusammengetretnen Versammlung veranlaßte. Graf Götzen, der ältere Lüttwitz, Hoym und viele andre eilten nach

Neisse, das nun der Sammelplatz und die Hauptstätte der Rüstungen wurde.

Der vorzeitige Verlust von Glogau war demnach ein schwerer Schlag für das Werk der Landesverteidigung; mit Glogaus Falle, das der Sitz der königlichen Kriegs- und Domänenkammer (d. i. der Regierung) und des Oberamts war, hatte sich das Schicksal Niederschlesiens entschieden. Napoleon verlangte durch den General Bertrand, wie von einem eroberten Lande, Huldigung; und Kammer wie Oberamt, der Kammerpräsident Cocceji, Sohn des berühmten Gesetzgebers und Gemahl der Barberina, an der Spitze, wären diesem Verlangen nachgekommen, wenn nicht ein junger Referendar, Kuhnt mit Namen, dawider aufgetreten wäre und kräftigen Einspruch erhoben hätte.[1]) So weigerte man sich zu huldigen und bequemte sich nur, zu kapitulieren, d. h. unter französischer Oberaufsicht die Geschäfte fortzuführen. Man sprach hier, wie auch später in Breslau, Recht im Namen des Kaisers Napoleon. Die Unterbehörden in den kleinern Städten unterstanden so der Oberleitung des Feindes und wurden von französischen Kommissarien bereist. Zunächst erhub man schwere Kontributionen und belegte alle Steuern und Einkünfte mit Beschlag.

Nach Glogau kam also Breslau an die Reihe, das damals eine namhafte Festung war. Die hohen, durch breite Wassergräben geschützten Wälle der etwa 60000 Bewohner umschließenden Altstadt waren mit einer Anzahl von Vorstädten umgeben, die leicht gebaut, meist aus Schuppen, Magazinen, Fabriken, Tabagien u. a. bestehend, bei der milden Handhabung des Rayongesetzes durch den General, Gouverneur von Tauentzien nach dem siebenjährigen Kriege entstanden

1) Nach mündlicher Mitteilung eines alten Glogauer Bürgers.

waren. Da Vandamme sich in diesen Vorstädten festsetzte und von den Fenstern der naheſtehenden Häuser aus die Wälle durch Infanterie beschießen ließ, so gab der Gouverneur von Thiele den notwendigen, aber für die unglücklichen Bewohner schrecklichen Befehl, die Vorstädte in Brand zu schießen. Dieses dauerte gegen vierzehn Tage lang, und bald brannte diese bald jene Vorstadt, bald brannte es auch gleichzeitig in mehreren. Die nachts auf den Türmen Stehenden hatten dann den Anblick einer Waberlohe, gegen welche die der Nibelungen ein bloßer Spaß ist. Ebenso brannten, vom Feinde entzündet, die großen Holzvorräte ab. Man kann sich denken, welchen Eindruck der tägliche Anblick des Brandes der Hauptstadt ringsum in dem offnen Lande hervorbrachte, das die Reiterschaaren Lefebvres und Montbruns überall brandschatzend und plündernd durchschwärmten. Während dieser Zeit traf man in Neisse, wo inzwischen der Fürst Pleß eingetroffen war, ebenso in Kosel, Glatz, Silberberg, Schweidnitz, Brieg Anstalten zum Entsatze der Hauptstadt. Man errichtete neue Kompanien, Schwadronen, Batterien. Dabei zeigte sich nun, welchen Fehler man in Osterode gemacht hatte, dem Grafen Hoym die Zivilregierung zu belassen. Bei seinem Herrscherdünkel bekam er bald mit dem Fürsten Streit, trat dann auf österreichisches Gebiet über, von wo aus er immer noch seine Autorität geltend machen wollte, und stellte sich zuletzt in Liegnitz unter französischen Schutz. Er starb übrigens schon im nächsten Jahre.

Vandamme legte seine ersten Laufgräben und Batterien im Westen vor der Nikolaivorstadt an und richtete bald durch Beschießung und Bewerfung große Verheerungen im westlichen Teile der Stadt an; später wurde die Südfront in der Schweidnitzer Vorstadt und die Ostfront in der Ohlauer in Angriff

genommen, und als Prinz Jerome mit den Bayern von Kalisch her kam, an der Belagerung teil zu nehmen, wurden auch die Stadtteile im Norden jenseits der Oder eingeschlossen, und so die Stadt von allen Seiten bombardiert und furchtbar verwüstet, namentlich brachen verheerende Brände aus. Da die einfallenden Bomben oft mehrere Stockwerke durchschlugen, suchte die erschreckte Bevölkerung Schutz in den Kellern, in bombenfesten Gewölben, im alten Rathause, in den Kirchen, so namentlich in der unter der Kreuzkirche liegenden Krypta, in der Bartholomäuskirche, auf dem Dome. Trotzdem wurden viele Menschen getötet oder schwer verwundet. Als Jerome, der das aus der Schlacht bei Leuthen bekannte Schlößchen von Lissa zu seinem Hauptquartiere machte, vor Breslau angekommen war, schickte er wiederholt Parlamentäre in die Stadt und ließ den Gouverneur zur Übergabe auffordern, aber der Kern der Bürgerschaft, an deren Spitze Leute wie der Horndrechslermeister Seling und andre Patrioten standen und wie ein Mann sich gegen Kapitulation erklärten, gab ihm durch seine feste patriotische Haltung den Mut, abschlägliche Antwort zu geben; ja als später die Verheerungen immer größer wurden, als die Not der ärmern Bevölkerung zusehends wuchs und die mit der Judenschaft verbundne Kaufmannschaft an den Gouverneur das Ansuchen stellte, mit der Kapitulation nicht länger zu zögern, kam es zu höchst erregten Auftritten. Die zünftigen Bürger klagten jene, d. h. die Geldleute laut an, daß sie absichtlich Teuerung machten und die Not des Volkes zu ihrem Vorteile ausbeuteten; der Gouverneur möge diese Leute aufs strengste bestrafen; wenn ihre Häuser auch in Schutt lägen, so seien sie doch entschlossen, bis zum letzten Mann auszuhalten, und bäten den Gouverneur, unter keinen Umständen zu kapitulieren. Ein Ausfall, den der

Gouverneur auf vieles Drängen in die Nikolaivorstadt machen ließ, mißglückte, vornehmlich durch die Ungeschicklichkeit der dazu verwandten Truppen, und hatte die Folge, daß Jerome mehrere Schanzbauern, die den Ausfallenden zu Hilfe kommen wollten, erschießen ließ; ebenso aber verunglückten Sturmversuche des Feindes, namentlich ein mit großen Anstalten vorbereiteter nächtlicher Angriff auf das Ohlauerthorravelin. Die Wachsamkeit eines wackern Artillerieunteroffiziers namens Röhrig vereitelte ihn. Das Gouvernement zahlte ihm als Belohnung zehn Thaler, aber die Mädchen Breslaus veranstalteten für ihn und seine Artilleristen, die auf den in großen Massen zum Sturme bereit stehenden Feind unausgesetzt mit Kartätschen gefeuert hatten, eine Sammlung, die weit mehr einbrachte. Die große, an Kasernen, Magazinen, Fabriken reiche Insel des Bürgerwerders am untern Abflusse der Oder wurde von dem Artillerieleutnant von Fiebig, der im Kriegsrate mehr als einmal Lindeners zweideutige Anordnungen hintertrieben hatte, mit außerordentlichem Geschick befestigt und namentlich gegen nächtliche Angriffe mit Kähnen verteidigt. Dabei schlich sich der Verrat ein, und es kam auf mannigfache Weise zu Tage, daß viele der zahlreichen polnischen Soldaten höchst widerwillig dienten und Übles im Schilde führten. Natürlich liefen sehr viele zum Feinde über und unterrichteten ihn über die Zustände in der Festung.

Während dieser Zeit hatte man in Neisse auf die Entsetzung der belagerten, schrecklich gepeinigten Hauptstadt gedacht und die nötigen Anstalten dazu getroffen. Von Neisse selbst, dann von Kosel, Brieg, Glatz, Silberberg und Schweidnitz sollten Truppenteile ausrücken, sich in genau vorherbestimmten Staffeln einander nähern, und wenn sie bei Strehlen vereint

wären, gemeinsam gegen den Feind vor Breslau vorrücken. Dies geschah auch, aber Strehlen als Sammelpunkt wurde verraten. Vandamme, der sich, obgleich dem Chef des Generalstabs Hédouille untergeordnet, in Abwesenheit des nach Warschau zum Einzuge mit Napoleon abgereisten Prinzen ganz als Herr und Gebieter benahm, sandte auf diese Kunde am 23. abends, was er von Truppen entbehren konnte, auf der Strehlener Straße ab. Sie trafen nach einem sehr beschwerlichen Nachtmarsche nahe bei Strehlen auf die von Schweidnitz aus marschierte Abteilung und schlugen sie, ehe die Glatzer und Silberberger zur Stelle kamen, zurück, was die Folge hatte, daß der Fürst und Graf Götzen es für geraten hielten, mit ihren gesammelten Truppen hinter der Neisse eine aus dem siebenjährigen Kriege bekannte feste Stellung bei Michelau einzunehmen. Als noch am nämlichen Tage die Nachricht von diesem Siege nach Breslau gelangte, ließ Vandamme Viktoria schießen, teilte den Breslauern in übertriebner Weise die Niederlage des Fürsten mit und forderte sie zur Ergebung auf. Als er abschlägliche Antwort erhielt, erneuerte er das Bombardement und schoß dabei mit Glühkugeln. Einige Tage später, am 29., erneuerte der Fürst seinen Entsetzungsversuch und überschritt wieder die Neisse. Zu seinem Erstaunen fand er eine Meile hinter Strehlen die Straße nach Breslau frei. Dies hatte seinen Grund in dem Umstande, daß Vandamme, den erneuten Vormarsch des Fürsten von Brieg her erwartend, seine Truppen auf der Brieger Straße vorgesandt hatte. Der Fürst marschierte nun in der kalten Dezembernacht ungehindert auf Breslau zu, doch mußte er seiner durch den Gewaltmarsch übermüdeten Infanterie einige Ruhe gönnen und konnte nur seiner Kavallerie zumuten, rasch vorzugehen. Es

gelang dieser, bis hart vor die Festung zu kommen und in dem Dorfe Dürrgoi die dort liegende württembergische Artillerie zu überfallen, wobei deren Wachthaus in Flammen aufging, während andre Schwadronen links abreitend die zwischen der Strehlener und Schweidnitzer Straße liegenden Standquartiere überrumpelten und Hunderte von Gefangnen machten. Als Vandamme in Höfchen (südlich von Breslau) durch einen württembergischen Offizier, der mitten unter die Preußen geraten, aber unerkannt im Dunkel entkommen war, von diesem Überfalle Kunde erhielt, erschrak er, faßte sich aber bald, schickte alle seine verfügbaren Streitkräfte den Angreifern entgegen und behielt nur 300 französische Artilleristen in den Laufgräben zurück, die das Bombardement der Stadt fortsetzen mußten. So kam es zu einem langdauernden Gefechte südlich von Breslau zwischen Vandammes Truppen und den durch die nachgerückte Infanterie und Artillerie verstärkten Preußen, die sich, stets auf einen Ausfall der Belagerten hoffend, den Morgen, den ganzen Vormittag bis in den Nachmittag mit außerordentlicher Tapferkeit schlugen; namentlich entbrannte um das Dorf Oltaschin und seinen Kirchhof ein heftiger Kampf, wobei der Fürst in Gefahr kam, gefangen zu werden, aber durch die Tapferkeit seiner Leute herausgehauen wurde. Da der mit großer Ungeduld erwartete Ausfall unterblieb, mußte sich der Fürst zuletzt zum Rückzuge entschließen, der sich in dem sumpfigen, von Gräben durchschnittnen Gelände nur schwer bewerkstelligen ließ; namentlich fügte ihm der Übergang über die Lohe bei Wasserjentsch bedeutende Verluste zu. Somit war dieser Entsetzungsversuch verunglückt. Den Truppen blieb nichts übrig, als in übler Verfassung, bei schlechtem Wetter und teilweise auf dem Marsche angegriffen, in ihre Festungen zurückzukehren. Der Fürst marschierte

mit seinen Leuten zunächst nach Schweidnitz, wo er dem Kommandanten von Hacke in der Person des Ingenieurmajors von Homboldt einen zweiten Kommandanten zur Seite setzte, einen Mann, der prahlte, daß er sich im äußersten Falle in die Luft sprengen werde, der aber später sehr bald zur Kapitulation bereit war. Von Schweidnitz kehrte der Fürst nach Neisse zurück. Die nach Kosel zurückgehende Abteilung wurde nahe dem Ziele von bayrischer Kavallerie überfallen und erlitt schwere Verluste.

Es ist kaum ein Zweifel, daß Breslau entsetzt und gerettet worden wäre, wenn rechtzeitig ein kräftiger Ausfall stattgefunden hätte; daß er nicht zu stande kam, daran war eine riesengroße Verblendung schuld. Frühzeitig, noch im Dunkel der Nacht hatte man von der Taschenbastion und andern an der Ostfront gelegnen Bastionen den Brand in dem nahen Dürrgoi bemerkt und Meldung gemacht; später, als es hell wurde, sah man trotz des nebligen Wetters Granaten in der Luft platzen und hörte Kanonenschüsse, die nicht von dem Bombardement herrührten. Schnell durchflog die Stadt die Kunde: der Fürst ist da, der Fürst ist draußen, und alles bestieg die Dächer der Häuser und die Türme, um zu sehen, was draußen vorginge; auch der Gouverneur von Thiele bestieg, wie er selbst erzählt, den Boden des Kammerhauses [1]) und überzeugte sich von der Richtigkeit der Sache. Man fragt, warum er unter so bewandten Umständen nichts that. Es heißt, der unheilvolle General von Lindener habe ihm eingeredet, Vandamme manövriere draußen im Feuer; das sei eine Kriegsliſt, er wolle ihn hinauslocken und dann schlagen. Ganz Breslau war in fieberhafter Auf-

1) Heute die alte Regierung auf der Albrechtstraße, wo Hoym, Hohenlohe gehaust hatten und bald Prinz Jerome hausen sollte.

regung, weil alle Welt einsah, daß jetzt ein allgemeiner Ausfall gemacht werden müsse, aber der größte Teil des Vormittags ging vorüber, ohne daß Generalmarsch geschlagen wurde. Zwar begaben sich der Gouverneur, der Kommandant von Krafft und Lindener auf dringende Meldungen der Offiziere auf die Bastionen, wo man sehen konnte, daß Feinde in Menge die Laufgräben verließen und feldein rannten, aber die Genannten wollten nichts hören und sehen und schnauzten jeden Offizier an, der dieses oder jenes berichtete. Endlich um 11 Uhr erscholl der Generalmarsch, und die Truppen eilten ihren Sammelplätzen zu, aber man ließ sie dort ruhig stehen, angeblich um bei der Hand zu sein, wenn der Fürst hereinkäme. Er kam nicht herein; nicht lange nach Mittag wurde das Schießen draußen immer schwächer, entfernte sich, wie es schien, in der Richtung auf den Zobtenberg zu und hörte zuletzt ganz auf.

Noch am selben Nachmittage erfuhr man von einem aus Breslau gebürtigen Jäger, der sich glücklich genug eingeschlichen hatte, daß der Fürst wirklich draußen gewesen sei. Dies erregte die allgemeinste Entrüstung bei der Bürgerschaft wie unter dem Militär gegen die obersten Leiter, die in ihrer großen Bestürzung nichts Klügeres zu thun wußten, als den Überbringer dieser Nachricht einsperren zu lassen. So war das Schicksal Breslaus entschieden. Vandamme, der sich bald von seinem Schrecken erholt hatte, fing an schrecklicher als je zuvor zu bombardieren und forderte dann, wozu er gar nicht berechtigt war, daß man mit ihm kapituliere. Da nun bald nach Neujahr starker Frost eintrat und die breiten nassen Gräben zu gefrieren anfingen, da überdies das Gouvernement alles Vertrauen verloren hatte, so entschloß man sich, mit Vandamme in Unterhandlung zu treten, und kapitulierte. Nun riß vollständige

Zuchtlosigkeit unter dem Militär ein, und die Offiziere fanden kaum noch Gehorsam. Dem gemeinen Manne war es seit dem Tage von Jena ausgemachte Sache, daß alles ein abgekartetes Spiel gewesen sei, und bei jeder Gelegenheit brüllte er sein zur Mode gewordnes: „Verkauft und verraten!" Als den Soldaten mitgeteilt wurde, daß sie Kriegsgefangne sein würden, brach der Sturm des Unwillens los: die Offiziere sollten mit der Post nach Hause reisen können, sie, die Gemeinen, mitten im Winter den Marsch nach Frankreich machen. Die Aufregung wurde so groß, daß die Bürger Plünderung befürchteten, daß man die Läden schloß, und daß reichere Leute starke Männer mieteten, um Haus und Hof zu verteidigen. Es kam glücklicherweise nicht dazu; denn die Soldaten saßen massenhaft in den Bierhäusern und Schnapskneipen und tranken sich Mut für den Marsch nach Frankreich. Ihre nächste Sorge war, sich Reisegeld zu verschaffen. Dies geschah am nächsten Tage auf die einfachste Weise. Da das reiche Material an Geschützen, Wagen, der Inhalt der Magazine und Zeughäuser in den Besitz des Feindes kommen sollte, so war es patriotisch, wenn man davon so viel als möglich zu schanden machte. Verstärkt durch den städtischen Pöbel fielen die Soldaten über die vor der Schmiede und in einem Packhofe stehenden Wagenburgen her, um sie zu zerstören, und um Räder, Wagenrungen, Bretter, Eisenteile zu verkaufen. Gegen sie abgeschickte Kavallerie machte gemeinsame Sache mit ihnen. Andre brachen die Zeughäuser und Magazine auf und versteigerten, um sich Reisegeld zu verschaffen, sehr wohlfeil an die massenhaft herbeigeströmten Juden Gewehre, Säbel, Tornister u. s. w., Säcke mit Mehl, Erbsen, Bohnen; die noch auf den Wällen stehenden Artilleristen warfen die Geschütze in die Oder oder in die Wallgräben und machten sich den Spaß,

das noch übrige Pulver in kleinern Mengen zu verbrennen.

Am 7. Januar fand der Ausmarsch und die Waffenstreckung der Besatzung statt. Es war die höchste Zeit, daß es dazu kam. Der große Ring und die nach Westen zu führenden Straßen standen, da der Abzug durch das Nikolaithor stattfinden sollte, voller Soldaten, die, da er sich verzögerte und man noch immer in die Kneipen huschte, zu allerlei Unfug aufgelegt waren; man verspottete mißliebige Offiziere und Junker, zerschlug Gewehre und Trommeln, steckte Säbel und Pallasche in die Fugen der Pflastersteine und brach sie ab, sodaß von allem diesen ein lautes Getöse entstand. Endlich setzte sich der Zug in Bewegung, an der Spitze die Generalität, dahinter die Reiter, betrunken, in den Sätteln schwankend und noch immer mit den Pallaschen ins Pflaster hauend, dann die Infanteriebataillone mit ihren Kanonen, betrunken und immer noch ihre Gewehre zerschlagend; nur die Artilleristen mit dem tapfern Verteidiger des Bürgerwerders an der Spitze, bei dessen Erscheinen die zuschauenden Bürger in den Ruf „Braver Leutnant Fiebig" ausbrachen, und die Landreserven, meist ältere Leute, marschierten ruhig und gemessen; zuletzt kamen die Invaliden, alte Männchen, die noch Friedrichs Tage gesehen und ihre letzten Kräfte dem Vaterlande geweiht hatten — ein tiefbetrübender, rührender Anblick! Draußen vor dem Tambour des Nikolaithores hielt auf der einen Seite Jerome mit seinem glänzenden Stabe, und ihm gegenüber der Gouverneur mit seiner Begleitung ernst und finster, während der Kommandant von Krafft die hellen Thränen vergoß und die vorbeiziehenden Soldaten noch immer Gewehre zerschlugen und ihr „Verkauft und Verraten" ausstießen. So mußten sie durch lange Spaliere der Bayern und Württemberger, die

sie mit Spottreden verhöhnten, marschieren; die Waffenstreckung geschah bei der sogenannten Hahnenkrähe, einem uralten steinernen Denkmale, ganz regellos; was noch von der Zerstörung übrig war, wurde in den tiefen Straßenkot geworfen. Ein Teil der Ausmarschierten kehrte in die Stadt zurück, die Gemeinen aber wurden über Glogau in die Kriegsgefangenschaft geführt, doch schon in Glogau war die Hälfte davon fortgelaufen. Nach der Waffenstreckung hielt Jerome mit einem zahlreichen glänzenden Stabe und sämtlichen Belagerungstruppen seinen Einzug in die übel zugerichtete Stadt und nahm seinen Sitz in Hoyms und Hohenlohes Residenz, dem Kammerhause. Er ließ sich lobend über die Standhaftigkeit der Breslauer Bürger aus.[1]) Vandamme wurde wegen Ungehorsams gegen die Oberleitung durch Hédouille von der Ehre des Einzugs ausgeschlossen. Über das Betragen der rheinbündischen Truppen liefen bald große Klagen ein, aber die wenigsten blieben, da die Bayern bald zur Belagerung von Brieg, die Württemberger zur Belagerung von Schweidnitz abmarschierten. Jerome hielt also nun Hof in Breslau und schaltete hier als Gebieter, wenn auch stets von Napoleon und Hédouille bevormundet, bis zum Frieden von Tilsit, sechs Monate lang. Auch die Breslauer Kammer kapitulierte, und französische Kommissarien bemächtigten sich der Regierung und behandelten das Land als ein erobertes. Sie schrieben Kontributionen und Steuern aus, und als der Fürst Pleß in den von ihm noch abhängigen Gegenden solche zu zahlen unter Strafandrohung verbot, antworteten die Franzosen mit einer Gegendrohung,

1) Der französische Hauptmann du Casse, der die Geschichte der Thaten Jeromes in Schlesien beschrieben hat, bedenkt die Ausdauer der Breslauer, ihren Eifer in Unterstützung der Truppen, der Löschung der Brände u. a. mit den höchsten Lobsprüchen. Merkwürdig, daß die „vaterländische" Geschichtschreibung davon so wenig weiß.

sodaß die unglücklichen Landesbewohner zuletzt den Ausweg ergriffen, keinem von beiden Teilen zu zahlen, sondern sich alles mit Gewalt abnehmen zu lassen. Die Breslauer hatten Gelegenheit, französisches Hofleben und französische Liederlichkeit zur Genüge kennen zu lernen; der Prinz, obwohl sonst gutmütig, lebte sehr ausschweifend und beging ein paar Schändlichkeiten, die allgemeine Entrüstung erweckten, indem er eine beliebte schöne Schauspielerin von der Bühne holen und sie seinem Kammerdiener mit Gewalt antrauen ließ, und einer Gräfin, die für das Leben zweier Offiziere bat, Schande anthat. Während dieser Zeit, wo die Franzosen in Breslau herrschten, litt die Stadt und der größte Teil der Provinz auf schreckliche Weise. Denn nicht genug, daß die Fremdlinge die ungeheuersten Kontributionen in Geld, Getreide und andern Nahrungsmitteln erhoben, so mußten sie auch die von Napoleon nach Breslau abgeschickten Regimenter neu equipieren und beritten machen und mit Sattelzeug und andrer Ausrüstung versehen, auch die zahlreichen Kranken verpflegen. Man kann sagen, der Krieg in Polen und Preußen ist zum besten Teile mit dem Gute Schlesiens gefüttert worden. Auf die Nachricht von der Einnahme von Breslau gab Napoleon den Befehl, seine Festungswerke zu schleifen. Bald war es eine offne Stadt.

Siebentes Kapitel

Brieg — Kosel — Schweidnitz. Ein Abenteuer meines Vaters. Einfall der Feinde in die Grafschaft Glatz. Fürst Pleß tritt auf österreichisches Gebiet über. Parteigängerkrieg. Graf Götzen in Wien. Kräftige Belebung des Widerstandes. Graf Götzen an der Spitze der Verteidigung

Bald nach der Einnahme von Breslau marschierten die Bayern unter Deroy und Raglowich vor Brieg, das sich schon nach einigen Tagen ergab, weil es unhaltbar war. Graf Götzen war mit seinem Antrage, diese Festung von allem Anfange an aufzugeben und die darin gehäuften Streitmittel und Vorräte an die andern Festungen zu verteilen, nicht durchgedrungen. Von Brieg marschierten die Bayern dann vor die an der obern Oder in sumpfiger Gegend liegende kleine Festung Kosel, wo ihrer die größten Mühseligkeiten und Beschwerden harrten. Der Kommandant v. Neumann, unterstützt von so tüchtigen Offizieren, wie von dem greisen Oberst von Puttkamer, der nach Neumanns Tode die Behauptung der Festung sehr ehrenvoll zu Ende führte, ferner dem Major v. Wostrowsky, einem dritten Bruder Lüttwitz und andern, verteidigte die Festung mit ebenso viel Thatkraft und Standhaftigkeit wie Geschick, was keine leichte Sache war, da man nicht nur mit dem äußern Feinde, sondern auch mit Meutereien widerwillig

dienender Truppen zu kämpfen hatte. Andrerseits hatten die Belagerer große Beschwerden auszustehen, namentlich als der starke Eisgang der Oder die ganze Niederung überschwemmte und ihre mit großer Mühe ausgeführten Belagerungsarbeiten fast gänzlich zerstörte.

Gleichzeitig mit dem Abmarsche der Bayern von Breslau marschierte Vandamme in grimmiger Stimmung über den ihm widerfahrnen Schimpf der Ausschließung vom Einzuge mit den Württembergern vor Schweidnitz, wo man seit dem Aufhören des Kanonendonners von Breslau her das Erscheinen des Feindes tagtäglich erwartete. Schweidnitz, im Mittelalter der Sitz der prachtliebenden und freigebigen Volkone, wo zuerst der Gebrauch der Schützenfeste aufgekommen sein soll, in einer schönen und fruchtbaren Ebene zwischen dem Zobten und dem Waldenburger Gebirge liegend, ist eine der ältesten und namhaftesten Städte Schlesiens. Da es die am Gebirge hinführende Straße, sowie die Übergänge nach der Grafschaft Glatz und nach Böhmen zu beherrschen geeignet war, hatte es Friedrich der Große schon vor dem siebenjährigen Kriege zur Festung gemacht, worauf es während desselben abwechselnd gewonnen, verloren und wieder gewonnen, eine wichtige Rolle in den Kriegsereignissen spielte. Zuletzt im Jahre 1762 nahmen es nach einem harten Wettstreite der berühmten Ingenieure Griboval auf österreichischer, Lefebure auf preußischer Seite die Preußen wieder ein, und nun nach dem Kriege verwandte der König alle mögliche Sorgfalt und große Kosten auf ihren weitern Ausbau. Im Jahre 1807 war Schweidnitz nicht bloß eine der schönsten und stärksten Festungen Preußens, sondern Europas und mit wunderbarer Regelmäßigkeit angelegt. Zuerst war die innere Stadt mit einem Umschlusse umgeben, dann zog sich ein zweiter mit seinen starken Bastionen,

Redouten, Schießgewölben, Fleschen und Hangaren in fast kreisrunder Form um den Raum, in dem die Vorstädte lagen. Von den beiden Kommandanten haben wir gesprochen; die unzureichende Besatzung bestand aus einigen Linientruppen, Landreserven, freiwilligen Bergleuten aus dem nahen Waldenburg. Dazu hatte der Hauptmann von Rekowsky, damals genannt von Günz,[1]) ein Korps schlesischer Nationaljäger gebildet, und der Rittmeister von Stößel eine Abteilung Kavallerie zusammengebracht, die sich am Tage der Berennung durch Vandamme durchschlugen und mit geringem Verluste in die Waldenburger Gegend zurückzogen, von wo sie Vandamme vor Schweidnitz merklichen Schaden zufügten. Als er die Schwäche dieses „Stößelschen Korps" erkannte und es angreifen ließ, zog es sich hinter die Hohe Eule in die Grafschaft Glatz zurück. Den Anfang der Belagerung machte die Einäscherung des unterhalb der Ostfront an der Weistritz gelegnen schönen und reichen Dorfes Kletschkau. Denn als die auf der Breslauer Straße von Waitzenrode her anrückenden Württemberger sich hier einnisten wollten, wurde es nach hartnäckigem Kampfe mit den ausgefallnen Jägern von den Wällen aus in Brand geschossen.

Vandamme nahm sein Hauptquartier etwa eine halbe Meile nördlich von Schweidnitz in der Propstei zu Würben, nicht weit von dem Dorfe Bunzelwitz und der Stätte des Lagers, wo Friedrich so traurige Tage durchlebt hatte. Die Belagerung dauerte fast einen Monat und zog sich in die Länge, weil der Schnee und der gefrorne Boden die Arbeiten an den Laufgräben und Batterien sehr erschwerten, und weil das schwere Belagerungsgeschütz erst Ende Januar

1) Er hatte diesen Namen nach seinem Entweichen aus Magdeburg angenommen, weil sein richtiger bereits in den Gefangenlisten stand.

von Breslau her eintraf. Der Monat ging hin unter gelegentlichem, ziemlich nutzlosem Kanonieren, Versuchen des Feindes, den Belagerten durch Zerstörung der Leitung das Trinkwasser abzugraben, öftern Plänkeleien ausgefallner Jäger mit feindlicher Infanterie. Einmal geriet die Bedeckungsmannschaft, Infanterie und Kavallerie, die zur Deckung von baumfällenden Arbeitern aus der Stadt gegangen war, mit Truppen des gerade ein Manöver abhaltenden Vandamme zusammen und wurde mit Verlust in die Festung zurückgetrieben.

Während dieser Zeit stand der Fürst Pleß, der, wie wir sahen, mit seinen vor Breslau zurückgeschlagnen Truppen zuerst nach Schweidnitz gegangen und nachdem er hier einen zweiten Kommandanten eingesetzt hatte, nach Neisse zurückmarschiert war, unthätig in der Nähe. Es ist kein Zweifel, daß sein Mißgeschick vor Breslau ihn tief entmutigt hatte, und daß er sich und seinen sehr erschütterten Truppen nicht die Kraft zutraute, entscheidend einzugreifen. Da er schon anfangs Dezember die Grafschaft Glatz besuchte und Befehl gab, hart an der böhmischen Grenze Magazine anzulegen, so scheint es, daß er schon damals an das rings von Bergen eingeschlossene Ländchen als letzten Zufluchtsort gedacht hat. Wie er im traurigsten Zustande von Breslau her nach Schweidnitz kam, und dann nach seinem Hauptquartiere Neisse zurückging, haben wir erwähnt. Er blieb nur wenige Tage dort, dann, bald nach dem Falle von Brieg, marschierte er, die längere Verteidigung des flachen Landes ganz aufgebend, nach Glatz, wo er den hohen, teilweise schon durch Verhaue geschützten Wall des Reichensteiner und des Eulengebirges vor sich hatte. Sein etwa 8—9000 Mann starkes Heer stellte er im nördlichen Teile der Grafschaft zwischen Glatz und Neurode auf und schob namentlich der

bessern Verpflegung wegen seine Kavallerie über das Gebirge in den Frankensteiner Kreis vor, wo sie, von Silberberg bis Kamenz und Reichenstein aufgestellt, eine lange Linie bildete. Der französische Generalstab in Breslau glaubte, daß sich der Fürst in dieser Stellung einesteils auf Vandamme vor Schweidnitz oder andrerseits auf die Verbindungen mit Kosel, wohin von Breslau Truppen und Belagerungsgeschütz ging, werfen könnte, und schob deshalb den General Lefebvre mit 5—6000 Mann bis Strehlen vor, wo er alle Bewegungen des Fürsten wohl überwachen konnte. Wenn dieser den Willen gehabt hätte, die Belagerung von Schweidnitz zu stören und die Festung zu entsetzen, so hätte er dies ohne Gefahr, dabei von Lefebvre überfallen zu werden, thun können, wenn er von der im Rücken geschützten Gebirgsseite angriff, aber die Zeit ging ungenutzt vorüber, und als er, wahrscheinlich auf mehrfaches Drängen, dem Rittmeister von Stößel den Auftrag gab, von dieser Seite aus eine Auskundung zu unternehmen, war es für einen Überfall auf Vandamme zu spät. Es kam in dieser Zeit nur zu ein paar Scharmützeln der preußischen Reiterei und den von Vandamme in die Frankensteiner Gegend auf Auskundung geschickten Abteilungen.

Aus dieser Zeit wußte mein Vater, der damals als junger Mensch mitten im Kriegsgetümmel ruhig seinem friedlichen Glashandel nachging, von einem ihm zugestoßenen Abenteuer zu erzählen. Er fuhr mit seinem Glaswagen auf der Landstraße in der Gegend von Schweidnitz, als auf einmal von dorther Kavallerie angetrabt kam und auf Infanterie stieß, die sie mit Schießen empfing. So befand er sich mit seinem Knechte plötzlich inmitten der Kämpfenden; die Kugeln pfiffen ihnen beiden um die Ohren, und sie konnten sich nur dadurch retten, daß sie unter die

Wagen krochen und das Ende des Getümmels abwarteten. Man kann unbedenklich annehmen, daß dies der Zusammenstoß war, der am 25. Januar in der Gegend von Hohengiersdorf zwischen dem Stößelschen Korps und württembergischen Dragonern stattfand. Es verhielt sich damit folgendermaßen. Wie wir sahen, hatte der Fürst endlich dem Rittmeister von Stößel den Auftrag gegeben, von der Gebirgsseite eine Auskundung der feindlichen Stellungen vor Schweidnitz vorzunehmen. So war er mit einiger Reiterei und Infanterie versehen aus der Neuröder Gegend aufgebrochen und bis nach Hohengiersdorf gekommen, wo er seine Infanterie halten ließ, während er selbst mit einiger Begleitung bis zu den Bögendorfer Höhen vorritt. Als er von dort, wo er eine weite freie Aussicht über die verschneite Ebene hatte, die Stellungen der Feinde in Augenschein nahm, sah er, wie feindliche Reiterei von Schweidnitz her angeritten kam. Auf dieses kehrte er um, jagte zu seinen Leuten zurück und stellte einen Teil seines Fußvolks quer über die Straße und dahinter seine Reiterei auf. So wurden die Württemberger, als sie anritten und durchbrechen wollten, mit Schüssen empfangen und dann von der vorbrechenden Reiterei angegriffen, mit starkem Verlust von Menschen und Pferden über den Haufen geworfen und bis ins Lager von Schweidnitz verfolgt. Vandamme erschrak darüber so, daß er das bereits bis Märzdorf gelangte Breslauer Belagerungsgeschütz bis auf weiteres halten ließ. Die Verfolgung Stößels, die er befahl, hatte bei dessen weitem Vorsprunge keinen Erfolg. Stößel kehrte, nachdem er einen geglückten Handstreich auf Altwasser gemacht hatte, ungehärmt hinter die Hohe Eule zurück.

Anfangs Februar hatte Vandamme sein schweres Belagerungsgeschütz beisammen und in den Batterien aufgestellt. Am 2. eröffnete er das Bombardement

und fuhr damit drei Tage lang fort, entzündete Brände und richtete an Häusern und Kirchen große Verwüstungen an. Auf dieses verloren die Kommandanten den Mut und waren zu Verhandlungen bereit. Schweidnitz kapitulierte am 7., doch unter der Bedingung, daß die Festung erst am 16. übergeben werden sollte. Schon am 6. erhielt, als man der Kapitulation sicher war, der bei Strehlen stehende Lefebvre den Befehl, unverzüglich gegen den Fürsten Pleß vorzugehen und ihn auf Glatz zurückzuwerfen. Gleichzeitig marschierte statt des erkrankten Montbrun der kommandierende Adjutant Reubell mit einer Abteilung württembergischer reitender Jäger von Schweidnitz ab nach Frankenstein, um sich in der Gegend von Kamenz mit Lefebvre zu vereinigen und mit ihm gemeinschaftlich den Zugang zur Grafschaft, das enge Bergthor von Wartha, durch das die Neisse in die Ebene tritt, zu erzwingen. Wenn nun der Fürst den Willen gehabt hätte, den Krieg bis aufs äußerste fortzusetzen, so mußte er Wartha und den Warthapaß mit aller Macht wehrhaft machen und verteidigen, aber er hatte diese Thermopylen nur mit einer Besatzung von etwa 300 Mann, teils Linientruppen, teils Glatzer Landmilizen versehen, und als am 8. Februar Lefebvre mit 6—7000 Mann von Kamenz her anrückte und Major von Görtz, der sich mit fünf schwachen Schwadronen vor dem Städtchen aufgestellt hatte, eine Umgehung rechts über die hartgefrorne Neisse bemerkend, dringend um Verstärkung bat, schickte er eine kleinere Abteilung Jäger ab, die zu spät kam und nichts mehr helfen konnte, weil der Feind bereits durchgedrungen war. Die Nachricht von der Kapitulation von Schweidnitz, die er kurz vorher durch ein paar von dort entwichne treue Soldaten erhalten hatte, scheint ihn um alle Besinnung und zu dem Entschlusse gebracht zu haben, das Spiel

als verloren aufzugeben und den Feind absichtlich von allen Seiten in die Grafschaft eindringen zu lassen, um Ursache zu haben, seine Feldarmee aufzulösen und sein teures Leben jenseits der Grenze in Sicherheit zu bringen. Denn während man noch im Warthapasse kämpfte und Kanonendonner von dorther zu hören war, ließ er seine Wagen zur Abfahrt nach Reinerz packen und schickte an die Gebirgsübergänge bei Reichenstein und an der Hohen Enle, um die dort wachehaltenden Posten abzuberufen und ihnen bei ganz verschneiten Wegen als Ort der Sammlung die große von Glatz nach Böhmen führende Straße und die Gegenden um die Heuscheuer anzuweisen. Er fuhr noch am nämlichen Tage mit allen Akten und Registraturen, von Major Görtz und seinen Husaren begleitet, nach Reinerz mit dem Willen, über die von den Österreichern unter dem Feldmarschallleutnant von Gottesheim stark besetzte Grenze zu treten unter dem eigentümlichen Vorgeben, daß er den Krieg von Troppau aus leiten wolle. Daß die neutralen Österreicher sich das verbitten würden, mußte er wissen, und in der That verbaten sie es sich, denn als er übergetreten war, internierten sie ihn zu Chrudim in Böhmen.

Man hat dieses in hohem Grade klägliche Benehmen des Fürsten mit einer merkwürdigen Schonung behandelt, gleich als ob man es gar nicht kritisieren dürfe. Denn gerade zur Zeit der höchsten Gefahr verließ er, dessen Aufgabe als Generalgouverneur von Schlesien es war, die hartbedrohte Provinz zu retten und bis zum Äußersten zu verteidigen, den ihm vom Könige anvertrauten Posten und trat, nachdem er schon seine Kavalleriepferde zu Glatz durch eine österreichische Kommission hatte ankaufen lassen, mit einem Teile seines Heeres — wahrscheinlich vor allem mit seinem oberschlesischen Husarenregimente — über die

Grenze, wo es aufgelöst und von wo die Leute in ihre Heimat entlassen wurden, während ein andrer Teil unter dem nun zum Major ernannten Stößel, unter Rekowsky, Eisenschmidt, Borcke und andern Offizieren in der Gegend von Wünschelburg und Neurode zurückblieb und einen ganz andern Plan verfolgte. Diese Männer waren also nicht mit dem Fürsten einverstanden, aber vergeblich fragt man, was ist im Lager vor sich gegangen, und wie sind beide Teile auseinandergekommen? So viel ist klar, daß auch sie, ihres Hauptes beraubt und ratlos, den weitern Kampf in der Grafschaft aufgaben und den Plan faßten, es koste, was es wolle, sich zum Könige nach Preußen durchzuschlagen. Da eine Kunde zu ihnen gedrungen war, daß der Leutnant von Schill (der Held von 1809) von Kolberg aus mit seinen Streifpartien bis nach Niederschlesien schweife — es war aber nicht Schill, sondern ein kecker Nebenbuhler von ihm, der Leutnant von Hirschfeldt, der später nach Glatz kam —, so schien der Plan ausführbar. Dabei wollten sie, wenn es möglich wäre, noch im letzten Augenblicke Schweidnitz retten und 600 von Patrioten gesammelte in Liegnitz liegende Gewehre an sich nehmen.

Der Ausführung stellten sich aber die größten Schwierigkeiten entgegen, tiefer Schnee bedeckte das Land und hinderte das Fortkommen; dabei war der Paß von Königswalde, durch den allein man aus der Grafschaft herauskommen konnte, von den in Neurode eingerückten Bayern verlegt; die Vorschläge, die der Besitzer von Scharfeneck, der Bruder des Grafen Götzen, machte, Schleichwege zu benutzen, erwiesen sich als unausführbar. In dieser Ratlosigkeit machte Leutnant von Borcke den Vorschlag, im Vertrauen auf den guten Schlaf der Österreicher bei Nacht und Nebel durch das Braunauische zu marschieren und so

den Paß von hinten zu umgehen. Man stimmte bei und schritt alsbald zur Ausführung. Stößel zog mit den Jägerkompanien und einigen Geschützen unbemerkt an Braunau vorbei über Halbstadt auf Friedland zu; Eisenschmidt mit seiner Schwadron und den Schwadronen Schmiedeberg, Klinggräf und Zawadsky sollte in einigen Stunden nachfolgen; es kam indessen nicht dazu, da inzwischen die Österreicher erwacht waren und sich die Verletzung ihres neutralen Bodens verbaten. Stößel kam mit seiner Kolonne am Morgen zu Göbenau bei Friedland wieder auf preußischem Gebiete an und erwartete hier das Nachkommen von Eisenschmidts Kavallerie, aber vergeblich. Es kam hier zu Gefechten mit Truppen des in Waldenburg stehenden württembergischen Generals Lilienberg, die Rekowsky sehr geschickt dorthin zurücktrieb, und zu einem Gefechte bei Friedland, das auch eine tapfere Frau, die Gattin des Salzfaktors, frühern Rittmeisters von Bonin zu Löwenberg, eine Gutsbesitzerstochter aus der Bunzlauer Gegend, immer an Stößels Seite mitmachte.[1]) Da Eisenschmidt auch am zweiten Tage nicht eintraf und die Nachricht einlief, daß Vandamme mit einer starken Abteilung von Schweidnitz her im Anmarsche sei, sah Stößel keinen andern Ausweg, als sich zur Rückkehr in die Grafschaft zu entschließen.

---

1) Diese patriotische Frau war eine kühne Parteigängerin, die, von einem oder dem andern Leutnant und einigen Soldaten begleitet, die unter französischer Aufsicht stehenden Steuerämter überfiel und ihnen die Kassen abnahm, um sie nach Glatz zu bringen. Auf einer solchen Fahrt kam sie nach Bunzlau und nahm dort, von nur zwei Soldaten begleitet, kurz hinter einander den eben angekommnen französischen General Brun, dann einen sächsischen Hauptmann Globig, der Depeschen an Napoleon bei sich hatte, und einen französischen Kurier gefangen und übergab sie ihrem Begleiter, dem Leutnant Schrader, und seinen Leuten. Man wollte die Gefangnen nach Silberberg bringen, aber sie wurden auf dem Wege dahin bei Neurode von den Bayern befreit.

Er schickte daher einen berittenen Unteroffizier mit der Mitteilung an Eisenschmidt ab, er (Stößel) werde morgen unter allen Umständen den Paß von Königswalde angreifen und zu durchbrechen suchen. Eisenschmidt möge ihm dazu Beistand leisten und von hinten angreifen. Auf dieses trat Stößel einen schrecklichen Nachtmarsch an, der ihn in elf Stunden nur zwei Meilen weiter bis nach dem Thale von Wüstegiersdorf brachte. Der Weg dahin führte auf tiefverschneiten Schmugglerwegen unter dem Dürren Gebirge hin am Freudenschlosse vorbei über die sogenannte Vogelhecke; ein Geschütz blieb dabei rettungslos im Schnee stecken. Am Morgen in Wüstegiersdorf angelangt, erfuhr man, daß der Paß stark von Bayern besetzt sei, und das war richtig. Jerome befand sich damals bei Schweidnitz, und der Plan war hier gemacht worden, die Preußen bei Königswalde abzufangen. Deshalb hatte auch der auf der Höhe von Friedrichswartha vor Glatz liegende Lefebvre den Befehl erhalten, mit einem Teile seiner Truppen eiligst nach Neurode zu marschieren und am Kampfe teilzunehmen. Eine Auskundung, die Stößel machen ließ, zeigte, daß die gerade Straße über Krain und Vierhöfe stark vom Feinde besetzt und hier ein Durchbruch nicht möglich war. Er ging deshalb auf den Rat des mit der Gegend wohlbekannten Leutnants Rumbaum ein, einen über Beuthengrund und Markgrund hart an dem die Grenze bildenden Höhenzuge führenden Nebenweg einzuschlagen. Zu diesem Ende ließ er ein westlich vom Eingange des Passes gelegnes Gehölz von zwei Kompanien besetzen und den von Neurode und Königswalde her angreifenden Feind, Infanterie und Kavallerie, von der darüber liegenden Höhe mit Kanonenfeuer empfangen. So gelang es ihm, den größten Teil seiner Truppen, auch die Kasse, die Kranken und Verwundeten in Sicherheit zu bringen.

Doch als sich die das Gehölz verteidigenden Kompanien anschließen wollten, schob sich ein bayrisches Bataillon dazwischen und drängte sie auf kaiserliches Gebiet, wo sie bei den Dörfern Schönau und Rosenthal den Kampf fortsetzten, bis Kavallerie aus Braunau erschien und die Preußen entwaffnete, die Bayern über die Grenze zurückwies. Dies war das am 15. Februar vorgefallne namhafte Gefecht von Königswalde, wo die Preußen namentlich eine bedeutende Anzahl von Gefangnen verloren.

Als Stößel nach Tunschendorf und Scharfeneck zurückkam, wo er Eisenschmidt anzutreffen hoffte, war dieser nicht mehr da. Von Stößel getrennt und ohne Aussicht, sich mit ihm vereinigen zu können, hatte er in der Nähe von Rathen stehend sich nach Glatz zurückziehen wollen, aber als der Leutnant von Zawadsky von einem Gewaltritte von da die Nachricht zurückbrachte, daß man dort weder Stallung noch Futter für die Pferde habe, auch daß die Dörfer westlich von Glatz bereits vom Feinde besetzt seien, faßte Eisenschmidt mit den drei andern Offizieren den Entschluß, sich mit ihren Reitern durch Oberschlesien und Polen zum Könige nach Preußen durchzuschlagen, und ritten dann, von Schmugglern durch die verschneiten Berge geleitet, bei Leuthen am Schneeberge hinaus und gelangten, nachdem sie das österreichische Gebiet von Johannesberg durchkreuzt hatten, bis Köppering bei Neiße. Hier erhielten sie Kunde von dem angeblichen Siege von Preußisch-Eylau, erfuhren aber zugleich, daß kein Durchkommen über Oberschlesien sei, weil die Bayern alle Übergänge der Flüsse besetzt hielten. Durch Desertion stark gelichtet und nur etwa noch 300 Mann stark ritt Eisenschmidt hierauf in Neisse ein und wurde in dem nahen Dorfe Heidersdorf untergebracht. Er leistete hier bei der nun bald anfangenden Belagerung durch tapfere Aus-

fälle gute Dienste und war der besondre Vertrauensmann des Grafen Götzen, als dieser von Glatz aus den Widerstand der beiden belagerten schwer leidenden Festungen Neisse und Kosel auf jede mögliche Weise ermutigte.

Stößel fand also Eisenschmidt und seine Schwadronen nicht mehr. Da nun, und zwar besonders durch die übeln Nachrichten, die ein österreichischer Offizier brachte, eine starke Desertion einriß, und er einen wirksamen Widerstand gegen die Bayern in Neurode und Lefebvres Truppen nicht für möglich halten mochte, so entschloß er sich über die Grenze zu treten und dort die Waffen niederzulegen; doch gaben sich vielfach Offiziere und Mannschaften die Hand darauf, daß sie sich unter bessern Umständen bei Glatz wieder zusammenfinden wollten. Es geschah das auch.

Während dieser Zeit befand sich Graf Götzen in Wien. Am 7. und 8. Februar, in der Zeit, wo Lefebvre über Wartha in die Grafschaft eingebrochen war, hatten Preußen (unter Lestoq) und Russen den Franzosen bei Preußisch-Eylau eine Schlacht geliefert, die nicht ganz unvorteilhaft für die erstern ausfiel, sodaß sie sich den Sieg zuschreiben konnten. In der That hatten sie Napoleon sehr sichtbare Verluste beigebracht. Um diesen Sieg zu verwerten und Österreich auf die Seite der Verbündeten herüberzuziehen, beauftragte der König den Grafen Götzen, sich unverzüglich nach Wien zu begeben. So reiste er denn ab gerade zur Zeit, als der Fürst über die Grenze trat, doch blieben die Gebrüder Lüttwitz in der Grafschaft zurück. Nachdem auch Stößel über die Grenze getreten war, schien aller Widerstand beseitigt; denn der König hatte hier kein wenn auch noch so kleines Heer mehr im Felde, und wenn die letzten festen Plätze: Glatz, Silberberg, Neisse und

Kosel in voraussichtlich kurzer Zeit fielen, so war die Provinz verloren; ihre Erhaltung bis auf weiteres war eine Folge der genannten Schlacht. Napoleon hatte, wie er in seinem Briefe an Jerome gestand, darin so viele Menschen verloren, daß er sich genötigt sah, die Hälfte der in Schlesien operierenden Truppen nach Preußen kommen zu lassen und seinem Bruder anheim zu geben, da ihm jetzt an der Eroberung der Festungen nichts gelegen sei, die bisherigen Belagerungen in bloße Einschließungen zu verwandeln. Infolgedessen mußte Vandamme, damals noch in Schweidnitz, zu seinem größten Mißvergnügen ein paar seiner besten Regimenter abgeben, ebenso Raglowich vor Kosel und der auf der Höhe vor Glatz lagernde Lefebvre seine Stellung räumen und nach Öls abmarschieren, wo der Sammelplatz der nach Preußen bestimmten Truppen war. Wenn der Fürst Pleß sich nur noch acht Tage in der Grafschaft gehalten hätte, so wäre es nicht zu einem so verhängnisvollen Übertritte gekommen; er würde an der Spitze eines immerhin noch 7—8000 Mann starken Heeres gestanden haben und hätte zum Angriff übergehen können.

Nachdem am 16. Februar zu Schweidnitz die Übergabe, die Waffenstreckung und der Einzug Jeromes erfolgt war, marschierten die Württemberger nach Zurücklassung einer mäßigen Besatzung in zwei Abteilungen gegen Neisse, um diese starke und wichtige Festung zu belagern. Die eine, die im Vorbeiziehen die Felsenfeste Silberberg, wiewohl vergeblich, zur Ergebung aufforderte, marschierte am Gebirge hin über Reichenbach, Frankenstein und Münsterberg, während die andre von Vandamme selbst geführt und mit der Aufgabe betraut, die letzten Reste des preußischen Widerstandes zu beseitigen, durchs Gebirge in die Grafschaft eindrang und über Neurode auf Glatz hin ging, dessen Festungswerke Vandamme

bei heftigem Schneewetter in Augenschein nahm. Er zog hierauf, ohne Halt zu machen, durch die Engen von Wartha ins flache Land und von da vor Neisse, das sich gegen vier Monate gegen seine rastlosen Anstrengungen behauptete.

Die Verteidigung von Neisse war von der äußersten Wichtigkeit für die Erhaltung der so sehr gefährdeten Provinz, und wenn es sich so lange hielt, obgleich sein Gouverneur, Generalleutnant von Steensen, ein alter, schwacher Mann war, so verdankt man dies tapfern Offizieren, wie z. B. Oberst von Kalkreuth und andern, die unausgesetzt Einspruch gegen eine Kapitulation thaten, namentlich aber dem Grafen Götzen in Glatz, der mit der belagerten Stadt nur auf unterirdischen Wegen verkehrend, sie unausgesetzt zum Widerstande ermunterte, alle Mittel zu ihrer Entsetzung ergriff und zuletzt so weit ging, dem schwach werdenden Generalleutnant in dem von Glatz abgeschickten Premierleutnant von Rottenburg einen hoch bevollmächtigten Wächter und Vormund zu setzen. Neisse hielt 123 schwere Bombardements aus und war zuletzt so zusammengeschossen, daß es namentlich im südlichen Teile, dem Zollviertel, eine völlige Trümmerstätte war. Wie ein Reisender von 1807 nach eigner Augenschau berichtet, war Neisse, ebenso Breslau und Kosel weit ärger hergerichtet als das wegen seines tapfern Widerstandes vielbelobte Kolberg.

Der Abmarsch eines großen Teils der Rheinbündler nach Polen und Preußen ermutigte alsbald die Patrioten in Schlesien und namentlich in der Grafschaft zu neuem Widerstande. Stößel, Rekowsky, Borcke und die andern nach Böhmen übergetretenen Offiziere kehrten zurück, und ebenso viele ihrer Mannschaften. Man sammelte sich in Glatz, in Niederhausdorf bei Glatz und Landeck und fing an, wieder

Kompanien und Schwadronen zu bilden. Dieses Wiederaufleben des Widerstandes machte sich dem Feinde sehr bald fühlbar, namentlich durch einen gelungnen Überfall von Frankenstein und die Wegnahme von ein paar hundert Pferden daselbst, die von bayrischen Offizieren im Kreise ausgehoben für Napoleons große Armee bestimmt waren. Da Glatz mit seinen Parteigängern durch die Pforte bei Wartha sehr stark auf die Straße von Schweidnitz nach Neisse drückte und namentlich die Geschützransporte gefährdete, so wandte der Feind seine Hauptaufmerksamkeit wieder der ihm gefährlichen Grafschaft zü. In nicht langer Zeit hielt er es für geraten, das durch seine Gebirgswälle geschützte Ländchen gleichsam wie eine Festung zu belagern. Wenn die neue Erhebung guten Fortgang haben sollte, so bedurfte sie eines Hauptes und Leiters, der unter den obwaltenden Umständen füglich nur der Graf Götzen sein konnte; dieser aber befand sich damals, wie wir sahen, in Wien, wo er abgesehen von seinen Unterhandlungen mit dem Kaiser und den Ministern die größten Anstrengungen machte, um Napoleon und seiner Gewaltherrschaft Eintrag zu thun. Österreich sollte dadurch zum Bruche der Neutralität bewogen werden, daß seine von den Franzosen besetzte Festung Braunau (wo später der Buchhändler Palm erschossen wurde) ihm durch Überfall entrissen wurde. Stellenlose Offiziere und Abenteurer, mit denen der Graf in Verbindung getreten war, hatten sich zu diesem Handstreiche erboten, der aber vereitelt wurde. Dann plante er eine allgemeine Volkserhebung, die von den ehemaligen preußischen Besitzungen in Franken, dann von Westfalen und Niedersachsen sich über Thüringen und das Vogtland bis ins schlesische Gebirge erstrecken sollte. Zurückgebliebne preußische Offiziere, die durch einen Leutnant von Bersworth mit Götzen

in Wien verhandelten, unternahmen es, diesen Aufstand vorzubereiten, der indes bei der bekannten Sanftmut des deutschen Volkes nicht ausbrach. Zeitig genug den Franzosen verraten, kamen diese Offiziere und viele Gemeine flüchtig nach Glatz zum Grafen, wo sie bei der Verteidigung, namentlich bei der nächtlichen Erstürmung des verschanzten Lagers durch den Feind unter dem Namen der Bayreuther treffliche Dienste leisteten.

Der Graf, durch Briefe und besondre Sendlinge, wie z. B. den Leutnant von Gayll, der vom 2. bis 8. oder 9. März in Wien war, von dem Stande der Angelegenheiten in Glatz und in Schlesien genau unterrichtet, sah die Notwendigkeit ein, etwas Entscheidendes zu thun. Durch ihn und den preußischen Gesandten in Wien, den Grafen Finkenstein, muß beim Könige über den Fürsten Pleß, der in Chrudim sitzend sich noch immer als Generalgouverneur betrachtete, Klage geführt und ihm einleuchtend gemacht worden sein, in welcher Gefahr die Provinz schwebe; es scheint aber, daß es den König hart ankam, dem Fürsten in einfachster Weise den Abschied zu geben, daß er aber diese Sache in des Grafen Hand legte. Dieser forderte demnach den Fürsten auf, nach Glatz zurückzukehren oder sein Kommando niederzulegen; wenn dies nicht geschehe, werde er alle Rücksichten beiseite setzen, selbst dahin zurückeilen und von der ihm erteilten Vollmacht vollen Gebrauch machen. Als der Fürst darauf nicht antwortete, nahm er demgemäß das schwere Amt der Landesverteidigung auf sich und that alles, was in seinen Kräften stand, um für die sehr mangelhaft gerüsteten schlesischen Festungen zu sorgen. England hatte dem Grafen durch seinen Gesandten 80000 Dukaten als Hilfsgelder überwiesen, aber ein bedeutender

Teil davon ging auf andre Auslagen drauf; als Leutnant von Gayll von Wien abreiste, nahm er 70000 Thaler mit, 20000 für Glatz, 10000 für Silberberg und 40000 zur Errichtung, Bewaffnung und Bekleidung neuer Truppenteile bestimmt. Mit ihrer Bildung wurde Major von Stößel betraut. Zwei Schwadronen und drei Schützenkompanien waren bereits vorhanden. Der mitgeschickte russisch-preußische Bericht über die Schlacht bei Eylau sollte ermutigend wirken. Da in den schlesischen Festungen ein großer Mangel an Ausrüstungsgegenständen, an Gewehren, Patrontaschen, Säbeln, Uniformen, an Pulver u. a. herrschte, trat der Graf wegen Beschaffung dieser Dinge, und zwar vorläufig auf Kredit, mit einem Großlieferanten in Verbindung; da aber diese Gegenstände bei der Neutralität Österreichs nur über die Grenze geschmuggelt werden konnten und ein sehr bedeutender Teil davon den Grenzbeamten in die Hände fiel, so kam nur Weniges nach Glatz. Um seine Autorität gegen den Grafen zu zeigen, wollte der Fürst nun auch etwas für die Festungen thun. Er bot dem Kommandanten von Kosel durch den Standesherrn Fürsten Biron von Kurland von Teschen aus größere Geldmittel an. Gleichzeitig erhielt aber Kosel auch vom Grafen Götzen Geld. Er hatte, da der Kredit des preußischen Staates sehr gesunken war, bei Wiener Bankhäusern nur sehr bescheidne Anlehen machen können.

Da seine diplomatische Sendung durchaus keinen Erfolg versprach, so reiste er, von den Franzosen wohl beobachtet und schon durch einen Kurier bei Vandamme vor Neisse angemeldet, nach Empfang seiner Pässe am 18. März abends von Wien ab und kam bei sehr schlechten Wegen erst am 21. abends in dem Grenzstädtchen Grulich an. Hier fand er alles voll von den übertriebensten Gerüchten über einen Einfall

der Franzosen in die Grafschaft, der zwei Tage vorher stattgefunden hatte. Um nämlich diese, die anfing gefährlich zu erscheinen, in die Schranken zu weisen, war Lefebvre, von Strehlen herkommend, bis Kamenz und Reichenstein vorgedrungen. Hier hatte ihn, über das Gebirge vorgehend, der mit seiner Kompanie in Nieder-Hausdorf liegende Rekowsky sofort überfallen und ihm einigen Schaden gethan, worauf Lefebvre andrerseits, um Vergeltung zu üben, über das Gebirge ging und über das genannte Dorf bis in die Nähe von Glatz vordrang, wo ein kleines Gefecht stattfand. Dann war er nach Reichenstein zurückgekehrt. Da der Graf viel Geld und wichtige Briefschaften mit sich führte, hielt er es für geraten, in Grulich zu bleiben, bis er ohne Gefahr nach Glatz hinein kommen konnte. Er kam schon mitten hinein in den Krieg, denn von dieser Seite wie von jener fanden Auskundungen, Märsche und Plänkeleien statt.

Nicht Ehrgeiz, sondern nur der uneigennützigste Patriotismus konnte ihn bestimmen, die vom Fürsten Pleß übereilt aufgegebne Landesverteidigung wieder aufzunehmen und sich mit einer ungeheuern Verantwortlichkeit dem König gegenüber zu belasten. Was diesem noch gehörte, war sein kleines, mit den Russen verbündetes, nach Ostpreußen zurückgedrängtes Heer, sodann die Festungen Danzig, Graudenz und Kolberg, in Schlesien Kosel, Neisse, Silberberg und Glatz in der rings von Bergen umschlossenen Grafschaft, die ziemlich die Vorteile einer Festung gewährte und auch bald wie eine solche belagert wurde. Alles andre war vom Feinde sequestriert. In Berlin saß der General Clarke als Gouverneur an der Spitze einer Regierung und Verwaltung, der alle Einkünfte des Landes zuflossen; ebenso in Glogau der General Deverrières und in Breslau der Prinz Jerome und regierten mit aller Machtvollkommenheit; die Gerichte

sprachen Recht im Namen des Kaisers Napoleon französische Beamte und Kommissare trieben Steuern und Kontributionen ein, und die reichen Erträge der Forsten, der Bergwerke, der Post flossen der Hauptkasse in Berlin zu; die Marken und Pommern waren schon in Departements geteilt. Von du Casse erfahren wir, wie Napoleon die reiche Provinz ausnutzte, welche Unmasse von Geschütz, Munition, Ausrüstungsgegenständen jeder Art, von Getreide, Tuch, Leinwand u. a. er von hier für seine Armee bezog, wie er in Breslau seine dezimierten Regimenter ergänzen, bekleiden, ausrüsten, beritten machen, seine Rekruten ausbilden, seine Kranken unterbringen und verpflegen ließ. Was von Schlesien noch dem König gehörte, war der Zaun des Landes, das Gebirge; nur hier war noch Widerstand möglich.

Achtes Kapitel

Die Familie des Grafen Götzen. Fürst Pleß wird abberufen. Eigenartige Lage des Grafen. Er erkrankt. Verräter in seiner Umgebung. Mein Vater als Vertrauensmann. Kleiner Krieg

Wenn unter solchen Umständen Graf Götzen es unternahm, ohne allen Beistand von seiten des damals gar nicht mehr vorhandnen Staates und nur mit den kläglichsten Hilfsmitteln versehen den Widerstand aufs neue zu beleben und, gestützt auf seine beiden Festungen Glatz und das kleine, aber uneinnehmbare Silberberg, die Landesverteidigung bis aufs äußerste fortzusetzen, so war das ein Opfer, das der zwar erst vierzigjährige, aber kränkliche Mann dem König und Vaterlande brachte, wie es größer kaum gedacht werden kann. Es gab Leute, die sein Unternehmen für aussichtslos hielten und ihn wie eine Art Don Quichote ansahen. Für ihn war dieser Kampf so gut wie ein Kampf um die Heimat. Denn obwohl in Potsdam geboren und gewesener, etwas älterer Spiel- und Schulgenoß seines Königs, war er doch durch die engsten Bande mit Glatz und der Grafschaft verbunden. Denn hier war seit alter Zeit seine Familie säßig, und hier lagen die Familiengüter. Sein Stammvater war der im Gefecht bei Jankau (gegen

Ende des dreißigjährigen Krieges) gefallene kaiserliche General von Götzen, dem allem Anschein nach diese Güter gehört hatten. Ferner war sein ihm gleichnamiger Vater Friedrich Wilhelm nach Fouqué viele Jahre lang Gouverneur der Grafschaft gewesen und hatte ein rühmliches Andenken hinterlassen. Des Grafen Bruder war Besitzer der Herrschaft Scharfeneck bei Neurode, und seine Schwestern waren an Gutsbesitzer der Grafschaft verheiratet. Er selbst, der mit großem Undank behandelte Mann, starb unvermählt und ist in dem von ihm geliebten Bade zu Kudowa bei Reinerz begraben.

Am 27. März (am Karfreitag) brachte ein Kurier den Befehl des Königs, der den Fürsten Pleß nach Preußen berief und an seiner Statt den Major Grafen Götzen zum provisorischen Generalgouverneur von Schlesien und zugleich zum Obersten ernannte. Der Fürst, jedenfalls dadurch tief gekränkt, folgte dem Befehle nicht, sondern begab sich nach Wien, wo er als Privatmann lebte und durch sein husarenmäßiges Aussehen auffiel. Als der Graf ihn um Ausfolgung der zu seiner Amtsführung nötigen Akten und Registraturen ersuchte, weigerte er sich, dies zu thun, indem er sagte, er bedürfe sie zu seiner Rechtfertigung. Der Graf kam dadurch in große Verlegenheit, weil er alles von neuem anfangen mußte. Es ist merkwürdig, wie übersichtig man für das Verdienst dieses Mannes gewesen ist, der es in so trauriger, fast aussichtsloser Lage des Staates unternahm, mit allen seinen Kräften für ihn einzutreten und neben dem Kriegsschauplatze in Preußen einen zweiten in Schlesien zu schaffen, der den Feind abhielt, seine volle Kraft auf Preußen zu werfen, und der dem dortigen Kampf im schlesischen Gebirge mit großem Vorteil sekundierte, der auch verhinderte, daß der König ganz in Abhängigkeit von Rußland geriet,

was der Fall gewesen sein würde, wenn er in Schlesien nicht noch einen Alter Ego, eine Regierung, einen Feldherrn und ein wenn auch nur kleines Heer gehabt hätte. Die Schöpfung dieses Heeres war, abgesehen von den an Ort und Stelle gebliebnen Linientruppen der frühern Garnison, das Werk des Grafen und seiner kläglich besoldeten, aber unermüdlich thätigen tapfern Helfer. Was Scharnhorst, der übrigens ein getreuer Freund des Grafen war, später im großen durchführte, das hatte dieser bereits im kleinen eingeführt und dabei mit den zum Unheile ausgeschlagnen Einrichtungen des alten Systems völlig gebrochen. Nicht Adel und Rang, sondern die Tüchtigkeit entschied hier, und nur Kenntnis des Dienstes und Bewährung im Kampfe führte zur Beförderung. In den Glatzer aus den Füsilieren hervorgegangnen Freikompanien standen Adliche, Bergbeamte, Forstleute, Handwerksgesellen, Bauernknechte, ausgehobne Rekruten wie zahlreiche Freiwillige, die sich oft mit Gefahr oder gar auf dem Umwege über Böhmen hier eingefunden hatten,[1]) neben einander in Reih und Glied, und ebenso war es bei der Kavallerie; man sah darin Grafen und Barone in prächtigen Uniformen mit edeln Rossen beritten neben Bauernknechten auf schlechten, kläglich gezäumten, ganz ungeschulten Pferden. Rekruten und Freiwillige wurden sofort auf Vorposten geschickt und dort ausgebildet, Kompanien aber und Schwadronen waren unter den dringenden Umständen in fortwährender Bewegung. Der Geist in diesen Truppen war vortrefflich; auf

1) Der patriotische Bürger Seling in Breslau gab jungen Leuten, die nach Glatz gehen wollten, Reisegeld. Als die Franzosen dieses Entweichen ins Gebirge bemerkten, geboten sie unter Androhung schwerer Strafen den Städten und Landgemeinden, acht auf ihre jungen Leute zu haben, und machten sie für jeden einzelnen jungen Mann haftbar.

den Märschen ging es sehr lustig zu; man sang und musizierte viel; denn da die Bewohner der Grafschaft große Freunde der Musik sind, so fehlte es nicht an Spielleuten, die Waldhorn, Flöte oder Klarinette bliesen.

Die Stadt Glatz wurde damals der Sammelplatz aller patriotischen Soldaten und Kämpfer. Auch in Franken wurde der französische Gouverneur den Abfluß von Offizieren und Soldaten gewahr und traf strenge Maßregeln dagegen, während Graf Götzen einen besondern Kommissar in Karlsbad hatte, der die Ankommenden mit Reisegeld und Marschroute versah. Dies waren die sogenannten Bayreuther, während, aus Niederschlesien flüchtig, der Parteigänger Leutnant von Hirschfeld mit Leuten kam, der daselbst einen kleinen Krieg mit Jeromes Soldaten geführt hatte. Bis vom Rheine her kamen einzelne Kämpfer, um unter dem Grafen zu dienen.

In dieser Zeit war der Graf alles in allem: Generalgouverneur von Schlesien, Statthalter des Königs, Organisator einer neuen Verwaltung und seines Heeres, Feldherr, Diplomat in seinen vielfachen Verhandlungen mit dem Feinde, Leiter einer Zivil- und Militärkanzlei, oberster Richter für Zivil und Militär, Steuererheber, Geldbeschaffer und Finanzmann, zuletzt Münzmeister. Die Geldmittel, über die er gebot, waren erbärmlich: kümmerliche Anleihen bei Wiener Bankhäusern, Pfandbriefe der schlesischen Landschaft, zuletzt Beitreibung der Silbergeräte von Kirchen und Privatleuten und Zwangsanleihen bei den Kaufherren des Riesengebirges, denen man die Wälder der Grafschaft hatte verpfänden wollen. Alles dieses erforderte eine aufreibende Thätigkeit und war mit unaufhörlichen, täglich und stündlich

wechselnden Sorgen verknüpft, sodaß man sich nicht wundern kann, wenn der vorher kränkliche Mann zuletzt ernstlich erkrankte und nur aus dem Bett kommandierte, auch ein dauerndes Siechtum davon trug, das ihn in den besten Jahren unter die Erde brachte. Dazu kam, daß er unausgesetzt mit Widerspenstigkeit von Untergebnen und mit dem schändlichsten Verrate zu kämpfen hatte. Er war vom Major gleich zum Oberst befördert worden, Obersten aber waren auch der Kommandant von Gleißenberg und der Mineur d'Albert, ein Savoyarde, der als Franzosenfreund galt. Unzweifelhaft gab es unter den höhern Offizieren einen Verräter, der den Feind stets auf dem Laufenden erhielt. Lefebvre und Jerome wußten alles, was in Glatz vorging, selbst was der Graf bei Tische gesprochen hatte. Bei den Zusammenkünften sagte ihm das Lefebvre selbst, und Jerome zeigte seinen Abgesandten in Breslau Briefe mit verstellter Schrift und besaß selbst Pläne der Festung. Diese Verräterei wurde so unverschämt, daß der Graf dagegen eine Geheimpolizei errichtete und wichtige Unternehmungen, wie den Zug nach Breslau, nicht in Glatz, sondern in Silberberg vorbereiten ließ.

Dabei führte er einen ausgedehnten Briefwechsel mit den in Schlesien wirkenden Patrioten, die meist Gutsbesitzer waren. Verlaßbare Geschäftsleute, die im Flachlande zu thun hatten und viel herumkamen, besorgten Briefe und mündliche Ausrichtungen. Zu diesen Vertrauensleuten gehörte auch der junge Glashändler von Hausdorf, mein Vater; er erzählte, wie er diesen oder jenen Gutshof besucht habe und nachdem er mitten durch die darin als Schutzwache liegenden Württemberger und Bayern gegangen, von dem Gutsherrn in ein abgelegnes Gemach geführt worden sei, seine Sache ausgerichtet und dann Antwort und Bescheid erhalten habe; ja er unternahm es, unter

Glasscherben versteckt Gewehre nach Glatz einzuschmuggeln, wo sie, wiewohl schlecht genug, ein sehr begehrter Gegenstand waren. Die Franzosen hatten nämlich die Gewehre, die die preußische Besatzung am 16. Februar vor Schweidnitz gestreckt hatte, als wertlosen Plunder liegen lassen, und die Bauern der nächsten Dörfer hatten sie dann weggeholt. In Glatz erfuhr man, daß es da viele Gewehre gebe. Ignaz K. holte sie ab. Die Bauern waren patriotisch und verschwiegen. So wurden denn in der Nacht die Wagen in die Scheune gezogen und dann die Gewehre — „alte schwere Schießprügel mit großen ausgebrannten Zündlöchern, die wohl schon im siebenjährigen Kriege geknallt hatten" — aufgeladen und mit Glasscherben bedeckt in die Glashütte Friedrichsgrund gebracht, von wo sie nach Glatz geholt wurden. Auf der Fahrt kam es wohl vor, daß, wenn die Wagen vor einem Wirtshause hielten, dort verkehrende feindliche Soldaten aus Mutwillen hinaufkletterten, aber wenn sie sich an den Scherben geritzt hatten, mit Schimpfen herabsprangen und den Glashändler, der als Rock einen preußischen Husarenpelz trug, wenn auch nur scherzhaft als preußisches Bürschle bedrohten. „Ich lachte," sagte mein Vater, „aber innerlich war mir nicht ganz wohl." Auch auf andre Weise gelangten Gewehre, Uniformen und Ausrüstungsgegenstände nach Glatz, von wo unausgesetzt Parteigänger ausgingen und das Gebirge bis zur sächsischen Grenze (damals vor Lauban) durchstreiften. Unter ihnen zeichnete sich ganz besonders der Husarenleutnant, früher Stallmeister, Negro, ein genauer Kenner des ganzen Gebirges und seiner Schlupfwinkel, aus, der von seinen Zügen ganze Wagenladungen von Gewehren und bisweilen bedeutende Summen Geld mitbrachte. Denn er überfiel mit seinen Leuten die Postwagen und nahm ihnen die an die Franzosen

adressierten Briefe und Geldsendungen ab und verübte noch andre Dinge, die damals der Patriotismus erlaubte. Am Ende spielte er völlig den Tyrannen des Riesengebirges, wo sich in der wilden Gegend zwischen dem Kochel- und Zackenfall mehrere Hundert dienstloser Soldaten und Freiwilliger gesammelt und ein Feldlager angelegt hatten, das, mit zwei Böllern vom Kynast versehen, als Niederlage für Gewehre u. a. diente. Negro trat stets von zwei Adjutanten begleitet und Rittmeister tituliert auf, ließ Schulzen und Bauern prügeln und machte so Patriotismus, wo er keinen zu finden glaubte. Zuletzt wurde er bei Liebau vom Feinde gefangen genommen und nur durch den Einspruch des Grafen vom Tode errettet. Auch von jenseits der Oder, aus dem Kreise Rosenberg, wo ein Herr von .... im Einverständnis mit den Magistraten einiger kleinen Städte mehrere Montierungskammern vor dem Feinde geborgen hatte, wurden unter Beistand des Magistrats von Strehlen und treuer Landleute Uniformen und Ausrüstungsgegenstände nach Glatz gebracht, ja ein Unteroffizier, namens Maschke, nahm damit den weiten Umweg über das Riesengebirge. Um dem großen Mangel an Pulver abzuhelfen, überfiel man ab und zu die Bergwerke und nahm Sprengpulver weg, das man später bezahlte; ja was das schönste war, die spitzbübischen französischen Beamten in Schweidnitz, wenn nicht auch in Breslau, ließen sich bereit finden, dem Grafen für Geld und gute Worte Pulver abzulassen. Es wurde, in Tonnen verpackt und oben mit Salz bedeckt, bis ans Gebirge gebracht und dort von dazu abgeschickten Truppen in Empfang genommen.

Von dem wechselvollen kleinen Kriege, den der Graf drei Monate lang mit dem Feinde geführt hat, seinen unausgesetzten Bemühungen, Kosel und Neisse

zu halten und ihnen Hilfe zu bringen, von seinem Unternehmen, Schlesien mit einem Schlage vom Feinde zu befreien, von der endlich erfolgten Kapitulation von Neisse und dem Erscheinen des ganzen feindlichen Heeres vor Glatz, von der Erstürmung des verschanzten Lagers daselbst, dem Brande von Silberberg und dem Ende des Krieges werden wir später noch manches zu erzählen haben.

Neuntes Kapitel

Wie Ignaz Knötel Soldat wurde. Major von Blumenstein. Sein Tischgespräch mit Goethe. Seine Erfindungen. Neuer Geist im Heere. Unterricht. Prinz August. Zeichnerische Anlagen meines Vaters. Stimmungen im Jahre 1809. Das schwarze Korps. Zurüstungen zum Kriege. Premierleutnant Holsche

Die Art und Weise, wie Ignaz Knötel im Frühling des Jahres 1809 dazu kam, Soldat zu werden, ist bezeichnend für die damalige Zeit und ihre gesellschaftlichen Zustände. Etwas östlich von Langenbielau liegt die Ortschaft Weigelsdorf, und nicht weit davon am Fuße des Gebirges, über das hier ein kurzer aber steiler Weg in die Nähe von Hausdorf führt, ein hübscher Waldgrund, mit einer Mühle und mehreren kleinen Häuschen. Die Mühle, die auch Wirtshaus ist, heißt die Rote Mühle, und unter diesem Namen ist das ganze Örtchen bekannt.[1]) „Als ich eines Tages, von einer Reise zurückkehrend,"

1) In den dreißiger Jahren war hier ein Hehlernest für eine Räuberbande, an deren Spitze ein gewisser Schindler stand. Ich erinnere mich noch, wie man auf diesen Schindler Jagd machte, und wie allgemeine „Landesvisitation" war. An allen Thoren standen bewaffnete Bürger und examinierten jeden Verdächtigen, der hereinkam oder hinausgehen wollte. Schindler wurde in einem nahen Dorfe gefangen, als ihn der Durst in ein Gehöft getrieben hatte.

erzählte mein Vater, „mit meinem Wagen in die Rote Mühle kam, ließ ich, ehe ich den beschwerlichen Weg über die Berge antrat, die Pferde einstellen und füttern, damit sie Kraft hätten, und wollte hierauf in die Mühle selbst gehen und etwas genießen und trinken; da trat mir auf der Schwelle der Schulze von Nieder-Hausdorf, mein Pate Rudolph, entgegen, und hinter ihm sah ich die Gerichtsleute stehen. Da sagte er: »Ignaz, ich will dir nur etwas sagen, du mußt Soldat werden. Wenn du uns etwa Späne machen solltest, so ist schon Vorsorge getroffen. Wir haben das Schließzeug und die Handschellen mitgebracht.« »Pate, rief ich entrüstet aus, das könntet Ihr bleiben lassen, das ist Unsinn. Wenn ich Soldat werden soll, werde ich Soldat werden. Bleibt mir mit den Ketten vom Halse.«" Man sieht daraus, wie das früher auch anderwärts vorkam, und wie es noch jetzt hie und da vorkommen mag, daß die jungen Bursche sich nicht gutwillig in ihr Los ergaben, sondern Widerstand entgegensetzten. Dies hatte der „Pate" jedenfalls auch von dem Ignaz angenommen, von dem er wissen konnte, daß er ungewöhnlich stark war. Denn in der That hatte mein Vater, obwohl er nur von Mittelgröße war und gar nicht besonders stark aussah, ganz ungewöhnliche Leibeskräfte und legte noch als Mann zum Spaß Kraftproben ab. Er hob z. B. ein Zentnergewicht, indem er mit zwei Fingern oben in den Ring griff, und sagte, als Artillerist habe er mit dem Zeigefinger, in das Zündloch greifend, eine Bombe in die Höhe gehoben. Auch an dem Heben von Wagen zeigte er seine Kräfte.

Nach einigen Tagen marschierte er mit andern in der Neuröder Gegend ausgehobnen jungen Leuten nach Glatz und wurde hier tauglich zum Artilleristen befunden. Hier hatte sich in den zwei Jahren, seit 1807, vieles geändert, aber auch vieles erhalten, was

an diese bedeutsame Zeit erinnerte. Graf Götzen war an der Stelle des Generals von Grawert, der bei Jena unter Hohenlohe kommandiert hatte und 1812 das preußische Hilfskorps nach Rußland führte, zum Inspekteur der Oberschlesischen Brigade ernannt worden, als der er noch im Frühjahre 1813 die große Mobilmachung in Schlesien leitete. Der Kommandant Oberst von Gleißenberg und der Mineuroberst d'Albert waren abgetreten, und an die Stelle des erstern ein Major von Blumenstein zuerst als Vizekommandant, dann als Kommandant angestellt worden. Dieser Major von Blumenstein war ein Original, wie man wohl selten ein ähnliches finden wird, nämlich zuerst ein richtiger Franzose, der aber als Emigrant übergetreten, obgleich er sehr schlecht deutsch sprach, sich als feuriger preußischer und deutscher Patriot benahm und dabei immer zum Besten seines zweiten Vaterlandes ein unermüdlicher Erfinder und, wie ihn manche nannten, Projektenmacher war.

Er war französischer Ingenieurleutnant gewesen. Manche behaupteten, er habe einen französischen Namen gehabt, etwa Pierre de fleurs oder ähnlich und ihn ins Deutsche übersetzt,[1]) es ist aber nicht unwahrscheinlich, daß er einem französierten Zweige der Blumenstein angehörte, deren in Ruinen liegendes Stammschloß noch in der Pfalz vorhanden ist, und daß er sich demnach seines deutschen Ursprungs erinnerte. Er ging schon in den Rheinfeldzügen zu den Preußen über und machte Erfindungen. Sein Anschlag auf die Festung Bitsch im Elsaß mißglückte. Darauf finden wir ihn zu Breslau als Hauptmann im Füsilierbataillon Erichsen, in dem er den Feldzug

1) So etwas kam vor. In der schwarzen Schar des Herzogs von Braunschweig diente ein Emigrant Graf von Serainchamp, der sich auf deutsch Graf Schönfeld nannte.

von 1806 mitmachte. Ein Gastmahl, das der Fürst Hohenlohe einige Tage vor der Schlacht von Jena gab, brachte ihn mit Goethe zusammen, der als Großherzoglich Weimarischer Marschkommissar dazu geladen war. Denn er und der Adjutant des Fürsten, der spätere General v. d. Marwitz, waren als jüngere Offiziere dazu kommandiert, den großen Dichter zu unterhalten. Dabei aber hatte der Hauptmann von Blumenstein es mit Goethe, der alles hatte, nur keinen Humor, gründlich verdorben. Denn als v. d. Marwitz, der abberufen worden war, zurückkam und fragte, wie er sich mit dem großen Manne unterhalten habe, antwortete Blumenstein „sere slekt." Er hatte nämlich dem Dichter einige Artigkeiten über seine Werke sagen wollen, aber bei seiner Unbekanntschaft mit der deutschen Litteratur war ihm nichts von Goethes Werken eingefallen, als die Braut von Messina, und auf dieses war Goethe abgeschnappt und sehr kalt geworden. Als v. d. Marwitz meinte, Blumenstein hätte Goethe nicht mit Poesie unterhalten, sondern von Verwaltungsangelegenheiten sprechen sollen, sagte der Hauptmann: „Ist der Mann so stolz; ich dächte doch, große Poet wäre mehr als kleine Minister." Übrigens hat Goethe in seinen Tagebüchern diese Begegnung mit „dem artigen Deutschfranzosen" erwähnt. Im Knappschaftsbuche zu Tarnowitz haben sich beide Männer verewigt. Goethe, der von Breslau herkommend den Bergwerkdistrikt besuchte, schrieb ein in leidlich skandierten Distichen verfaßtes Epigramm hinein, das so anfängt:

Fern von gebildeten Menschen, am Ende des Reiches, wer hilft euch,
Schätze finden u. s. w.

Damit hat er es nun freilich mit den gebildeten Oberschlesiern verdorben, deren es in der That in

genügender Anzahl giebt und damals schon gab. Viel Takt hat er damit nicht bewiesen. Da war der Kapitän von Blumenstein ein andrer Mann. Denn er drückte in französischer Sprache seine volle Befriedigung über die Bildung, Sachkenntnis und Zuvorkommenheit der Tarnowitzer Bergbeamten, sowie über die Wunder aus, die sie ihm in ihren Bergwerken gezeigt hatten. Blumenstein hatte dann den Rückzug mitgemacht, den Hohenlohes geschlagne Armee nach Norden nahm, und sich, als die Kapitulation von Prenzlau im Gange war, mit vielen andern Offizieren diesem Vorhaben widersetzt.

So kam er denn nach dem Kriege nach Glatz und wurde in dieser Zeit, wo alles auf der Suche nach neuen Männern war, als ein sehr talentvoller und thätiger Offizier zuerst zum Vizekommandanten, dann zum Kommandanten ernannt. Um sein Auftreten und seine Wirksamkeit, die vielfach ans Abenteuerliche streifte, zu verstehen, muß man sich an die damalige Lage Preußens erinnern. Infolge des verhängnisvollen Krieges und der ungeheuern Kontributionen, die der Feind eingetrieben hatte, war das Land im höchsten Grade heruntergekommen und, wie mein Vater sich ausdrückte, der Staat bettelarm. Die ganze Thätigkeit des neuen Kommandanten war daher darauf gerichtet, dem allgemeinen Mangel, wenn auch nur durch klägliche Surrogate, Abhilfe zu schaffen. So war z. B. das Geschützmaterial der Festung in traurigem Zustande und bestand meist aus schlechtschießenden Kanonen und Falkonetts, die noch aus dem dreißigjährigen Kriege, wenn nicht aus noch ältern Zeiten stammten. Daß er ein denkender Kopf war, bewies Blumenstein dadurch, daß er schon damals, als noch kaum jemand an Hinterlader und gezogne Geschütze dachte, durch Abnehmung der Hinterteile an Kanonen und Falkonetts solche machte und darin,

um die Treffsicherheit zu erhöhen, Züge anbrachte. Freilich geriet es ihm dabei, daß er das schöne Pferd eines ackernden Bauern erschoß und es teuer bezahlen mußte. Wenn die Schweden, wie das den Artilleristen bekannt ist, aus Leder Kanonen herzustellen versuchten oder wirklich herstellten, so versuchte er Kanonen aus Papiermasse zu machen. Da dies bis jetzt nicht bekannt geworden ist, so wird man es wohl kaum glaublich finden. Ich teile es mit nach den Mitteilungen meines Vaters, an dessen vollkommner Wahrheitsliebe kein Zweifel ist, und der es wußte, weil er im Laboratorium selbst an solchen Kanonen gearbeitet und selbst daraus geschossen hatte. Darnach wurden Lagen dichten Pappdeckels um einen hölzernen Kern gelegt und dann fest mit starken Stricken oder Seilen umwunden. Sie hielten, wie mein Vater sagte, mehrere Schüsse aus, aber dann lockerten sich die Stricke, und es entstanden Zwischenräume zwischen ihnen und der Papiermasse. Auch riesige Decken aus Waldmoos sann er aus, die dazu dienen sollten, die Festungswerke vor Bomben zu schützen.

Da man ferner an großem Pulvermangel litt, weil man keinen indischen Salpeter haben konnte,[1]) so kam Blumenstein auf den Einfall, durch städtische und ländliche Obrigkeiten in der Grafschaft wie in den benachbarten Teilen Schlesiens Salpeter aus der durchtränkten Erde des Fußbodens der Viehställe auslaugen und an allen Aborten abkratzen zu lassen. Was man auf diese Weise gewonnen hatte, wurde in der Pulvermühle zu Neisse verarbeitet, aber das daraus gewonnene Pulver war so schlecht, daß man froh war, daß die Franzosen in Glogau es als Lieferung annahmen.

Später wurde Blumenstein zum Oberstleutnant

1) Wohl wegen der Kontinentalsperre.

ernannt und als solcher nach der Schlacht an der Katzbach mit einigen Bataillonen Landwehr vor Glogau geschickt, um diese noch in den Händen der Franzosen befindliche Festung auf dem linken Oderufer zu blockieren, während auf dem rechten der russische General Baron von Rosen lag. Die Besatzung von Glogau bestand aus einer buntgemischten Menge von Franzosen, Neapolitanern, Kroaten, Sachsen, Holländern und einem Bataillon Frankfurter primatischer Truppen, die der sehr tapfre und thatkräftige französische Kommandant Laplane nur mit großer Mühe im Zaume hielt. Bei dem Mangel an genügenden Truppen und Geschütz war an eine regelrechte Belagerung und Beschießung nicht zu denken; aber Blumenstein wußte sich Rat, er beschoß die Stadt mit Proklamationen und Zeitungen, in denen von Napoleons Niederlage bei Leipzig und seiner Flucht nach Frankreich die Rede war, erfand auch eine mit Zeitungen behangne Lanze, die bei stiller Luft aus einem seiner Glatzer Falkonetts in die Festung geworfen wurde. Laplane erklärte seinen Truppen gegenüber alles für Lügen und vertröstete sie auf die siegreiche Rückkehr des Kaisers, mußte aber doch das Frankfurter Bataillon entlassen, als eine aus der Stadt nach einem nahen Dorfe besorgte Taube mit einer Proklamation des Frankfurter Senats zurückkehrte, die es nach Hause berief. Sehr ergötzlich zu lesen ist der sehr erregte Briefwechsel, der sich zwischen beiden Franzosen entspann, noch ergötzlicher aber der Umstand, daß, als Laplane endlich sich zu Verhandlungen herbeilassen mußte, Blumenstein dies durch Dolmetscher that. „Jk verstehen der Kerlen ihre Sprake nikt, sagte er, wir wollen mit einem deutschen Offiziere unterhandeln, können Deutsch spreken.“ Die Franzosen und ihre Verbündeten erhielten zuletzt freien Abzug. Es geschah am 17. April

1814 — ein Tag, den man bis in die siebziger Jahre hinein zu Glogau mit Blasen von Chorälen vom Turme des Rathauses gefeiert hat.

Blumenstein wurde später General, Kommandant von Erfurt, dann Inspekteur der schlesischen Brigade. Nach seiner Verabschiedung lebte er auf seinem Gute Konradswaldau bei Trebnitz, wo er noch immerfort laborierte und zuletzt eine neue Art Mauersteine erfand, die ihm aber nicht viel Geld einbrachten. Er starb im Jahre 1835.

In Glatz wußte man recht gut, daß der Herr Kommandant seine eigentümlichen Schrullen hatte, aber man achtete ihn wegen seiner vollendeten französischen Höflichkeit und wegen seiner Humanität gegen seine Untergebnen. Die Besatzung war ihm zugethan, während sie den frühern Kommandanten von Gleißenberg und d'Albert abhold gewesen war.[1]) Der Unterschied war groß. Die rohen Schnarcher, Näseler und Soldatenprügler aus der Schule Friedrich Wilhelms I. und des alten Dessauers, die nach Friedrichs Tode wieder in der Armee obenaufgekommen waren, hatten abgewirtschaftet und waren nach Jena und Auerstädt unmöglich geworden, und ein ganz neues Geschlecht von Offizieren und Soldaten trat an ihre Stelle. In dem kleinen Heere des Grafen Götzen trat dies zum erstenmal zu Tage. In seinen Freikompanien und Schwadronen dienten neben gewöhnlichen Rekruten zahlreiche Freiwillige, darunter viele von Stande und

1) Der in Naumburg a. d. S. gestorbne Artillerieoberst a. D. Mente hat über die Zustände zu Glatz in jener Zeit wertvolle Mitteilungen gemacht. Sein Vater, Regierungsrat Mente, stand mit einem zweiten Rate, Schröter, den Zivilangelegenheiten beim Grafen vor, er selbst war damals ein blutjunger Bombardier, der unter besondern Schwierigkeiten von Breslau aus das Gebirge erreicht hatte. Auch der spätere Karlistengeneral Baron von Rahden, der gleichfalls als junger Mann in Glatz diente, hat in seinen „Wanderungen eines alten Soldaten" Mitteilungen über dieselben Verhältnisse gemacht.

guter Erziehung, denen man mit dem Korporalstocke fernbleiben mußte. Dazu kam, daß die Anführer dieser Truppen durchweg patriotische und verständige Leute waren, die die Fehler des alten Systems sehr wohl einsahen und davor einen Abscheu hatten, und die sich, da die Schmach der Niederlagen auf ihrer Seele brannte, alle Mühe gaben, die Scharte auszuwetzen. Man bemühte sich ernstlich, vom Feinde zu lernen, namentlich aber lernte man den Franzosen die menschenwürdigere Behandlung des gemeinen Mannes ab. Die jungen Soldaten von 1809, wo die Armee neu umgestaltet wurde, waren ein ganz andres Geschlecht als die alten, vielgeprügelten Landsknechte der Zeit vor 1806, die bald zum Spotte dienten; „das ist auch noch einer von denen, die bei Jena davongelaufen sind," hieß es. Noch Friedrich der Große hatte gemeint, daß Söhne von Bauern und gemeinen Leuten kein Genie hätten, und sein Bruder Prinz Heinrich hatte den Franzosen von 1792, weil es ihnen an Offizieren, d. h. Adlichen fehle, baldige Besiegung zugedacht; es kam aber ganz anders. Überraschend schnell traten aus der plebejischen Masse bedeutende militärische Talente hervor und erlangten, da ihnen keine Hindernisse im Wege standen, rasch Anerkennung und bedeutende Stellungen. Der Artillerieleutnant und dann blutjunge General Bonaparte, später erster Konsul, dann lebenslänglicher Konsul, zuletzt Kaiser, war das glänzendste Beispiel davon, Hoche, Marceau, Pichegru waren andre. Als Kaiser Napoleon schuf Bonaparte dann eine ganz neue Aristokratie von Marschällen und Generalen, die zum Teil ganz niedern Ursprungs war. Der Marschall Lefebre[1]) war von Hause aus Bauernknecht,

1) Der Marschall Lefebre, Herzog von Danzig, und der in Schlesien thätige Divisionsgeneral Lefebvre Desnouettes sind wohl

Junot gemeiner Soldat,[1]) Lannes, der bei Aspern fiel, Färbergeſell und ähnlich viele andre. Napoleons Nebenbuhler und gefährlichſter Gegner, der vor Dresden an der Seite des Königs Friedrich Wilhelm und des Kaiſers Alexander gefallne Moreau war Tiſchler geweſen. Unteroffizierweiber, ehemalige Marketenderinnen und dergleichen wurden durch ihre Männer Baroneſſen, Gräfinnen, Herzoginnen, kurzum es fand eine geſellſchaftliche Revolution ſtatt, wie ſie die Welt bis dahin nicht geſehen hatte, eine Umwälzung, die das Unterſte zu oberſt kehrte und die Welt in ungemeſſenes Erſtaunen ſetzte. Damals kam das prahleriſche Wort auf, daß jeder franzöſiſche Soldat den Marſchallſtab im Torniſter trage. Natürlich waren dieſe meiſt jungen und thatkräftigen Generale und Marſchälle, die glänzenden Paladine des neuen Karls des Großen, die in ſo vielen Schlachten geſiegt, ſo viele Fürſten und Völker gedemütigt und in ſo viele feindliche Hauptſtädte triumphierend eingezogen waren, ganz andre Leute als die meiſt alten, im Gamaſchendienſt erfahrnen Generale aus der Schule Friedrichs des Großen. Dasſelbe gilt von dem gemeinen franzöſiſchen Soldaten, deſſen Ehrgeiz man auf jede Weiſe anſpornte, im Gegenſatze zu dem ſtets gefuchtelten, geprügelten, gaſſenlaufenden Kriegsknechte damaliger Zeit.

Über die Vorzüge dieſes neuen franzöſiſchen Syſtems vor dem alten preußiſchen war damals in Deutſchland und ſelbſt in Preußen bei dem gebildeten und denkenden Teile des Publikums nur eine Stimme.

---

zu unterſcheiden. Der letztere, übrigens ein ebenſo tapferer wie ehrenhafter Mann, war ein Kaufmannsſohn aus Paris.

1) Junot war eine Zeit lang in Glogau, wo meine Schwiegermutter, Frau Roſalie Schenck, geb. Hunke, als Tochter eines Magiſtratsmitglieds ſeiner Küche vorſtand. Als ſie ſich verheiratete, ſchenkte er ihr ein prächtiges, ſeidnes Hochzeitskleid.

Viele erkannten es willig, ein kleinerer Teil — und das waren die wahren Patrioten — widerwillig an und suchten dem Feinde seine Künste abzulernen. Durch die Niederlagen von Jena und Auerstädt, durch das was folgte, die Kapitulation von Prenzlau, Anklam, die vielen feigen Übergaben der Festungen war alles, was Adel, Offizier, General hieß, in den schrecklichsten Verruf geraten, und alles Vertrauen der Geführten zu den Führern verschwunden. So schlecht, wie man im ersten Aufschrei der Entrüstung über diese unerhörten Niederlagen das Heer machte, war dieses aber durchaus nicht, das zeigte sich sehr bald; denn als die ärgsten Schnarcher und Maulhelden beseitigt waren, sah man, daß die Armee viele tapfere, einsichtige und wissenschaftlich tüchtige Offiziere enthielt, die in ihrem preußischen Stolze gekränkt und begierig auf Wiederherstellung des geschmälerten Ruhms bedacht, unverzüglich daran gingen, die erkannten Schäden nach Kräften zu verbessern und das gesamte Heerwesen nach den Erfordernissen der Zeit gründlich umzugestalten. Scharnhorst, der das große Werk unternahm, nachdem Graf Götzen schon im Kleinen das Muster dazu gegeben hatte, war bereits 1806 Generalquartiermeister, und Blücher, York, Gneisenau und viele andre, die in den Befreiungskriegen glänzend hervortraten, gehörten der alten Armee an. Trotz der vielen neu hinzugetretenen Mannschaften und namentlich der Landwehr waren die Kämpfer und Sieger in den Schlachten von 1813–1815 der Hauptsache nach die Geschlagnen von 1806 und die Leute, die ihren Friedrich den Großen wider Napoleon ins Feld führten.

Unter den Stätten, wo die Erhebung von 1813 vorbereitet wurde, nimmt die in dem entfernten Gebirgswinkel gelegne und deshalb von den feindlichen Spähern minder gekannte und beobachtete Festung Glatz

eine der ersten Stellen ein. Hier hatte der Graf Götzen gesessen und dem Feinde drei Monate lang standhaften Widerstand geboten, die Festungen Neisse und Kosel überwacht und durch seine leichten Truppen und seine kühnen Parteigänger das ganze Gebirge so gut wie beherrscht. Die Führer dieser Truppen, meist Leutnants — da Hauptleute zu besolden das Geld nicht langte —, hatten, die alte schwerfällige Infanterietaktik aufgebend, ganz neue Formationen und Bewegungen ausgedacht und eingeübt, die sehr bald ins allgemeine Exerzierreglement aufgenommen wurden; in mehr als vierzig Gefechten und Scharmützeln hatten sie sich bewährt, und als die neue Organisation eingeführt wurde, gaben sie den Stamm zu neuen Regimentern ab, die seitdem in der ganzen Armee rühmlichst bekannt sind.[1]) Vielfach wurde Glatz inspiziert, so von Scharnhorst, Gneisenau, Prinz August u. a.; namentlich scheint der letztere als Chef der Artillerie großen Wert auf die Ausbildung des gemeinen Mannes gelegt zu haben und der Urheber von Anordnungen gewesen zu sein, für die man heutzutage kein rechtes Verständnis mehr haben wird. Ältere Offiziere schüttelten, wie Mente angiebt, bedenklich den Kopf über die Maßnahmen des jungen Prinzen. So z. B. wurde den meist aus sehr mangelhaften Dorfschulen hervorgegangnen jungen Leuten ein verhältnismäßig sehr hoch gegriffner Unterricht erteilt, und zwar in den Räumen des Gymnasiums und teilweise durch die an diesem wirkenden Lehrer. Planzeichnen, Unterricht in der Kriegskunst des Altertums und der neuern Zeit u. a. waren Lehrgegenstände. Mein Vater, der diesem Unterrichte mit lebhaftem Eifer beigewohnt

1) Kaiser-Franz-Gardegrenadiere, das 10. und 11. Infanterieregiment, das 5. und 6. Jägerbataillon, das 6. Husarenregiment (Graf Götzen).

hatte, besaß so schön gehaltene Hefte über Balliſten, Katapulten u. ſ. w., wie ich ſie nicht auf der Univerſität gehabt habe; namentlich entwickelte er in kurzem ein überraſchendes Zeichentalent, ein Talent, das ſeitdem in der Familie geblieben iſt. Als Prinz Auguſt im Sommer 1810 nach Glatz kam,[1]) ſeine Schule inſpizierte und von den Leiſtungen der jungen Artilleriſten Kenntnis nahm, kam er auch zu meinem Vater. Er nahm ſeine Zeichnungen in die Hand, betrachtete ſie und ſagte dann zu dem begleitenden Offizier: „Auf dieſen Mann geben Sie acht, der hat Talent; aus dem kann etwas werden. Das iſt vortrefflich gezeichnet.“ „Und mit einem Zimmermannsbleiſtifte, Königliche Hoheit,“ ſagte der Offizier, indem er dieſen vorwies. Natürlich hatte der Prinz durch dieſes Lob die ganze Hingebung meines Vaters gewonnen, und wenn er mir, ſeinem Erſtgebornen, deſſen Namen gegeben hat, ſo hat das alſo ſeinen Grund.[2]) „Ja, ſagte er bisweilen, ich hätte es vielleicht zu etwas gebracht, wenn ich hätte dabei bleiben können, aber ich mußte ſo bald als möglich wieder nach Hauſe, um der Familie das Brot zu verdienen.“ Wenn, was ziemlich alle Jahre der Fall war, die Glatzer Artillerie zum Manöver oder zur Schießübung ging und zum Glatzer Thore, an dem wir wohnten, hereinkam, hat er uns das eine oder das andre mal den ſie anführenden Major gezeigt. „Der, ſagte er, iſt mit mir zugleich als Rekrut eingezogen worden. Er

---

1) Oberſt Mente erwähnt dieſen Beſuch im Soldatenfreund 1857: „Die Lebendigkeit und der Eifer dieſes ſchönen jungen Herrn, dem nichts zu ſchnell und augenblicklich genug ausgeführt werden konnte, paßte zwar zu dem jugendlichen Mut der nunmehr durchweg jugendlichen Artilleriſten, erregte dagegen bei den im Alter bereits vorgerückten Artillerieoffizieren mancherlei Kopfſchütteln.“

2) Mein richtiger Taufname iſt indeſſen nicht Auguſtus, ſondern, wie ſichs gehört, Auguſtinus.

war Großknecht auf dem Gutshofe zu Nieder-Steine" (bei Glatz). So etwas kann freilich heute nicht mehr vorkommen, aber damals kam es vor. Ich habe mehr als einen pensionierten Major gekannt, der als Gemeiner eingetreten und dann Unteroffizier geworden war.

Mein Vater zeichnete Karten und Pläne außerordentlich schön und sauber und hätte demnach wohl ein guter Topograph werden können. Denn für Karten und Geographie hatte er eine besondre Vorliebe. So sparsam er war und sein mußte, eine Karte kaufte er sich ab und zu; ja wir haben noch ein Schnupftuch mit der aufgedruckten Karte von Deutschland, das er sich 1815 zu Paris gekauft hatte. Ansichten von Städten nahm er sehr geschickt auf und zeichnete Tiere, wie Pferde, Hasen u. a., wenn auch nur im Profil, sehr richtig und in guten Verhältnissen, wie er denn einen außerordentlich scharfen Blick für Proportion hatte und Zeichenfehler sofort bemerkte. Kurzum, die Jahre 1809 und 10 in Glatz waren für ihn gewissermaßen Gymnasium und Universität gewesen, und wenn auch seine Bildung sonst sehr mangelhaft war, so ersetzte er das durch seinen außerordentlich klaren Verstand und seinen scharfen Blick. Die Hochachtung vor Kunst und Wissenschaft, die er damals gewonnen hat, ist mir zu gute gekommen, indem er zeitig die Richtung meines Geistes erkannte und mir mit der ungeheuersten Selbstentäußerung, deren nur ein so willensstarker, bedürfnisloser Mann fähig war, eine höhere Bildung angedeihen ließ.

Nach einem von ihm aufgesetzten Schriftstücke wurde die Artillerieabteilung, bei der er stand, im Monat Mai 1810 nach Schweidnitz versetzt, von wo sie einige Monate später nach Breslau kam. Gegen Ende des Sommers 1812 kehrte sie dann nach Glatz zurück, wo sie bis zur Mobilmachung im April 1813

verblieb. Sie erhielt in Neisse die Haubitzbatterie Nr. 1 und wurde im Juni dem 2. Armeekorps unter dem General von Kleist zugeteilt. Offiziere waren der Batterieführer Premierleutnant Voitus, Premierleutnant Holsche und Leutnant Lack.

Im Jahre 1809 unternahm Napoleon, wie bekannt, wieder einen großen Feldzug gegen Österreich, der ganz Deutschland in die heftigste Aufregung versetzte, namentlich aber in Preußen die Kriegslust aufs höchste entflammte. Es war das Jahr, wo die Erhebung der Tiroler unter dem Sandwirt Hofer, der abenteuerliche Zug Schills, der Zug des Herzogs von Braunschweig und die Schlachten von Eßlingen, Aspern, Wagram stattfanden. In Schlesien und der Grafschaft als in den dem Kriegsschauplatze zunächst gelegnen Landesteilen gingen die Wogen so hoch und die Aufregung war im Sommer so groß, daß der König den Grafen Götzen in sehr schroffer Form für die Erhaltung der Ruhe verantwortlich machte, eine Kränkung, die diesen veranlaßte, um seinen Abschied zu bitten, der aber nicht gewährt wurde. Eine Hauptursache davon war die, daß der vertriebne Herzog von Braunschweig die hart an der Glatzer Grenze gelegnen Städtchen Nachod und Braunau zum Werbe- und Sammelplatze für seine schwarze Schar machte, mit der er Deutschland in Aufstand zu bringen und sein väterliches Herzogtum wieder zu erobern hoffte. Ganz ohne Zweifel hatte er es dabei auf in Glatz, Neisse und in andern Orten dienende preußische Offiziere abgesehen; denn er war selbst heimlicherweise mehr als einmal in Glatz, wo er in einem Vorstadtwirtshause (der Krone) mit Anwerbung thätig gewesen zu sein scheint. Mente sagt, daß man damals einen Übertritt zu den Braunschweigern gar nicht als Desertion angesehen wissen wollte. Unter den damals Übergetretenen befand

sich auch ein Leutnant von Wachholtz, ein Offiziers-sohn aus Brieg, der den ganzen abenteuerlichen Zug durch Sachsen nach Braunschweig, dann den nach Holland, die Einschiffung nach England und von da aus den Krieg in Spanien mitgemacht hat. Als braunschweigischer General nahm er 1815 an dem Feldzuge in Belgien teil und war nahe, als der Herzog bei Quatrebras fiel. Dieser starb in seinen Armen. Wachholtz ist der Geschichtschreiber der schwarzen Schar geworden und hat über sie ein Buch verfaßt, das einen Anhang mit den Namen der Offi-ziere und teilweise auch Unteroffiziere, auch besondre Notizen über sie enthält. Man kann daraus ersehen, daß besonders viele Schlesier — jedenfalls Leute, die damals nach Nachod übergetreten waren — in ihr dienten.

In Glatz ging es damals, wo man nur das Zeichen zum Losschlagen erwartete, höchst aufgeregt her. Der Kommandant von Blumenstein war natür-lich in vollster Thätigkeit, der Hauptmann von Borcke, dessen Kompanie noch zusammengeblieben war, machte mit ihr unausgesetzt Übungsmärsche und manövrierte in den Bergen; namentlich aber die Artillerie machte die gewagtesten Dinge. Man fuhr z. B. in vollem Laufe eine Anhöhe hinauf und warf, oben angekom-men, das abgespannte Geschütz einen steilen Abhang hinunter, worauf die Kanoniere rasch nacheilten, es aufrichteten, etwa gebrochne Räder oder Achsen mit Stricken banden und dann weiter manövrierten. Dabei zeichnete sich besonders der schon erwähnte Premierleutnant Holsche aus, der unter dem Namen Kommandant der Strohhaube bekannt war, weil er das hochgelegne Außenwerk, die Große Strohhaube von Silberberg, gegen die Bayern verteidigt hatte. Er war ein nicht großer, aber starkgebauter Mann mit schwarzem Bart und Haar, im Feldzuge von

1813 bis 1815 von verwegner Tapferkeit, aber ein schwer zu behandelnder Untergebner und überspannt im Benehmen. So z. B. forderte er einmal auf dem Übungsplatze seine Leute auf, mit ihm zum Herzog von Braunschweig überzutreten, und als alle bis auf einen kleinen Bombardier einverstanden waren, machte er diesen lächerlich, erklärte aber zugleich, daß er nur gescherzt habe. Ein andermal, als das Exerzieren besonders gut gegangen war, schlug er aus Freude darüber seinen Leuten vor, mit ihm mitten durch die Neisse zu marschieren, was auch geschah, obgleich ihnen das Wasser hier bis unter die Arme ging. Rahden weiß von ihm noch andre Schrullen zu erzählen.

Zehntes Kapitel

Bis zum Jahre 1813. Kriegserinnerungen meines Onkels Benedikt. Meines Vaters Kriegserlebnisse. Opferwilligkeit der Bauern. Marsch durch Böhmen. Die Schlacht bei Dresden. Das Ende zweier Kameraden. Bei Kulm. Versprengt. Lager bei Töplitz

Wann mein Vater auf Urlaub nach Hause entlassen worden ist, weiß ich nicht. Es scheint gegen Ende 1810 oder 1811 geschehen zu sein. Während der Jahre 1811, 1812 und Anfang 1813 betrieb er also wieder seinen Glashandel. Im Monat April 1813 wurde die Artillerie in Neisse mobil gemacht, und er demnach wieder einberufen, doch ist es mir so, als ob ich gehört hätte, daß dies erst während des Waffenstillstandes geschehen sei. Er wurde also bei der schlesischen Haubitzbatterie Nr. 1, Premierleutnant Voitus, eingestellt. Das zweite Armeekorps unter dem General von Kleist sammelte sich im Lager bei Strehlen. Schon vorher war meines Vaters zweiter Bruder Benedikt zur Landwehr ausgehoben worden. Er war zwar noch sehr jung und schwächlich, aber der Schulze Rudolf wollte seinen eignen Sohn loshaben. Wie mir mein Vetter August erzählte, war die gute Mutter damals so arm, daß sie ihrem Benedikt nur einige Pfennige mit auf den Marsch nach Glatz geben konnte, wo das Bataillon

errichtet wurde. Es kam zum erstenmal in der Schlacht an der Katzbach ins Feuer. Ich habe meinen Onkel Benedikt selbst in sehr spaßhafter Weise erzählen hören, wie sehr es dort regnete, wie die von den Engländern gelieferten schlechten Mäntel zusammenschrumpften, wie die nicht aufgenähten, sondern nur aufgepappten Sohlen des gleichfalls englischen Schuhwerkes durchgetreten im Kote stecken blieben, und wie den Landwehrleuten, meist noch halben Knaben, zu Mute war, als man den Plumpsack, d. h. den Sturmmarsch zur ersten Attake schlug.

Er war dann mit York bei Wartenburg über die Elbe gegangen, hatte mit bei Möckern gestürmt und war nach vielen Kämpfen und Fährlichkeiten, über die die Geschichte des Bataillons Auskunft geben kann, mit in Paris eingezogen. Aus seinen Erzählungen erinnere ich mich, daß er sagte, der große Gegenstand der Neugier der preußischen Soldaten in Paris wäre der enthauptete König gewesen; sie wären hingegangen, ihn zu sehen, er habe in einem gläsernen Sarge gelegen. Jedenfalls ist hier an ein Wachsfigurenkabinett oder Museum zu denken. Den Feldzug 1815 hat er in der Linie — wahrscheinlich im 11. Regimente — mitgemacht und traf auf dem Marsche von Belle-Alliance nach Paris irgendwo mit seinem ältern Bruder, meinem Vater, zusammen.

Benedikt übernahm später die väterliche Wirtschaft und führte den Glashandel fort, der ihn bisweilen zu uns nach Frankenstein führte, wo mein Vater seit 1817 beim Postamte als Briefträger und Wagemeister angestellt war. Andrerseits besuchten wir ihn, wie oben erzählt worden ist, fast alljährlich im Gebirge. Er war ein hochgewachsener, schlanker Mann, dem seine glätzische Tracht, wie sie damals war, sehr wohl stand — Spenser und Bein-

kleider von schwarzem Manchester und hohe bis zum Knie gehende Stiefel —, und der im Gegensatze zu meinem schweigsamen und nachdenklichen Vater gesprächig und zu Scherz und Erzählen von Anekdoten aufgelegt war. Er war ein gescheiter und lebenserfahrner Mann, weshalb ihn die Gemeinde Niederhausdorf zum Schulzen gewählt hatte — ein Amt, das er viele Jahre bekleidete, obwohl es weit größere Besitzer gab, als er war. Er hatte viele Kinder, Söhne und Töchter, die alle rechtschaffne Menschen geblieben sind. Seine Frau, Ludemille (Ludmila) mit Namen,[1]) war ein kräftiges, derbes Weib und eine tüchtige Wirtschafterin. Es war merkwürdig, ihr zuzusehen, wie sie herumhantierte, im Stalle Kuh oder Ziegen molk, dann der von der Decke der Stube herabhängenden Wiege einen Stoß gab oder das Kind stillte und sich dann an den Webstuhl setzte, um eine Zeit lang zu weben, bis sie wieder ein neues Geschäft abrief. Nach Benedikts Tode, der in die fünfziger Jahre fiel, übernahm sein ältester Sohn Franz die Wirtschaft, der auch viele Kinder hatte. Ich habe von ihnen nur einen Sohn, Hermann, kennen gelernt, der in Breslau bei den Elfern seine Zeit abdiente. Benedikts zweiter Sohn hieß August. Als ich von Gleiwitz in Oberschlesien an das katholische Gymnasium zu Glogau versetzt worden war, besuchte mich eines Tages ein großer Artillerist und fragte mich, ob ich nicht der und der wäre. Als ich dies bejaht hatte, gab er sich mir als mein Vetter August zu erkennen. Er stand als Sergeant und Kapitän d'armes bei der in Glogau garnisonierenden Abteilung des 5. Artillerieregiments. Nicht lange darauf heiratete er und wurde bald Vater von zwei Söhnen, Hermann

1) Ein in Böhmen häufiger Frauenname, wo die heilige Fürstin Ludmila in hohen Ehren steht.

und Adolf, bei denen ich Pate gestanden habe, und von denen der eine Philologe, der andre Eisenbahnbeamter geworden ist und schon wieder Nachkommenschaft hat. Mein Vetter August machte dann 1863 den Zug gegen die polnischen Insurgenten mit, hatte aber das Unglück, daß bei einem Ausmarsche aus Glogau auf dem glatten abschüssigen Pflaster am Preußischen Thore sein Pferd mit ihm stürzte, und daß er dabei einen Fuß brach. Er hinkte nun und ging längere Zeit am Stocke. Als Invalide trat er dann zur Telegraphie über und machte als Feldtelegraphist 1870 und 1871 den Krieg in Frankreich beim Werderschen Korps mit. Er schrieb mir damals aus Frankreich von den Kämpfen an der Lisaine, und wie ernst und sorgenvoll sich General von Werder wiederholt geäußert habe, wenn er aufs Telegraphenbürau gekommen sei. Er ist vor wenigen Jahren zu Breslau als Telegraphensekretär a. D. gestorben, war ein musterhafter Soldat und goldechter, ehrenhafter Mann. Als er noch zu Glogau stand, besuchte er mich mit seinem auf der Durchreise nach Spandau begriffnen jüngern Bruder Anton, den ich als kleinen Knaben und Liebling der Familie gekannt hatte. Er war ein hübscher, blitzblanker Artilleriesergeant und ist verhältnismäßig jung als Geschützinspektor zu Spandau gestorben, wo er verheiratet war und wahrscheinlich Frau und Kind hinterlassen hat. —

Ignaz K. befand sich also zur Zeit des Waffenstillstandes im Sommer 1813 im Lager bei Strehlen. Von dort rückte man ins Feld. Mein Vater konnte gar nicht genug sagen, wie mangelhaft ihre Ausrüstung gewesen sei: „Wir zogen wie die Bettler ins Feld," pflegte er zu sagen, „es fehlte hinten und vorn." Dabei aber erzählte er, wie patriotisch und opferwillig die Leute gewesen seien. Der Bauer, bei dem er zu Riegersdorf im Quartier lag, hatte dem

Könige bereits zwei Pferde geschenkt, dann aber noch zwei andre zur Bespannung der Geschütze geliehen. Als man ausrücken sollte und kein Ersatz dafür da war, sagte der Batterieführer zu dem Bauer: „Aber mein Lieber, wie wird es denn mit den Pferden sein, die wir von Euch haben? Wenn Ihr wollt, so müssen wir sie ausspannen und Euch wiedergeben; ich weiß aber nicht, wie wir dann fortkommen sollen.“ Da sagte der Bauer: „Herr Kapitän, darum machen Sie sich keine Sorge. Ich brauche gegenwärtig die Pferde nicht; nehmen Sie sie in Gottes Namen mit. Wenn Sie sie nicht mehr brauchen, können Sie mir sie ja zurückschicken.“ Das war so gut wie geschenkt.

Am 7. August rückte das Kleistsche Korps aus seinen Kantonnierungen bei Strehlen aus und marschierte über Münsterberg, Frankenstein, Wartha, Glatz nach der Landesgrenze. „Wir wußten nicht, ob wir als Freunde oder als Feinde kämen; erst als wir zur Nachtzeit durch das erste böhmische Städtchen – es scheint Opotschno gewesen zu sein – marschierten, erkannten wir, daß wir als Freunde kämen; denn die Leute hatten Licht in die Fenster gesetzt und Zuber mit Wasser und Krüge an die Seite der Straße gestellt, damit wir im Vorbeimarsche trinken könnten. Länger als vierzehn Tage zogen wir dann durch Böhmen auf Dresden zu, das Napoleon zu einem Stützpunkte seiner Macht ersehen hatte. Unser Marsch war sehr traurig; denn es regnete in einem fort, und fast niemand kam aus den nassen Kleidern heraus. Da ich Ordonnanz war und viel herumgeschickt wurde, so traf es mich besonders hart. Das kleinste trockne Fleckchen war mir damals willkommen.

„Am 25. August lagerten wir vor Dresden und hörten, daß morgen eine Schlacht sein werde. Die Stimmung war gedrückt, und das ist natürlich, wenn

man bedenkt, daß man morgen tot oder schwer verwundet und zum Krüppel geschossen sein kann, zudem waren wir meist junge Truppen, die zum erstenmal ins Feuer kommen sollten. Am Abend ging ich mit meinem besten Freunde Karl Schwarzer von Neisse Wasser holen. Er war sehr traurig und sagte, als wir am Brunnen standen: »Bruder, wer von uns wird morgen auf diesem Felde liegen?« Er mochte eine Ahnung haben. Am andern Morgen rückte alles in tiefem Schweigen vor; selbst die Pferde schienen ein Vorgefühl zu haben; denn sie senkten die Ohren und schauderten bei der leisesten Berührung; erst als die Kanonade anfing, spitzten sie die Ohren und wieherten. So wurden auch die Menschen beherzter." Bei Eröffnung des Gefechts am 26. standen Russen und Preußen in ihrer Schlachtordnung südwestlich vom Großen Garten; vor Gruna hielten die schlesischen Ulanen und das 2. und 8. Kavallerieregiment; Strehlen hatte der Major von Borck mit dem Militscher Landwehrbataillon besetzt, während vier Bataillone der 11. Brigade nebst einer Batterie die Wiese hinter diesem Dorfe deckten. Die Ebne zwischen Strehlen und Grünewiese nahm der Generalmajor von Klüx mit der 3. Brigade ein, und die Anhöhe auf der linken Seite von Strehlen behauptete als Reserve die 12. Brigade unter dem Befehle des Prinzen August von Preußen, der die Artillerie der Brigade hinter Zschernitz, die Kavallerie aber zur Linken von Torna aufstellen ließ.[1])

Als mehrere Angriffe vom Großen Garten aus, den man bald genommen, auf die Redouten und Schanzen vor dem Pirnaer Schlage mißlungen waren, unternahm Kleist noch einen ernsthaften Versuch gegen

---

1) Geschichte des deutschen Freiheitskrieges von Dr. Friedrich Richter. Breslau, 1837. Bd. II, S. 30.

die am Dohnaer Schlage. Er zog die ganze 11. Brigade beim Roten Hause an der Straße südlich von der Nordwestecke des Großen Gartens zusammen und ließ angreifen, eben als die Österreicher die Schanzen genommen hatten. Kleist ließ das Militscher und Sprottauer Landwehrbataillon zu beiden Seiten der Landstraße vorrücken und ihnen die beiden Bataillone Neisser und Steinauer Landwehr in einiger Entfernung folgen. Ihnen rückte der Leutnant Voitus mit der Haubitzbatterie auf halbe Kanonenschußweite nach. Die beiden Bataillone Capeller und Hillesheim vom 1. schlesischen Regiment und die Artillerie blieben zwischen dem Roten Hause und dem Großen Garten in Reserve.

Ein Mitkämpfer in dieser Schlacht, der Ratssekretär Renner zu Glogau, giebt noch folgendes an: Eine halbe zehnpfündige und eine siebenpfündige Haubitzbatterie (Voitus) rücken, den Großen Garten rechts lassend, bis an die Spitze (Nordwestecke) desselben vor und werden dort nach Anleitung des Oberstleutnants Braun[1]) plaziert, um sowohl die Stadt als auch die beim Schloßgarten belegnen Schanzen zu beschießen.[2]) Auch in einem kriegsgeschichtlichen Werke habe ich gelesen, daß sich die Batterie Voitus beim Großen Garten durch besonders kühnes Vorgehen ausgezeichnet hat.

Mein Vater erzählte darüber folgendes: „Wir fuhren weit ins offne Feld hinaus und protzten dort ab. Wir hatten die ganze Stadt mit ihren Türmen vor uns und die Festungswerke so nahe, daß wir deutlich die darüber hervorragenden hohen Bären-

1) War 1807 unter Graf Götzen Kommandant des Schäferbergs gewesen, einer stark befestigten Anhöhe, die, durch die dazwischen fließende Neisse getrennt, der sogenannten alten Festung gegenüberliegt.

2) Renner, Die Feldzüge von 1813 bis 1815. Glogau und Lissa, 1829. S. 127.

mützen der französischen Grenadiere unterscheiden konnten.[1]) Offenbar war es eine Thorheit, uns völlig schutzlos im offnen Felde aufzustellen, wo wir den hinter ihren Schanzen versteckten Franzosen wenig oder gar nichts anhaben konnten. So standen wir stundenlang im heftigsten Feuer. Unaufhörlich kamen die Kugeln zu uns herüber; einige kamen in größern oder kleinern Sätzen, andre gingen in hohem Bogen über uns weg, noch andre liefen wie die Kugeln auf der Kegelbahn. Wir litten schrecklich und hatten großen Verlust an Mannschaften wie an Pferden; auch wurden uns zwei Haubitzen vollständig zusammengeschossen. Mein Leben ist dabei durch ein wahres Wunder gerettet worden. Ich hatte mir die Vorschrift wohl gemerkt, daß der Artillerist in der Schlacht an nichts andres denken solle, als seine Arbeit am Geschütz mit möglichster Ruhe zu verrichten und sich um alles andre gar nicht kümmern solle. Das habe ich auch gethan; aber einmal überfiel mich plötzlich eine schreckliche Angst, und der Gedanke fuhr mir durch den Kopf: wenn es gestorben sein muß, dann mit deinem Schulkameraden Karl Luscher, der ganz nahe bei einem andern Geschütz stand. Mit diesem Gedanken sprang ich etwa zwei Schritte seitwärts, aber im selben Augenblicke schlug eine Kugel in das Hinterrad, vor dem ich als Nr. I mit dem Wischer gestanden hatte, nahm zwei Speichen heraus und tötete hinten noch ein Pferd. Wenn ich an meinem Platze gestanden hätte, würde mich die Kugel zerschmettert haben. Endlich ging alles zurück; der Feind hatte den Angriff abgeschlagen. Als wir abfuhren, sah ich meinen Freund Schwarzer rücklings auf der Erde liegen. Eine Kugel hatte ihm die Brust

1) Um den jungen Truppen Mut zu machen, hatte sich die alte Garde erboten, auf den Schanzen stets im Schritt auf und ab zu gehen.

herausgerissen, und meinem Schulfreunde Luscher hatte eine andre beide Beine fortgenommen."

„Als ich nach unsrer Heimkehr aus Frankreich im Frühjahr 1816 von Breslau aus meine Eltern im Gebirge besuchte, kamen die Eltern und Geschwister des Luscher zu uns heraus, um sich bei mir nach dem Schicksal ihres Sohnes und Bruders zu erkundigen. Ich sagte ihnen, vor Dresden hätte ich ihn noch gesehen, aber dann nichts mehr von ihm gehört. Als sie hierauf sehr traurig fortgegangen waren, sagte ich: Ich weiß es, es sind ihm beide Beine abgeschossen worden; dann hat man ihn in ein nahes Dorf gebracht, dieses ist in Feuer aufgegangen, und da ist er mit vielen andern Verwundeten verbrannt; ich bitte euch aber, sagt das den Leuten nicht und auch keinem andern Menschen. Was sollen sie sich unnütz betrüben; das hat keinen Zweck!"

Am 27. August wurde die verbündete Armee vom Feinde auf das Gebirge zu gedrängt und marschierte dorthin im allerschlechtesten Wetter. Man weiß, wie am 29. und 30. die Schlacht von Kulm geschlagen wurde, und wie am zweiten Tage Vandamme, als er in seinem Rücken die Preußen erscheinen sah, sämtliches Heergerät im Stiche ließ und diesen seine Reiterei entgegenwarf, damit sie sich einen Weg bahne; man weiß auch, wie Kleist, weil alle übrigen Straßen überfüllt waren, den kürzern aber beschwerlichen Übergang von Nollendorf gewählt hatte, und wie er da von dem französischen Reitersturme überrascht wurde. Richter (ebd. S. 93) sagt darüber: „Diesen (österreichischen Kavallerieregimentern) entronnen, traf der ganze wild daher brausende Strom auf die Reihen der Preußen. Sie konnten dem Ungestüme nicht hinreichenden Widerstand leisten, ihre Linie wurde durchbrochen und rechts und links hin geworfen. Dumonceau, Philippon und Corbineau

schlugen sich durch, fielen auf die erst von Nollendorf heranrückende preußische Artillerie und stachen im Vorbeireiten die meisten von deren Pferden nieder."

Genaueres teilt von Rahden (Wanderungen eines alten Soldaten, Bd. 1, S. 165, 175) mit, der damals im Heere als Leutnant war. „Drei- bis vierhundert Chasseurs à cheval von der leichten Reiterdivision Corbineau," sagt er, „haben dem Kleistschen Korps vielen Schaden gethan. Sie ritten nicht allein einige Bataillone am untern Eingange des Defilees nieder, sprengten die sämtlichen Stäbe und Bedeckungstruppen des kommandierenden Generals und viele andre, die auf der Chaussee stehen geblieben waren, sondern auch die sämtliche preußische Artillerie, die im Defilee längs der Chaussee hielt, warfen die Geschütze in den Graben und stachen die Mannschaften und Pferde tot. Prinz August selbst kam in die äußerste Gefahr; fliehend vor dem hart verfolgenden Feinde wurde er mit diesem oben bei Nollendorf von der Ziethenschen Brigade mit einem Kugelregen empfangen und nur durch die Anstrengungen der Offiziere des 2. schlesischen Regiments (der heutigen Elfer) gerettet. In einem Briefe von ihm heißt es, daß noch Mitte September bei der Artillerie 18 Offiziere, 80 Unteroffiziere, 126 Bombardiere, 718 Kanoniere, 13 Spielleute und 4 Chirurgen fehlten. Diese feindlichen Reiter fielen weiterhin in die Hände des schlesischen Schützenbataillons, das, eben im Begriffe, am Ausgange von Peterswalde sich von einer eben erbeuteten Proviantkolonne zu speisen, auf die Nachricht von ihrem Annahen sich rechts und links von der Straße im Walde postiert hatte und nun auf sie ein wohlgenährtes Feuer eröffnete, dem nur wenige entkamen."

Mein Vater, der mit in diesen Reitersturm geraten war, erzählte darüber Folgendes: „Als wir auf der Straße fuhren (oder standen?), machte sich vorn

eine Unruhe bemerklich, die man sich nicht erklären konnte; plötzlich aber sahen wir, wie französische Chasseurs in vollem Laufe dahergesprengt kamen. Die Leute waren wie rasend. Mit ihren langen Säbeln schwipp schwapp rechts und links hauend durchbrachen sie unsre Kolonne und überritten uns so vollständig, daß alles, um sich zu retten, in den hart am Wege stehenden Wald flüchtete. Bald wimmelte dieser von Versprengten, die sich in der unbekannten Gegend verirrten und planlos hin- und herzogen. Dazu brach bald die Nacht ein. Ich zog zuerst mit einem größern Trupp, der sich einem Offizier angeschlossen hatte. Da kamen wir auf einen freien Platz, auf dem ein einsames Haus stand. In dem Fenster war Licht, und dabei stand ein altes Weib, das — ähnlich wie der Waldbruder auf die sieben Schwaben — furchtbar auf uns schimpfte und uns allerlei Namen gab; wir hätten, sagte sie, die Franzosen ins Land gebracht. So übel uns sonst zu Mute war, so hätte uns das fast Spaß gemacht. Dann kam ich von diesem Trupp ab, irrte wieder allein und geriet zuletzt in eine Gesellschaft, die traurig im Kreise saß und ihre Betrachtungen machte. Da meinte einer — und andre stimmten zu —: »Was sollen wir uns hier im fremden Lande herumhetzen lassen, am besten ist es, wir laufen davon.« Da sagte ich: »Das wäre die größte Dummheit, die ihr machen könntet; wo wollt ihr denn hinlaufen? Lauft ihr in die Fremde, dann dürft ihr Zeit euers Lebens nicht mehr nach Hause kommen; lauft ihr aber nach Hause, dann werdet ihr wieder eingefangen und als Deserteure hart bestraft. Ja, wenn es nach Rußland ginge, da wüßte ich nicht, was ich thäte; so aber geht es nach Frankreich; da möchte ich dabei sein.«"

„Die Gesellschaft zerstreute sich, und ich war wieder allein und irrte umher, bis es heller wurde, und der

Morgen durch die Bäume schien. Endlich fand ich einen Fußweg, der bergab führte, und nicht lange darauf hörte ich eine Mühle im Grunde klappern. Ich kam auch bald dort an. Die Leute nahmen mich freundlich auf, gaben mir Frühstück und zeigten mir den Weg, auf dem ich zu meinem Truppenteile zurückkam. Hier wußte man viel zu erzählen von dem, wie es diesem oder jenem ergangen sei. Ein Verwundeter, den man, um ihn fortzuschaffen, auf das Geschütz gebunden hatte, hatte nicht weniger als sechzehn wenn auch leichte Verwundungen durch Hiebe erhalten. Ein Unteroffizier, der waffenlos war, da er den Säbel aus der Scheide verloren hatte, aber einen großen Schnurrbart hatte, hatte einen völlig gerüsteten Lancier mit seinem Pferde gefangen eingebracht. Der junge Mensch hatte, als ihm der Unteroffizier auf einem schmalen Waldwege entgegengetreten war und ihn mit donnernder Stimme angerufen hatte, um Pardon gebeten."

Man lagerte dann bei Töplitz, wo der große Dankgottesdienst stattfand, dem die drei verbündeten Monarchen beiwohnten. Mein Vater erzählte, daß auf der Wiese, wo man lagerte, plötzlich ein starker Quell hervorgebrochen sei und alles überschwemmt habe.

Elftes Kapitel

Bis zum 20. Oktober 1813. Eine preußische Patriotin in Hof. Vor Erfurt. Nervenfieber. Im Lazarett zu Eisenach. Ein österreichischer Feldarzt als Retter. Genesen und wieder erkrankt. Quartier in Gotha. Eine Erinnerung an das Wartburgfest 1848. Nach Frankreich. Wie Ignaz Knötel einmal gepredigt hat. Ein gezähmter Widerspenstiger. Abenteuer mit bewaffneten Bauern. Holsche am Montmartre

Da die Batterie bei Dresden und Kulm viele Menschen und Pferde verloren hatte, wurden die Fahrer zur Armee zum Fahren der Munitionswagen abgegeben, die sechs noch brauchbaren Haubitzen aber mit ihrer Bedienungsmannschaft nach dem Saatzer Kreise in die Dörfer Groß- und Kleintschernitz gelegt. Der Batterieführer Voitus reiste inzwischen nach der Grafschaft Glatz, um dort neue Pferde zur Bespannung der Geschütze zu holen. Dies verzog sich bis gegen den 20. Oktober. Unterdes ging die Schlacht bei Leipzig vorüber. Die Batterie wurde nun zur Belagerung von Erfurt bestimmt und rückte von Saatz über Hof nach Thüringen. „In Hof hatten wir Rasttag. Als ich da mit einem Kameraden mir auf dem Markte Äpfel kaufen wollte, sagte die Obsthändlerin zu uns: »Hört einmal, Landsleute! Ihr könnt uns einen großen Gefallen thun. Seht ihr dort am Rat-

hause das häßliche Ding? (Sie meinte das bayrische Wappen.) Reißt es herab und pflanzt den preußischen Kuckuck auf.« Wir lachten, aber hüteten uns den preußischen Kuckuck aufzupflanzen. Die Frau war also eine gute preußische Patriotin."

Während die große verbündete Armee den bei Leipzig geschlagnen Napoleon auf den Rhein zu verfolgte, blieb der Generalleutnant von Kleist mit der 9., 10., 11. und 12. preußischen Brigade, einer zwölfpfündigen und zwei sechspfündigen Fußbatterien, sowie mit zwei berittenen Batterien zur Einschließung von Erfurt zurück; einige Tage später, anfangs November, trafen einige Stücke österreichischen schweren Geschützes ein, und nun wurde zu ernsten Angriffen geschritten. Am 6. November fand ein großes Bombardement statt, das einen bedeutenden Teil von Erfurt in Asche legte; 117 Häuser und 16 Scheunen gingen in Brand auf, ein Schaden, der auf 78000 Thaler berechnet wurde. Kommandant der Festung war der französische General d'Alton. Er übergab die Stadt am 6. Januar 1814, behauptete aber den Petersberg und die Cyriaksburg noch bis zum 16. Mai. Während der ersten Zeit dieser Belagerung lag die Abteilung, bei der mein Vater stand, in dem nahen Orte Gebesee. Hier hauste das Nervenfieber, wie man damals den Typhus nannte, so furchtbar, daß die Einwohner bis auf wenige Köpfe ausstarben. Hier erkrankte am 20. Dezember auch mein Vater und fünfzehn andre von der Batterie. Als sie nach dem 20. den Befehl erhielt, nach dem Rheine aufzubrechen, wurden die Kranken auf Wagen geladen und auf Stroh liegend und nur mit dem Militärmantel bedeckt bei strenger Winterkälte mit nach Eisenach genommen. Denn in Gotha, wo man sie hatte absetzen wollen, konnten sie kein Unterkommen finden, weil alles mit Kranken überfüllt war. Von den sechzehn Kranken der Batterie starben

in Eisenach gerade die Hälfte, die andern acht genasen.

Von seinem Krankenlager in Eisenach pflegte mein Vater folgendes zu erzählen:

„Unser Lazarett in Eisenach war das jämmerlichste, das man sich denken kann. Da die Stadt selbst mit Kranken überfüllt war, so wurden wir in dem auf freiem Felde liegenden Schießhause und zwar auf dem Boden untergebracht. An Betten war nicht zu denken; wir lagen auf der Erde auf Stroh gebettet und mit dem Mantel und einer Decke bedeckt; als Kopfkissen diente uns der Tornister. Dabei war draußen eine solche Kälte, daß wir in der Nacht die Nägel in den Dachschindeln krachen hörten; und wenn auch geheizt wurde, so konnte es doch vorkommen, daß Kranke, die an schlechten Orten lagen, Frostschäden bekamen. Der Bote N. N. auf dem Landratsamte, den ihr kennt, war damals mein Leidensgefährte. Dem sind die erfrornen Zehen abgelöst worden. Für alle die vielen Kranken waren als Wärter nur zwei kriegsgefangne »Spanioler« vorhanden, mit denen man sich schwer verständigen konnte. Sie blieben und hielten sich schadlos durch das, was ihnen als Nachlaß der Gestorbnen in die Hände fiel. An regelmäßige ärztliche Pflege war gar nicht zu denken, nur wenn Regimenter durch Eisenach marschierten, besuchten uns ihre Militärärzte."

„So kam eines Tages ein Arzt von einem durchmarschierenden österreichischen Regimente zu uns und machte seinen Rundgang. Als er zu mir trat, fühlte er mir an den Puls, machte dann ein sehr bedenkliches Gesicht und sagte: »Dieser ist einer der schwächsten, der wird wohl heute Nacht ....; doch ich will sehen, ob sich noch etwas machen läßt.« Dann ließ er sich ein Glas Wasser geben, schüttete ein Pulver hinein, rührte es um und gab es mir zu trinken.

Darauf wandte er sich zu andern. Auf diesen Trank wurde ich müde und immer müder und schläfriger; ich glaubte, ich würde nicht mehr aufwachen, und sagte deshalb zu den Kameraden, die neben mir lagen: »Hört einmal, ich habe in meinem Torniſter meine Uhr, einige Thaler Geld, Wäſche und was ihr ſonſt noch finden werdet. Ich bitte Euch, wenn ihr ſeht, daß ich hinüber bin, öffnet den Torniſter und verteilt die Sachen unter Euch, damit es nicht die Spanioler kriegen, aber teilt brüderlich und bekommt nicht Händel.« Nun wurde ich immer müder und müder und ſchlief ein....“

„Als ich erwachte, war es Nacht. Der Schlaf hatte mir wohlgethan; ich fühlte mich wunderbar geſtärkt, empfand aber dabei einen heftigen Durſt. Um ihn zu löſchen, griff ich zu dem nahen Tiſche hinauf, wo immer mit Waſſer gefüllte Gläſer ſtanden, nahm eins und trank es aus. Am Schluſſe ließ ich ein lautes Aah vernehmen, wie jemand, dem es recht gut geſchmeckt hat. Da hörte ich neben mir verſtohlenes Lachen. »Worüber lacht ihr denn?« fragte ich. »Nun über deinen langen Schlaf,« antworteten ſie. »Aber heute Nachmittag war ja der kaiſerliche Doktor da.« — »Du wirſt dich ſehr irren,« ſagten ſie. »Weißt du, wie lange du geſchlafen haſt? Zuerſt den ganzen Nachmittag, dann die ganze Nacht, dann den ganzen Tag und wieder die Nacht, denn jetzt geht es ſchon ſtark auf den Morgen zu. Übrigens wollen wir dir ſagen, wir haben bereits deine Sachen geteilt; denn wir glaubten, du würdeſt nicht wieder erwachen; wir werden dir alles am Morgen wiedergeben.« — Das haben ſie auch gethan.“

„Durch dieſen langen Schlaf hatte ich die Krankheit überwunden, ich fühlte mich mit jedem Tage kräftiger, und nicht lange, ſo konnte ich aufſtehen und umhergehen; aber nun ſah ich erſt, in welcher Peſt-

höhle ich steckte; alle Winkel und alle Treppen lagen voller Unrat, und ein unerträglicher Gestank herrschte. Aus Ekel darüber meldete ich mich, um diesem schrecklichen Aufenthalte zu entkommen, zeitiger gesund, als ich es wirklich war. Ich wurde darauf vor Erfurt zurückgeschickt und dort als Aufseher beim Abladen der Munition angestellt. Da stand ich nun dürftig gekleidet wohl eine Stunde in der schneidenden Winterkälte, dann sank ich ohnmächtig an die Wand und war wieder krank. Wieder wurde ich auf einen Wagen gelegt und durchs Land gefahren, diesmal aber traf ich es besser; ich fand in Gotha Unterkommen bei rechtschaffnen Bürgersleuten, die mich sorgfältig pflegten, und wo ich mich von meiner schweren Krankheit erholen konnte."

In dem Sturmjahre 1848 benutzte ich die mir sich darbietende Gelegenheit, der für Pfingsten angesagten großen Studentenversammlung zu Eisenach und dem damit verbundnen Wartburgfeste beizuwohnen. Ich war damals nämlich Probeamtskandidat und war von Breslau aus auf ministerielle Verfügung nach Heiligenstadt auf dem Eichsfelde geschickt worden, um am Gymnasium einen Oberlehrer zu vertreten, der eine große Reise nach Italien und Griechenland machte. Natürlich war ich in Eisenach nur Zuschauer und Zuhörer. Als solcher wohnte ich dem sogenannten Studentenparlamente, verschiednen Versammlungen, öffentlichen Unterhaltungen und auch dem Kommerse auf der Wartburg bei und machte unparteiischerweise meine Bemerkungen und Studien. Das Ganze erinnerte etwas an die babylonische Sprachverwirrung; denn die verschiedensten Parteien und Richtungen standen sich schroff gegenüber und machten sich oft genug in sehr unangenehmer Weise geltend. Es gab erfreuliche Erscheinungen unter den jungen Leuten, aber auch sehr unerfreuliche, und ein

bedeutender Teil der hierher gekommnen schien weniger an Politik und das deutsche Vaterland, als an Possen, Trinken und gewöhnliche Späße zu denken. Hier in Eisenach fiel mir ein, was mir mein Vater erzählt hatte, und ich entschloß mich, die Stätte aufzusuchen, wo er als armer Kanonier auf den Tod gelegen hatte. Ich entzog mich dem Getümmel und ging in die Vorstadt hinaus, wo ich mich nach dem erwähnten Schießhause erkundigte. Man sagte mir, daß es nicht mehr stände, aber man konnte mir die ungefähre Stelle zeigen, wo es gestanden hatte. Ich warf einen langen Blick hin, sah zu den nahen Höhen des Thüringer Waldes und der Wartburg hinauf, um mir alles möglichst fest ins Gedächtnis einzuprägen; dann ging ich sehr betrübt in die Stadt zurück. Ich hatte von Hause aus die Grundsätze der Zucht und Ordnung kennen gelernt und war gewohnt, die Dinge möglichst nüchtern und ohne Schwärmerei zu betrachten; auch hatte ich während meiner Studienzeit in Breslau, das damals ein wahrer Braukessel der Revolution war, und namentlich nach ihrem Ausbruche in den letzten Monaten viel gelernt; in Eisenach war mir vollends das Licht über Deutschlands Zerrissenheit und viele sich entgegenstehende Strebungen aufgegangen, namentlich widerte mich der Übermut, Leichtsinn und Mutwille an, der vielfach zu Tage trat. Mir war es vollständig klar, daß auf die Weise, wie viele Träumer und Schwärmer meinten, eine Einigung nicht zustande kommen könne, und ich verschrieb schon damals dem deutschen Vaterlande das Rezept, das später in Anwendung gebracht worden ist: Da müssen Soldaten kommen und sie alle in einen Sack stecken.

Ehe mein Vater sich in Gotha vollkommen erholte, vergingen Monate, und der Frühling kam herein. Als die Luft milder und Feld und Wald

grün wurden, kamen Tag für Tag Scharen genesener, aus den Lazaretten entlassener Mannschaften durch die Stadt, die zu ihren in Frankreich stehenden Truppenteilen gingen. Demgemäß schnallte eines Tages auch Ignaz seinen Tornister, nahm den Reisestab in die Hand, verabschiedete sich mit vielem Danke von seinen guten Wirtsleuten und schloß sich einer solchen Schar an. „Wir waren," sagte er, „Leute von allen Truppenteilen, Infanteristen, Artilleristen, Pioniere, Kavalleristen, Kürassiere, Dragoner und Husaren, und aus allen Provinzen, Schlesier, Brandenburger, Pommern, Altpreußen. Denn mehr als diese vier Provinzen hatte der Staat damals nicht, weil Napoleon dem Könige alles übrige genommen hatte. Unser Marsch durch Hessen war sehr angenehm, die Luft war milde, alles wurde grün, und die Vögel sangen."

„Auf diesem Marsche habe ich einmal gepredigt. Das ging so zu. Als ich in Gotha meine volle Genesung abwartete, hatte ich den ganzen lieben langen Tag nichts zu thun und empfand demnach die schrecklichste Langeweile. Nun besaß ich eine von einem russischen Geistlichen verfaßte Predigt,[1]) die die Überschrift hatte: »Wie hat sich der Christ in den Zeiten des Krieges zu verhalten?« Denn damals kamen Leute zu den Soldaten ins Feldlager und verteilten allerhand religiöse und patriotische Schriften unter sie. Auf diese Weise hatte ich die Predigt erhalten. Da sie mir gefiel, so lernte ich sie, um einen Zeitvertreib zu haben, auswendig und wiederholte sie oft genug, sodaß ich sie zuletzt Wort für Wort von Anfang bis zum Ende ohne Stocken hersagen konnte. Nun kam es auf diesem Marsche öfters vor, daß wir am Abende in einer Dorfkirche einquartiert wurden. Wir erhielten dann Lagerstroh, Lebensmittel und Feuerung. So lagen

1) Wahrscheinlich also Übersetzung aus dem Russischen.

wir auch eines Abends in einer Dorfkirche, um zu übernachten; einige kochten, ein großer Teil lag oder saß, und ich ging aus Neugier in der Kirche herum, um mir dies oder das anzusehen. Da kam ich auch zur Kanzel und bestieg sie, um mir die Welt von oben zu betrachten. Als ich oben stand, fiel mir meine Predigt ein, und unwillkürlich dachte ich, wie es wäre, wenn ich predigte. So fing ich an, vor mich hinzusprechen; ich wollte bald wieder aufhören, aber da sah ich, wie sich die zunächst unten Liegenden einer nach dem andern ganz ehrerbietig vor der Kanzel aufstellten. Da konnte ich denn doch nicht aufhören und aus der Sache ein Gespötte machen. Ich sprach also weiter und mit lauterer Stimme, und so dauerte es nicht lange, und die ganze Gesellschaft stand unten versammelt und hörte andächtig zu. Da nahm ich mich recht zusammen und hielt die ganze Predigt bis ans Ende, worauf ich Amen sagte und herabstieg. Als ich herunter kam, umringten mich alle, dankten mir und streckten mir die Hände entgegen. »Bruder, das war einmal schön; du hast uns recht getröstet« sagten sie; und ein ostpreußischer Dragoner nahm mich beiseite und sagte: »Bruder, du hast wohl auf Geistlich studiert?« »Nein«, sagte ich und schüttelte mit dem Kopfe."

Predigende Soldaten und zwar viele hat es zur Zeit der Puritaner in Cromwells Armee gegeben, aber in der preußischen dürfte ein predigender Kanonier ohne Beispiel sein. Daß mein Vater besonders gut gesprochen habe, möchte ich nicht annehmen, aber daß er mit gläubiger Seele einfach und ernst gepredigt hat, davon bin ich überzeugt. Diese kleine Soldatengemeinde in der hessischen Dorfkirche kann zugleich als ein schönes Beispiel echter christlicher Eintracht und Einigkeit gelten. Denn der Verfasser der Predigt war allem Anscheine nach ein griechischer Orthodoxer, der Prediger ein römischer Katholik, die Zuhörer sehr wahrscheinlich der

Mehrzahl nach Protestanten. Die Hauptsache war, daß arme, noch von schwerer Krankheit nicht völlig erstarkte Soldaten, die die Greuel und Leiden des Krieges kennen gelernt hatten und wieder aufs blutige Schlachtfeld zurückkehrten, einigen geistlichen Trost empfingen, und diese Hauptsache war erreicht. Man kann sagen: wunderbare Wege der göttlichen Vorsehung.

„Auf diesem Marsche," erzählte mein Vater weiter, „erlebte ich noch einen eigentümlichen Spaß. Eines Tages rasteten wir in einem hübschen Dorfe, da wurde ich mit einem Kameraden in einem Bauernhofe einquartiert, der recht stattlich und wohlhabend aussah. Wir traten höflich grüßend in die Stube, wiesen unsre Quartierbillets vor, legten Tornister und Stock ab und setzten uns bescheiden hinter den großen Tisch in der Erwartung, daß man uns etwas zu essen und zu trinken bringen werde, aber es rührte sich nichts; wir warteten und warteten umsonst. Da ging ich endlich hinaus, suchte den Wirt auf und sagte ganz höflich: »Herr Wirt, ich möchte Sie bitten, uns etwas zu essen und zu trinken zu geben; wir haben einen langen Marsch gemacht und sind hungrig und durstig« Der Mann sah mich sonderbar an, brummte etwas, aber sagte nichts; ich dachte, nun wisse ers, und er würde thun, was ich verlangte, und ging wieder in die Stube, doch wir warteten wieder eine lange Weile vergeblich. Nun ging ich wieder hinaus, nahm aber meinen Kameraden mit und sagte: »Herr Wirt, ich muß Sie recht sehr bitten, uns Essen und Trinken zu besorgen; wir sind Soldaten auf dem Marsche und haben das Recht zu fordern, was uns zukommt.« »Was, sagte der Bauer, kommt ihr mir so, so komm ich euch so! Das werden wir doch einmal sehen, ob ich das schuldig bin.« »Dann müssen wir aus einem andern Tone reden,« sagte ich. »O, sagte der Bauer, mit euch zwei matten Fliegen werde ich allein fertig.« Dabei stand sein Knecht, ein großer

starker Kerl, neben ihm. Da wir noch schwach von der Krankheit waren, sahen wir, daß nichts zu machen war; ich sagte daher zu meinem Kameraden: »Geh in den andern Hof hinüber und hole Verstärkung.« Er ging, und es dauerte nicht lange, so kehrte er mit zwei Husaren zurück. So rückten wir dem Kerl zu Leibe. Als der Knecht merkte, daß es Ernst wurde, drückte er sich still beiseite, der Bauer that noch immer trotzig und hochmütig, bis wir uns über ihn hermachten und ihm unsre Wünsche fühlbar zu verstehen gaben. Als er endlich de- und wehmütig versprach, Essen und Trinken zu besorgen, ließen wir ihn los. Hierauf gingen die Husaren fort und wir beide wieder in die Stube. Es dauerte auch gar nicht lange, da kam ein hübsches junges Weib herein, deckte ein reines Tischtuch über und brachte dann Brot, Butter, Käse, Wurst und Schinken und eine Flasche Branntwein. Natürlich langten wir tüchtig zu, aßen und tranken; die Frau aber blieb uns gegenüber auf der andern Seite des Tisches stehen und sah wohlgefällig zu, wie es uns schmeckte. Auf einmal sagte sie: »Aber das habt ihr einmal gut gemacht, ihr Leute, daß ihr meinem Mann das Fell gegerbt habt. Er ist ein Grobian und ein Filz, der keinem Menschen etwas gönnt. Was glaubt ihr wohl? Selbst mir, seinem Weibe, gönnt er nicht den Bissen Brot.« Als sie fortgegangen war, sagten wir zu einander: »Das müssen schöne eheliche Verhältnisse hier im Hause sein.«"

„Je weiter wir marschierten, desto größer wurde unsre Schar, da sich uns fortwährend neue Trupps von Genesenen anschlossen. Als wir zu Koblenz über den Rhein gingen, waren wir bereits an tausend Mann stark. Als wir dann nach Frankreich kamen, verminderte sie sich in demselben Maße, da die einen dahin, die andern dorthin zu ihren Truppenteilen abgingen; ich selbst fand meine Batterie in der Gegend von

Amiens und wurde wieder bei meinem Geschütze eingestellt. Damals war Napoleon bereits gestürzt und hatte abgedankt, die Verbündeten waren in Paris, und das Land war in ihrer Gewalt. Es herrschte also Friede, doch kamen noch immer einzelne Versuche vor, die Ruhe zu stören, und die sogenannten Freipartien (Franktireurs 1870/71) regten sich. Einen Strauß mit ihnen erlebten auch wir. Wir lagen eine größere Anzahl in einem Bauernhofe; da geschah es, daß in einer Nacht einer von uns, der nicht schlafen konnte, ans Fenster ging und beim Scheine von ein paar Laternen drunten den Hof voller Leute sah, die Spieße hatten und offenbar nichts Gutes im Schilde führten. Er weckte uns ohne Aufsehen zu machen und teilte uns ganz leise seine Beobachtung mit, die wir nun gleichfalls machen konnten. Wir standen auf, zogen den Mantel, wie wir waren, aufs bloße Hemde, warfen den Säbel über, setzten den Tschako auf und schickten zu dem Unteroffizier hinüber, der mit andern Leuten auf der andern Seite des Hauses lag. Er that wie wir und sammelte uns alle unten im Hausflure; dann brachen wir mit lautem Hurra hervor; wen wir aber nicht kriegten, das waren die französischen Bauern; denn sie nahmen mit solcher Hast Reißaus, daß wir sie nicht einholen konnten. Wir verfolgten sie, aber wir erbeuteten nur einige Paar Holzschuhe und einen Kastorhut, die sie in der Eile verloren hatten, dagegen hatten wir uns beim Übersetzen über die dort alle Felder einfassenden Heckenzäune gewisse Körperteile arg zerkratzt. Abgesehen davon lebten wir in Ruhe und standen lange Zeit in dieser Gegend." — Zur Zeit, wo Ignatz K. wieder in Dienst trat, war die Batterie erst wenige Tage früher von Paris her eingetroffen, wo sie an der Schlacht am Montmartre teilgenommen und sich ausgezeichnet hatte. Der Batterieführer Voitus war dafür zum Kapitän ernannt worden, der tolle Holsche aber

hatte dabei eines seiner Stücke zum besten gegeben. Als die Schlacht schon im Gange war, lag er bei seinen Geschützen müßig unter einem Baume; da kam der Adjutant des Prinzen August, von Witzleben,[1]) angesprengt und rief ihm zu: „Seine Königliche Hoheit wundern sich sehr, wo der Leutnant Holsche mit seiner Batterie geblieben ist.“ „So,“ sagte Holsche, „wundern sich Seine Königliche Hoheit? Sie sollen sagen, wo er geblieben ist.“ Damit sprang er auf und kommandierte: „An die Geschütze — Aufsitzen — Trab!“ Er fuhr nun ab und bat den Adjutanten, der seinen Auftrag ausgerichtet hatte, jedesmal, wenn er abreiten wollte, zu bleiben, um richtige Meldung abstatten zu können. So fuhr er weit über die preußische Schlachtlinie hinaus, protzte im Angesichte des Feindes ab, gab schnell hintereinander einige Schüsse auf den nahen Feind ab und wandte sich dann an den Adjutanten mit den Worten: „Nun, Herr Adjutant, melden Sie gefälligst Seiner Königlichen Hoheit, wo der Leutnant Holsche mit seiner Batterie geblieben ist. Es würde mich sehr freuen, wenn Seine Königliche Hoheit sich etwas wunderten.“ Dies erzählt v. Rahden in seinen „Wanderungen eines alten Soldaten.“

---

1) Später General und Flügeladjutant des Königs, und in Beförderungsangelegenheiten höchst einflußreich.

Zwölftes Kapitel

In Brabant. Wieder ins Feld — 1815. Ligny. Verwundet. Feuersbrunst von Wavre. Die Sonne von Belle-Alliance. Biwak auf dem Schlachtfelde. Napoleons Wagen. Vor Avesnes. Um und in Paris. Marsch nach der Normandie. Land und Leute. Heimkehr

Für eine Anzahl bestimmter Angaben, die im Folgenden gegeben sind, hat mir ein von meinem Vater hinterlassenes Schriftstück zu Gebote gestanden. Aus der Gegend von Amiens brach die Batterie sehr bald auf und marschierte über Bapaume, Cambrai, Valenciennes auf Mons zu. Man rückte also in Belgien,[1]) oder wie man damals sagte, in Flandern und Brabant ein. Als man sich der Grenze näherte, kamen eines Tages die Quartiermacher zurück und riefen: „Kinder, freuet euch, wir kommen jetzt wieder zu deutschen Leuten, wir kommen ins Wabländische." Damit wollten sie sagen, wir kommen in Gegenden, wo man jeden Augenblick die Worte Wat beleeft? (was beliebt), schnell gesprochen Wablee, hört. Bei Mons rastete die Batterie mehrere Monate lang; dann marschierte sie über Namur und Lüttich bis Mastricht, wo sie über dreiviertel Jahr

1) Der uralte Name Belgien wurde erst nach der Revolution von 1830 erneuert, als sich Flandern und Brabant von Holland losgerissen hatten.

stand, bis Napoleon von Elba zurückkehrte, und man aufs neue ins Feld rücken mußte.

„So lagen wir denn," erzählte mein Vater, „die längste Zeit an der Maas in den Dörfern zwischen Lüttich und Mastricht bei den brabantischen Bauern im Quartiere. Es waren sehr gutmütige und rechtschaffne Leute. Anfangs hatten wir mit der Sprache Schwierigkeit, und wir verstanden einander nicht. Auch kam es zu Mißverständnissen; wenn z. B. die Flamänder Ju, d. i. ihr, sagten, glaubten manche, sie würden geduzt und wurden unangenehm. Doch dauerte es nicht lange, so fingen wir an, einander zu verstehen. Da machten sich manche lustig über die vielen sonderbaren Ausdrücke, die Brabanter aber sagten, sie wüßten wohl, daß wir »ene betere Spraak« hätten als sie; denn wir sprächen hochdeutsch, sie nur niederdeutsch. Das beste Hochdeutsch sprechen wir nun freilich auch nicht. Natürlich mußte man viel fragen, was dieses oder jenes bedeute; und da erfuhr man so mancherlei, z. B. daß eine »kecke Prüe« — ein oft gehörtes Schimpfwort — ein aud Perd (ein altes Pferd) sei, das man achter den Hag (hinter den Zaun) schleppe. Wenn wir von unsrer Heimat erzählten und z. B. sagten, daß man da Holzschuhe und leinene Blusen nicht kenne, sondern nur Schuhwerk von Leder und Kleider von Tuch, auch Pelze im Winter, meinten sie: »Dat mut en schones Land wesen.« Da in den Niederlanden an vielen Orten das Wasser schlecht ist, und das Trinken davon der Gesundheit schadet, so wird überall hier in den Häusern zum gewöhnlichen Tranke ein dünnes Bier gebraut.[1]) Daher soll hier das Bierbrauen erfunden worden sein; und es heißt:

1) Das geschah früher auch in Schlesien, namentlich auf dem Lande, wo jeder Wirt sein Hausbier, Tischber genannt, selbst braute — eine Sitte, die recht wohl aus Flandern stammen könnte, da eine große Anzahl flämischer Ansiedlungen in Schlesien vorhanden gewesen sind.

Gambrinus König von Flandern und Brabant
Wars, der das Bierbrauen zuerst erfand;
Drum sollen das wissen die Brauerknaben,
Daß sie einen König zum Meister haben."

„Sehr gefürchtet waren hier die holländischen Seelenverkäufer, die in der Nacht mit großen Hunden kamen und junge Leute stahlen, um sie an ihre Regierung für den Militärdienst nach Ostindien zu verhandeln. Sie haben auch preußische Soldaten überfallen. Einmal stahlen sie in unsrer Nachbarschaft einen Schmiedegesellen, der allein auf dem Boden schlief. Dann kam es einmal vor, daß einige Kanoniere im Wirtshause mit einem jungen Menschen Brüderschaft getrunken hatten. Es stellte sich aber heraus, daß er seines Zeichens ein Schinderknecht war, und die Folge war, daß die Kanoniere ihre Ehre verloren hatten und erst wieder ehrlich gemacht werden mußten.[1]) Sonst lebten wir sehr gemütlich mit unsern brabantischen Wirtsleuten und waren wie die Kinder vom Hause, wir halfen im Hofe, in der Scheuer und im Felde, wir machten Heu, draschen, thaten Fuhren, kurz es gefiel uns da sehr gut."

Mein Vater erinnerte sich oft an seine flämischen Gastfreunde und hatte offenbar mehrere in sein Herz

---

Im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert sind auch massenhaft Wallonen eingewandert. Die Klosterstraße, früher Wallonenstraße, in Breslau z. B. war eine besondre Kommune und eine Stiftung flandrischer Tuchweber.

1) Geschah dadurch, daß man bei der Infanterie die Fahne über dem Unehrlichen schwenkte; allein es ist die Frage, ob die Artillerie damals Fahnen hatte. Wenn ich nicht sehr irre, erzählte mein Vater, er sei 1809 zu Glatz nicht auf die Fahne oder das Geschütz, sondern auf die Lade vereidet worden. Denn da die Artillerie in den Reichsstädten, z. B. Nürnberg, vornehmlich ausgebildet worden war, galten die Artilleristen ursprünglich als Handwerksgesellen und hatten wie diese ihre Lade. Übrigens kommt das Wort Artillerie nicht von ars tollendi, sondern allem Anschein nach aus dem Spanischen arte Kunst, artilla, eine kleine feine Kunst, gebildet wie mantilla, spadilla u. a.

geschlossen. „Ich möchte wohl wissen, ob der alte Gelmers van de Pût (Poet?) noch lebt, wahrscheinlich hat jetzt sein Sohn die Wirtschaft. Oder Pitter Olivers. Seine Tochter mag wol jetzt verheiratet sein, und der Schwiegersohn die Wirtschaft haben."

„Als Napoleon von Elba nach Frankreich zurückgekommen war und von Paris aus gegen uns vorrückte, wurden wir wieder mobil gemacht. Mittwoch vor Ostern erhielten wir Marschbefehl, und am Ostermontage rückten wir aus. Ich lag damals in Mastricht bei einem jüdischen Arzte im Quartier. Als ich mich verabschiedete, gab er mir etwas französisch Geschriebenes und machte mir begreiflich, daß dies eine Empfehlung sein solle für den Fall, daß wir in französische Gegenden kämen. Wir marschierten an der Maas aufwärts über Lüttich und Huy nach Andennes. Da unsre ehemaligen Quartierwirte in den Dörfern Kunde von unserm Ausmarsche erhalten hatten, so kamen viele von ihnen wohl eine Meile Weges herüber an die Straße, um ihre Artilleristen noch einmal zu sehen. Wir nahmen sehr herzlich von einander Abschied. »Schrijft ons, schrijft ons,« sagten sie, »waneer Ju ons niet schrijft, denn zullen wij weten, dat Ju dood sijd, en denn zullen wij seer flijtig voor Ju beden.« (Schreibt uns, schreibt uns; wenn ihr uns nicht schreibt, werden wir wissen, daß ihr tot seid, und dann werden wir sehr fleißig für euch beten.)

„Wenn es nicht andre gethan haben, ich habe nicht geschrieben. Denn nach den Schlachten bei Ligny und Belle-Alliance war der Wirrwarr so groß, und unser Marsch auf Paris zu so hastig, daß man keine Zeit zur Sammlung hatte. Später kam die Sache ins Vergessen, und dann schien es mir zu spät. Bei Andennes blieben wir gegen vierzehn Tage lang stehen und wurden dem ersten Armeekorps unter dem General v. Ziethen zugeteilt. Dann marschierten wir einen Tage-

marsch weiter bis hinter Namur und blieben dort stehen, bis am 15. Juni die Franzosen bei Florennes die Grenze überschritten. Auf diesem Marsche habe ich auch den alten Blücher gesehen. An der Straße stand ein Kreuz. Dabei saß er, von seinen Offizieren umgeben, auf einem Feldstuhle und schmauchte behaglich seine kurze Pfeife. Auf seinem eisgrauen Kopfe hatte er ein schwarzes Käppchen. Beim Vorübermarschieren rief alles: »Hurra, Vater Blücher!« Hier kamen uns auch bereits Infanterieabteilungen entgegen, die sich bei Charleroi und Fleurus mit den Franzosen geschlagen hatten, aber zurückgedrängt worden waren. Diese Infanteristen waren übrigens lustig und guter Dinge. Als sie unsrer Geschütze ansichtig wurden, riefen sie: »Ha, da sind Pfeifen! ja, wenn wir solche Pfeifen gehabt hätten, wir würden den Franzosen anders zum Tanze aufgespielt haben.«"

Am 16. Juni wurde bekanntlich die Schlacht bei Ligny geliefert. Mein Vater erzählte davon Folgendes: „Am Morgen und Vormittage des 16. standen wir oberhalb des Dorfes Bry auf der Höhe, wo unser Artilleriepark in der Nähe einer Windmühle aufgefahren war — wahrscheinlich derselben, wo um Mittag Wellington mit Blücher zusammenkam. Wir hatten hier eine freie Aussicht, namentlich nach Mittag zu. Unten im Grunde zogen sich mehrere Dörfer (am westlichsten St. Amand, dann Ligny und Sombref) an der Höhe vor unsrer Front hin. Drüber hinaus sah man über ebnes Land bis zu einem großen Walde (dem von Fleurus) hin, der den Horizont begrenzte. Wir bemerkten auch, wie unsre Truppen ausrückten und sich diesseits der Dörfer an dem Abhange in Schlachtordnung aufstellten. Andrerseits sahen wir, wie jenseits die Franzosen, Regiment auf Regiment, aus dem Walde hervorkamen, sich ausbreiteten und drüben gleichfalls in Schlachtordnung aufstellten. So

verging der Vormittag und die ersten Stunden des Nachmittags, bis die Franzosen (etwa um 3 Uhr) anfingen, die von unsern Truppen besetzten Dörfer anzugreifen und uns mit Granaten zu bewerfen. Um diese Zeit ging der erste Kanonenschuß los. Nun erhielten wir Befehl, vorzugehen. Ich war gerade einen Augenblick ausgetreten und mußte nun mit aller Gewalt nachrennen. Da wurden vor meinen Augen zwei Pferde von einer Granate niedergeschlagen. Sie wurden rasch aus den Strängen gehauen, und nun ging es in aller Hast den Abhang hinunter, bis wir hielten. Wir fanden Aufstellung zu beiden Seiten eines Hohlweges, der ins Dorf (St. Amand) hinunter führte."

Ich habe auf einem sehr genauen Schlachtplane, der mir durch Zufall in die Hände geriet, diese Aufstellung der preußischen Artillerie, darunter auch die der schlesischen Haubitzbatterie Nr. I gesehen. Sie beherrschte den ganzen westlichen Teil des Schlachtfeldes. Hier zwischen Bry und Ligny stand das erste preußische Korps und bildete den rechten Flügel. St. Amand lag in der Front, während das dritte Korps entlang der Straße von Namur sich an Sombref lehnte und den linken bildete. In dem Buche von Erkmann-Chatrian (Waterloo, zweite Abteilung der Erlebnisse eines Konskribierten) findet man eine äußerst lebhafte und interessante Schilderung dieser Schlacht von französischer Seite. Offenbar liegen hier Mitteilungen eines alten Soldaten zu Grunde, der mitgekämpft hat. Die Batterien an dem Hohlwege spielen darin eine große Rolle. So heißt es: „Eine große Anzahl ihrer Geschütze stand als Batterie zwischen Ligny und St. Amand; wir sahen die Bronzemündungen in der Sonne leuchten." Weiterhin: „St. Amand war von Hecken und dichtbelaubten Bäumen umgeben; in der Mitte hatte es einen großen runden Turm; etwas höher dahinter andre Häuser und einen Hohlweg, dessen Abhänge mit Steingeröll be-

deckt waren. Alle Offiziere sagten: „Dort wird die Schlacht losgehen."

„Wir standen," erzählte mein Vater weiter, „den ganzen Nachmittag bis zum späten Abend an dieser Stelle und feuerten. Wir konnten deutlich sehen, was im Dorfe vorging, und wie dort unsre Infanterie auf der Dorfstraße wie in den Gehöften mit den Franzosen kämpfte. Wenn diese von drüben Verstärkung erhielten, wichen zuletzt die Unsrigen zurück, kamen den Hohlweg herauf und gingen hart bei uns vorbei, gleich hinterdrein die Franzosen. Wie die Hornissen aus dem Neste, so kamen sie aus der Tiefe herauf. Nun wurde kommandiert: Kartätschen. Wir setzten die Kartätschenbüchsen ein und brannten los auf 50—60 Schritt Entfernung. Die Wirkung war schrecklich. Man mochte gar nicht hinsehen. Nun verschwanden die Franzosen." Nach Erkmann-Chatrian war es das sechste leichte Infanterieregiment, das hier stürmte und jenseits der Brücke des Lignybaches, wie es heißt, auf sechs mit Kartätschen geladne Geschütze traf, die Blücher verdeckt am Ende der Straße hatte aufstellen lassen. Dann weiter: „Die große preußische Batterie über dem Hohlwege zwischen beiden Dörfern lichtete unsre Kolonnen gewaltig, aber sie schlossen sich stets wieder und wurden immer größer." Die sechs Geschütze, die erwähnt werden, scheinen also die Batterie Voitus gewesen zu sein, die allerdings, wie mein Vater berichtete, gute Deckung nach vorn hatte. „Inzwischen," erzählte er weiter, „hatten sich die Unsrigen wieder gesetzt, machten Kehrt und gingen unter Trommelschlag mit Hurra wieder den Hohlweg hinab. Sie verfolgten die Franzosen und drangen ins Dorf ein. Dort erneuerte sich der Straßenkampf, bis die Franzosen von drüben wieder Verstärkung erhielten, und die Unsrigen wieder weichen mußten. Dann wiederholte sich das Vordringen der Franzosen, das Kartätschen, das aber-

malige Vorgehen der Unsrigen, und so ging es hin und her bis zum späten Abende."

Damit stimmt überein, was der früher erwähnte Ratssekretär von Glogau, Karl Renner, damals Feldwebel und Fahnenträger im 7. Infanterieregiment (heute Königsgrenadiere) nach seinem sehr genau geführten Tagebuche von diesem Kampfe berichtet. „Unser Füsilierbataillon," sagt er, „das mit dem 2. Dragonerregimente zur Deckung mehrerer auf einer Anhöhe stehenden Batterien aufgestellt war, blieb vier Stunden lang dem heftigsten feindlichen Kanonenfeuer ausgesetzt; es blieb jedoch in Kolonne geschlossen und stürmte darauf mehrere male das zum Teile vom Feinde genommene Dorf Ligny." „Tapfer kämpften da (in Ligny und St. Amand) alle Preußen, aber auch ebenso alle Franzosen. Nur dann, wenn die einen mit frischen Truppen anrückten, wurden die andern zum Weichen gebracht, und so ging es fort bis zum Abende, während welcher Zeit aus 200 Geschützen eine fürchterliche Kanonade unterhalten wurde."

„Wir litten," sagte mein Vater, „wenig von der feindlichen Artillerie, da wir hinter einer Bodenerhebung standen, aber hinter uns ging es furchtbar zu. Denn da stand zu unsrer Deckung das Neumärkische Dragonerregiment. Als ich mich in einem müßigen Augenblicke einmal umwandte, sah ich, wie eine Granate zwei oder drei Dragonern hinter einander die Köpfe wegnahm. Ich habe mich dann nicht mehr umgesehen. Dabei war eine glühende Hitze, und bei der schweren Arbeit an den Geschützen wurden wir förmlich im Schweiße gebadet und litten den furchtbarsten Durst. Da warfen sich in den Pausen des Gefechts die Leute platt auf den Boden, um aus den Wagengleisen und Pfützen das vom letzten Regen noch darin stehende schmutzige

Wasser zu trinken. Ich that es auch, aber um nicht die reine Lehmjauche in den Mund zu bekommen, breitete ich mein Schnupftuch darüber und sog so durch dieses das Wasser ein. So rückte allgemach der Abend heran, und unsre Lage wurde immer bedrängter. Wir konnten von unserm Standpunkte aus ganz gut sehen, wie uns rechts (über St. Amand hin) die Franzosen immer stärker überflügelten, und ebenso links (über Sombref) hin, und wie wir sozusagen in einer offnen Schere steckten, aus der nur ein Ausgang war. Noch immer kam kein Befehl zum Rückzuge. Da ließ der Kapitän, der neben uns kommandierte, das Feuer einstellen und aufprotzen. Er wollte abfahren, aber da kam querfeldein in größter Hast ein Adjutant angesprengt, der ihm schon von weitem zurief: »Herr, wo wollen Sie hin? zurück, zurück.!«

Kapitän

»Herr Adjutant, melden Sie dem Oberstkommandierenden, wir haben gethan, was menschenmöglich ist; aber die Position ist nicht zu halten.«

Adjutant

»Der Oberstkommandierende hat bestimmt, die Position muß um jeden Preis behauptet werden. Das Schicksal der Armee hängt davon ab. Ich mache Sie für das Schicksal der Armee verantwortlich. Zurück, zurück!«

„Wir konnten dies aus nächster Nähe hören. Der Adjutant jagte davon, und der Kapitän fuhr wiederum auf, protzte ab und schoß von neuem; aber was war es? Keine Viertelstunde dauerte es, da war er tot, und ebenso seine Leute tot oder schwer verwundet, und die Geschütze zu schanden geschossen. Er hatte zu offen dagestanden; wir waren in dieser Hinsicht besser daran.

Wir hatten sieben Wagen Munition verfeuert, aber nur drei Tote, zwei Verwundete und sechs Pferde verloren.[1]) Spät abends kam der Befehl, das Gefecht abzubrechen und zurückzugehen. »Nach Wawre, nach Wawre« hieß es. Wir protzten auf und zogen ab. Wir waren wohl mit die letzten, die das Schlachtfeld verließen; hinter uns ritten die Neumärkischen Dragoner. Inzwischen hatte sich der Himmel mit Wolken umzogen, und ein Gewitter brach los. Nachdem das Blitzen und Krachen auf Erden aufgehört hatte, ging es wieder in den Wolken los, und ein starker Regen ging nieder. Als ich so beim letzten Tagesscheine hinter meinem Geschütze her marschierte, sagte mein Nebenmann zu mir: »Kamerad, du bluteſt.« — »Wo denn?« — »Hier am Bein.« Richtig, am Oberschenkel kam das Blut wie aus einem dünnen Röhrchen heraus. In diesem Augenblicke fühlte ich einen stechenden Schmerz und knickte zusammen. In der Aufregung hatte ich gar nicht bemerkt, daß ich verwundet war. Ein Granatsplitter hatte mich getroffen. Indessen was half es; Zeit zum Rasten war nicht, ich mußte fort. Ich stopfte das Schnupftuch unter, und so ging es im Regen und in tiefem Kote immer in die Nacht hinein. Dabei waren wir von dem Kanonendonner fast taub geworden. Den nächsten Tag und noch längere Zeit verstanden wir einander so schwer, daß wir immer ein- oder mehrmal fragen mußten, wenn ein andrer etwas gesagt hatte, und daß wir deshalb beim Sprechen schrieen.“ [2])

---

1) Nach v. Malinowski (Geschichte der preußischen Artillerie) hatte die siebenpfündige Haubitzbatterie Nr. 1 bei Ligny während der Schlacht 262 Schüsse, darunter 42 Kartätschladungen, abgegeben.

2) Mein Vater hatte übrigens ein dauerndes Andenken an diese Kanonade behalten. Wenn man ihm einen Finger hinters Ohr legte, mußte er schlucken und schluckte so lange, bis man ihn wieder wegnahm. Dabei hörte er sehr gut.

„In Tilly machte das erste Armeekorps einen kurzen Halt. Hier sah man Teiche, und alles rief: »Wasser, Wasser!« Wir schöpften unsre Feldflaschen voll, aber als wir das Wasser bei Lichte besahen, da war es voller Kaulquappen und anderem Gewürm. Da grauten wir uns, gossen es aus und dursteten lieber. Am Morgen kamen wir nach Wawre. Als wir durch die Stadt marschierten, sahen wir, daß es darin brannte, und daß unsre Leute Löschhilfe leisteten. Es waren die Glogauer Pioniere. Das ganze erste Korps lagerte dann an diesem 17. hinter Wawre bei dem Dorfe Bierge, wo man sich damit beschäftigte, Gewehre und sonstige Geräte wieder in guten Stand zu setzen. Hier erhielt auch die Artillerie wieder frische Munition von der Kolonne. Am 18. nachmittags brachen wir wieder auf. Die Armeekorps zwei und vier, die schon früher aufgebrochen waren, marschierten über St. Lambert auf Frichermont zu, wo sie sich im Walde versteckt aufstellen sollten; das erste ging über Ohain. Wir marschierten durch einen endlosen Eichenwald. Unser Marsch war sehr beschwerlich, nicht selten stockte der Zug; denn die Geschütze versanken im Kot, und wir hatten Mühe, sie wieder frei zu machen. Aus dem unaufhörlichen, starken Kanonendonner konnte man entnehmen, daß eine große Schlacht im Gange war."

„Endlich, gegen Sonnenuntergang, gelangten wir ins Freie und hatten nun das ganze Schlachtfeld und die Schlacht vor Augen. Da der Boden sich nach Westen zu senkte, so konnten wir alles übersehen und deutlich erkennen, rechts die roten und dunklen Linien der Engländer, Hannoveraner und Braunschweiger, und vor uns auf und neben der großen Straße von Brüssel die Franzosen, wie sie ihre letzten Angriffe machten. Auch unsre eignen Truppen sahen wir im Kampfe stehn. Es hatte geregnet, und der

Himmel war noch ganz mit schwarzen Wolken bedeckt; da, kurz vor Sonnenuntergang, brachen sie im Westen, und die Sonne trat in ihrer ganzen Glorie hervor; das ganze Schlachtfeld wurde hell erleuchtet, und die roten Linien der Engländer schienen heller. Sie waren im Vorrücken, und die Franzosen wälzten sich in dichten Massen rückwärts. Was da für ein Jubel losbrach, ist nicht mit Worten zu beschreiben; alle Trommeln schlugen, alle Hörner bliesen, und von einem Haufen zum andern ging es nur immer Hurra, Hurra! Wir wurden dadurch so begeistert, daß wir zu einander sprachen: »Jetzt sind wir zwei Tage lang marschiert und todmüde, aber wenn es sein muß, jetzt marschieren wir noch zwei Tage.«"

„Da der Sieg entschieden war, und die Nacht hereinbrach, kamen wir nicht mehr zur Verwendung. Wir marschierten noch eine Strecke und machten dann auf einem ganz zertretnen Erbsenfelde Halt, um zu kampieren. Der Kampf hatte hier schrecklich gewütet, und überall lagen Tote und Sterbende, von denen manche laut phantasierten. Sehr ermüdet legten wir uns nieder und suchten einzuschlafen; unser Kopfkissen war der Tornister, aber wir konnten längere Zeit keine Ruhe finden, weil uns das Phantasieren der Sterbenden störte. Einer von ihnen sagte fortwährend: »Herr, soll ich Kaffee bringen, soll ich die Pfeife stopfen?«, er war also jedenfalls Offiziersbursche gewesen. Es war tiefe Nacht, und der Mond war im Osten aufgegangen; da lag keine zwei Schritte von mir ein langer, schöner englischer Offizier. Der Mond schien auf sein aufwärts gekehrtes blasses Gesicht und auf die zahlreichen kleinen Knöpfe auf dem Bruststück seiner Uniform. Da nun an meiner schadhaft gewordnen Weste einige Knöpfe fehlten, so dachte ich: das sind sehr hübsche Westenknöpfe. Ich machte mich näher heran und trennte mir mit dem Federmesser sechs

Stück ab.[1]) Dann legte ich mich nieder und schlief ein; da die Nächte aber im Juni die kürzesten sind, so dauerte unsre Ruhe nicht lange, und wir standen zeitig wieder auf, um fortzumarschieren. Nun war alles ruhig, auch der Offiziersbursche, der so laut phantasiert hatte, war stumm. Wir marschierten auf der Straße von Charleroi weiter." In Gemappe hat mein Vater auch den erbeuteten Wagen Napoleons gesehen; er machte ein schlesisches Bataillon namhaft, das querfeldein kommend den Kaiser beinah abgefangen hätte. Nach Renner waren es die Siebener, die in der Nacht den stark mit Munitionswagen und Fahrzeugen verbarrikadierten Ort nach kurzem Widerstande eingenommen hatten. Die Sache ist strittig und bei der Verwirrung, die damals geherrscht haben mag, schwer auszumachen. Andre nennen Pommern, die den Wagen und seine Schätze schließlich erbeuteten. Mein Vater erzählte dabei vom Hörensagen, man habe den Kutscher Napoleons, weil er sich widersetzte, ins Feuer geworfen, und da sei er verbrannt. So etwas kann leeres Gerücht sein, ist aber im Kriege immerhin möglich; andrerseits ist es begreiflich, daß man es nicht in die Bücher setzt. Mein Vater erzählte auch von einem aus Balken gezimmerten Turm, von dem aus Napoleon die Schlacht geleitet habe, und den er, ich weiß nicht mehr bei Ligny oder bei Belle-Alliance, gesehen hatte; ich erinnre mich, auch ander-

---

1) Wir haben diese Knöpfchen noch. Sie sind beulenförmig, aus schwachversilbertem Kupfer bestehend, rund und zeigen ein Jägerhorn mit der Umschrift: The kings German legion. Der Offizier war also offenbar ein Hannoveraner des 1. oder 2. leichten Bataillons dieser deutschen Legion. Siehe die Abbildung in der Uniformenkunde von Richard Knötel. 1892. Bd. III, Heft 3, Blatt 12. Die Uniform war dunkelgrün mit schwarzen Abzeichen, dunkelroter Leibschärpe. Die Offiziere des 1. Bataillons hatten zwei Reihen, die des 2. drei Reihen solcher kleiner Knöpfe auf dem Bruststück der Uniform.

wärts davon gehört zu haben. Die Batterie marschirte an diesem 19. Juni über Quatrebras, Gossiliers, Charleroi bis Marchienne noch über vier Meilen, am 20. über Beaumont bis zur französischen Grenze. Man überschritt sie mit Musik, mit Hurra und lautem Jubel und gelangte noch bis Sore le Chateau. Am 21. kam man vor die kleine Festung Avesnes. Der Kommandant wurde zur Ergebung aufgefordert, aber weigerte sich dessen. „Hier stellte sich unsre Batterie auf und fing an die Stadt und Festung mit Granaten zu bewerfen; in der Nacht fand eine Explosion statt: ein Pulvermagazin ging in die Luft; ein Teil der Stadt stürzte in Trümmer. Am 22. morgens erfolgte die Übergabe, und am Nachmittag marschierten wir weiter bis La Chapelle. Am 23. hatten wir Ruhetag, weil es sehr stark regnete, am 24. rückten wir dann vor die kleine Festung Guise, die sich sofort ergab; am 25. gelangten wir vor die etwas stärkere Festung La Fère."

„Da unser Kapitän eine Wunde ins rechte Bein (bei Ligny?) erhalten hatte und im Lazarette zurückbleiben mußte, so hatten wir bei der Batterie nur einen einzigen Offizier, den Leutnant Pfahl. Als wir vor La Fère ankamen, stellte sich die Batterie rechts und links der Straße, die nach Chauny führt, bei den Windmühlen auf. Der Oberst Lehmann von der Artillerie kam mit der Suite auf der genannten Straße, hielt da an und schickte einen Trompeter von den braunen Husaren in die Festung. Es dauerte wohl eine Stunde, bis er wieder zurückkam. Da nun das siebente Geschütz, bei dem ich das Richten hatte, keine zwanzig Schritt rechts von der nach La Fère führenden Straße stand, so konnte ich deutlich vernehmen, was der Trompeter für Antwort brachte. Oberst Lehmann fragte:

»Was gab der Kommandant zur Antwort?«

Trompeter

»Er wundert sich sehr, daß wir schon hier sind. Er glaubte, wir wären noch am Rheine.«

Oberst Lehmann

»Wird er die Festung übergeben?«

Trompeter

»Heute noch nicht.«

Oberst Lehmann

»Was hat er zu dem (angedrohten) Bombardement gesagt?«

Trompeter

»Wir könnten in Gottes Namen anfangen.«

„Die Offiziere besprachen sich dann leiser, so daß man nichts mehr verstehen konnte; alsdann gaben sie den Pferden die Sporen und ritten links die Straße bei den Windmühlen hinüber. Da die Geschütze schon geladen und gerichtet waren, kam bald von der linken Seite her, wo die Suite stand, das Losungswort: »Feuer.« Die Geschütze wurden abgebrannt; da aber Stadt und Festung weithin mit Wasser umgeben waren, und unsre Granaten nicht das Ziel erreichten, sondern vor den Schanzen ins Wasser fielen, so wurde die stärkste Pulverladung genommen und die Geschütze höher gerichtet, aber auch so wurde das Ziel nicht erreicht, während der Feind aus seinem Festungsgeschütze seine Kugeln weit über und hinter uns brachte. Auf einmal kam von links her das Wort: »Halt, zurück!« Wir protzten auf und gingen im Trabe die Straße nach Chauny hinab; wir hielten erst, als wir außer Schußweite waren. Hier borgte sich die reitende Batterie, die neben uns rechts aufgestellt gewesen war, von uns einige Schippen und Hacken, um ihre Toten zu begraben. Sie hatte drei Mann verloren, wir hingegen keinen. Wir hatten

nur fünf bis sechs Schuß aus jedem Geschütze gethan. Wir marschierten denselben Tag dann weiter über Chauny nach Noyon, wo wir nachts bei der Stadt biwakierten, und den andern Tag über Compiegne auf Paris zu. Eine Stunde hinter Compiegne stießen wir auf ein französisches Korps (Grouchy) und machten uns gefechtbereit, aber ehe wir am Kampfe teilnehmen konnten, brachte die reitende Batterie bereits zwei Kanonen und einige gefangene Artilleristen zurück. Nun lag Paris offen da; wir kamen nicht mehr ins Gefecht. Übrigens ging es bei uns auf dem ganzen Marsche sehr heiter zu. Wir hatten als Ersatzmannschaften einige Westfälinger (Leute aus Jeromes Königreich) erhalten; darunter war ein Herr von Hanstein, ein Spaßmacher, der auch dichtete und deklamierte,[1]) und ein Fleischergesell, der die Schlachtwut hatte und sich auf dem Marsche fast immer mit einem irgendwo aufgegriffnen Schafe oder Schweinchen schleppte, nur um am Abend schlachten zu können."

„Der Weg des ersten Armeekorps führte nun weiter über Villers, Cotterets, Nanteuil, Damartin, St. Germain, Marli, Vaucresson, Sevres bis zu den herrlichen Höhen von Meudon, wo man am 2. Juli ankam. Hier hatte man die große Stadt Paris in voller Ausdehnung vor Augen. Um uns zu sehen, zu begrüßen oder sich nach Landsleuten zu erkundigen, kamen die dortigen Deutschen in großer Anzahl zu uns heraus. Darunter war einmal ein junger Mann, der sich nach Schlesiern erkundigte. »Hier sind welche,« sagten wir; da mit einemmale sieht er einen Kanonier, läuft auf ihn zu und fällt ihm um den Hals, und beide um-

1) Die Hansteins sind auf dem Eichsfelde bei Heiligenstadt zu Hause, das damals zu Jeromes Königreich gehörte. Bei meiner Anwesenheit in Heiligenstadt war ein Herr von Hanstein Landrat, auch habe ich die schöne, an der Werra gelegne Ruine des alten Hansteins besucht.

armen und küssen sich. Es stellte sich heraus, daß beide aus dem Dorfe Rohnstock bei Jauer stammten und zu Hause so gute Freunde gewesen waren, daß sie beide längere Zeit zusammen geschlafen hatten. Die ganze Batterie freute sich, hier einen Landsmann anzutreffen. Wir und viele andre wurden in dem prachtvollen Schlosse von Meudon einquartiert, in dem es bald sehr übel aussah. Denn viele Soldaten schnitten sich Westenflecke aus den seidnen und sammtnen Tapeten, die die Wände bedeckten, und begingen andre Ungehörigkeiten. So brachte z. B. der oben erwähnte Fleischergesell eines Tages eine ganze Herde angetrieben. Das war denn doch zu arg. Zur Strafe wurde er im Schloßhofe angebunden und mußte mehrere Stunden mit dem Gesichte gegen die Sonne gewendet stehen."

„Am Morgen des 7. Juli hielt das ganze erste preußische Armeekorps auf dem linken Ufer der Seine seinen Einzug in Paris mit klingendem Spiele und fliegenden Fahnen. Der Zug ging von der Jenabrücke (jetzt Invalidenbrücke) bis zur Brücke von Austerlitz am Nordende der Stadt; die Engländer zogen am linken Ufer ein. Wir hatten mit diesen zusammen einmal Parade, und ich erinnre mich dabei, daß wir hinter einem Regiment Bergschotten hermarschierten, deren nackte Beine Anlaß zu manchem Scherze gaben."

„Von der großen Stadt Paris und ihren Herrlichkeiten habe ich nicht viel gesehen. Wir sind in gar kein Haus gekommen. Zuerst kampierten wir über acht Tage lang auf offner Straße, dann erhielt die Batterie Befehl, eine Vorstadt, die noch sehr widerspenstig war (St. Antoine), und das Fort von Vincennes zu belagern. Wir rückten davor, luden und richteten unsre Haubitzen; die Lunten brannten Tag und Nacht, aber es kam zu keiner Beschießung. Wie wir hörten, machten

sich die Pariser über den Kommandanten von Vincennes — es war ein Oberst Dannesnil — lustig und erklärten ihn für einen Irren, daß er noch an Widerstand denke; er sei ein Invalide und habe nur einen Arm. So biwakierten wir wohl vierzehn Tage, ohne daß etwas besondres vorkam; unsre einzige Unterhaltung waren die Pariser Gassenjungen, die zu uns kamen und mit uns aßen und tranken. Wir lernten von ihnen Französisch, sie von uns Deutsch. Es gab pfiffige Bürschlein darunter. Als wir nach der Normandie abrückten, liefen mehrere mit uns und begleiteten uns längere Zeit. Sie machten sich uns auf jede Weise nützlich. Als wir noch in Paris lagen, fiel uns ein in der Nähe stehendes großes Haus auf, weil alle seine Fenster vermauert waren. Als wir unsre Jungen fragten, was das für ein Haus sei, sagten sie: »Da sind Gewehre, Tschakos, Mäntel, Säbel darin.« Aha, dachten wir, ein Militärmagazin, das uns die Franzosen verheimlichen wollen. Man machte sich sofort daran, es aufzubrechen. Unsre Vermutung war richtig; es dauerte nicht lange, so war es geräumt. Uns gefielen namentlich die schönen neuen Tschakos; wir rissen also die französische Kokarde und den französischen Adler ab und befestigten daran die preußische Kokarde und den preußischen Metallbeschlag (eine Granate). So hatten wir neue Tschakos; denn die unsrigen waren sehr schlecht geworden. Übrigens war die Stimmung des Volkes noch sehr erregt. Als wir einmal nach Fourage fuhren, wurden in einem andern Stadtteile unsre Wagen von einer Menge Menschen umringt, die laut schrieen, drohten, die Fäuste ballten und sich wie wütend gebärdeten, sie thaten uns aber nichts. Übrigens gab es auch gute Leute in Paris; das habe ich selbst erfahren. Eines Tages stand ich auf Posten, als ich von einem grimmigen Leibweh befallen wurde und mich vor Schmerzen wand

und krümmte. Man mochte das von einem Fenster aus bemerkt haben; denn es kam ein Diener aus der Thüre, der mich fragte, ob ich krank sei. Ich sagte ja, da ging er zurück, kam aber bald mit einer Flasche Rotwein wieder und gab mir zu trinken. Das that mir sehr gut, und ich ließ mich vielmals bedanken. Die Schuld an meinem Leibweh trug wohl das ungesunde kalkhaltige Pariser Wasser, das die Einheimischen nur abgekocht und mit einem Einschlage von Süßholz versetzt trinken. Es gehen daher Leute mit einer Kiepe auf dem Rücken und angehängten Gläsern herum, die auf diese Weise zubereitetes Wasser, das Glas für einen Sous, verkaufen."

„Als die preußischen Garden und Grenadiere in Paris eingetroffen waren, erhielt das erste Armeekorps Marschbefehl. Die erste und zweite Brigade ging nach La Fère und Laon ab, die dritte und vierte unter dem Generalleutnant von Röder nach der Normandie. Der Ausmarsch erfolgte bald nach dem 20. Juli, die Artillerie oder wenigstens ein Teil davon blieb noch in Paris zurück. Endlich erhielt auch unsre vor Vincennes liegende Haubitzbatterie Befehl, nach der Normandie abzurücken. Wir kamen sieben bis acht Stunden bis hinter Lisieux gegen die Mündung der Seine (bei Honfleur) zu stehen.[1]) Die Dörfer, in denen wir kantonnierten, waren nicht besonders wohl-

1) v. Rahden, der damals gleichfalls in der Normandie stand und mit dem Kapitän Voitus eng befreundet war, erzählt (im angeführten Buche S. 322) folgende bezeichnende Geschichte. Er besuchte diesen und wurde von ihm in die Familie seines Wirtes eingeführt, aber als die junge Frau des Hauses Rahdens Fuhrmann erblickte, erschrak sie aufs heftigste, und es folgte eine peinliche Szene. Der Fuhrmann, Rahdens Wirt, war nämlich der Blutmensch, der als Sansculotte die Eltern der Dame aufs Schafott gebracht hatte, um sich ihrer Güter zu bemächtigen. Voitus starb 1845 oder 1846 als Oberstleutnant a. D. in Hirschberg.

habend oder durch die langen Kriege erschöpft. So viel konnte man sehen, die Bauern hatten den Krieg satt und Napoleon dazu. Sie waren sehr friedlich gesinnt. Ihre Lebensart und ihre Kleidung waren sehr einfach; für gewöhnlich trugen sie Blusen und Holzschuhe, und nur Sonntags hatten sie eine bessere wohlgewaschene Bluse und Lederschuhe, vor allem aber einen schönen glattgebürsteten Kastorhut. Die Frauen und Mädchen hatten der Regel nach meist nur zwei kattunene Kittel, die sie abwechselnd wuschen und trugen; man wusch da ganz anders als bei uns, man klopfte die Wäsche. Eine Merkwürdigkeit für uns waren die vielen Apfelbäume, die man hier sah. Man erntet hier die Äpfel in Masse und preßt Cider daraus. Dieser Apfelwein ist wohlschmeckend und gesund; wir tranken ihn sehr gern. Anfangs waren die Leute sehr scheu und zurückhaltend, offenbar, weil sie glaubten, daß wir als Preußen alle Protestanten sein müßten. Als ich einmal sagte, daß ich Katholik sei, wollten sie es bezweifeln und glaubten mir erst, als ich die lateinische Ministratur, die ich als Chorknabe gelernt hatte, herzusagen anfing und meinen Taufnamen nannte. Nun wurden sie sehr zutraulich, nannten mich Monsieur Ignace und fragten mich, ob ich nicht mit ihnen am Sonntage über Feld in die Kirche gehen wollte. Das that ich denn auch und machte mich so stattlich wie möglich. Da man dort in den Kirchen keine feststehenden Bänke hat, herrscht der Gebrauch, daß jeder Kirchgänger einen leichten Rohrstuhl mitnimmt, um während des Gottesdienstes darauf zu sitzen. Mein Erscheinen in der Dorfkirche erregte Aufsehen. Mit großer Höflichkeit — und höflich sind die Franzosen — wies man mir einen der besten Plätze seitwärts am Altar an. So störte ich wohl etwas die Andacht der Gemeinde. Selbst der Geistliche am Altare konnte nicht umhin, ab und zu

einen verstohlnen Blick auf mich zu werfen. Als der Gottesdienst zu Ende war, blieb man noch auf dem Kirchhofe stehen, und mein Wirt mit seinen Bekannten stellte mich allen möglichen Vettern und Verwandten vor, und allen wurde mitgeteilt, daß ich Ignace heiße und bon Catholique sei. Übrigens haben sie da einen eigentümlichen Gebrauch in der Kirche, den wir nicht kennen: jeder Hausvater nimmt nämlich ein Stück Weizenbrot — andres haben die Franzosen nicht — in die Kirche mit; dies giebt er, wie alle übrigen, dem Küster, der alles in kleine Würfel schneidet und es auf den Altar setzt. Nun segnet es der Priester, und dann reicht man die Schale in der Kirche herum. Jeder nimmt ein Stückchen daraus und ißt es." [1])

„Wie gesagt, das Land war friedlich. Ich bin als Ordonnanz allein in unbesetzten Dörfern gewesen, um Geschäfte beim Maire abzumachen, meine preußische Uniform erregte wohl Aufsehen, und viele Leute kamen zusammen, aber alles lief in Ruhe ab. Gegen Oktober erhielten wir Marschbefehl nach Hause und waren froh, als er ankam; denn das Verlangen, heim zu kommen, war groß. Wenn wir marschierten, sagte wohl der eine oder andre: »Wohinzu mag wohl Deutschland liegen?«; ich sagte: »wie? das wißt ihr nicht! das ist doch leicht zu merken, da, wo die Sonne aufgeht!« Wir marschierten über (Rouen?) Amiens, Mons, Brüssel, Lüttich, Aachen, Köln, Münster, Minden, wo wir Neujahr 1816 feierten, dann über Hildesheim, Magdeburg, Torgau, Bautzen, Görlitz, Liegnitz nach Breslau, wo wir die Kaserne im Bürgerwerder bezogen. Im Frühjahr (zu Ostern?) erhielt ich Urlaub, um meine Eltern in Hausdorf zu besuchen. Sie hatten große Freude, mich gesund wiederzusehen. Auch mein

1) Offenbar das altchristliche Liebesmahl, die Agape.

Bruder Benedikt war, Gott sei Dank, glücklich aus dem Kriege zurückgekehrt. Wir konnten einander viel erzählen."

Mein Vater starb als pensionierter Postbeamter, 76 Jahr alt, im Jahre 1863 nicht lange nach dem Jubiläum der Erhebung von 1813. Die Feier dieses Festes und die Auszeichnung, die dabei König Wilhelm den alten Kriegern seines Vaters verlieh, waren seine letzte Freude.

Zweites Buch

Erzählungen meiner Mutter

Erstes Kapitel

Erste Jugend. Spinnstubengeschichten. Sommersingen und andre Volksgebräuche. Leben auf dem Lande. Zigeuner und Krumpholzmänner. Erbunterthänigkeit. Bäuerlicher Wohlstand vor dem Kriege. Zustand der Straßen. Die ersten Kartoffeln. Ein Verwandter. Die Königin Luise

Meine Mutter Rosalie, geborne Völkel, war am 25. Oktober 1792 geboren und starb im Schoße meiner Familie, in der sie zehn Jahre lang gelebt hatte, dreiundachtzig Jahre alt, am 1. Januar 1875. Da mich damals ihre mir schon von früher her bekannten Erzählungen im häuslichen Kreise lebhaft interessierten, so machte ich jedesmal Aufzeichnungen davon und ließ mir auch einzelnes, z. B. die Gedichte, von ihr diktieren. Sie besaß eine gute Beobachtungsgabe und ein treues Gedächtnis, wußte auch das, was sie vom Vater und von seinen Kriegsfahrten gehört hatte, aufs genaueste zu erzählen.

Eine halbe Meile nördlich von der Kreisstadt Frankenstein liegt ziemlich hoch auf dem sanft ansteigenden Gelände nicht weit westlich von der nach

Breslau führenden Landstraße und den Steinbrüchen des Gumberges das nicht große, aber wohlhabende Dorf Protzan. Seine weithin sichtbare Kirche zu den Aposteln Petrus und Paulus ist Mutterkirche der Filialen Schräbsdorf-Kaubitz und Olbersdorf, und die Pfarrei daselbst sehr ansehnlich. In diesem Dorfe besaß mein Großvater mütterlicher Seite eine sogenannte Stelle oder Gärtnerstelle[1]) und war zu gleicher Zeit Schmied. Von seiner Frau, einer gebornen Hübner aus Schräbsdorf, hatte er fünf Kinder, vier Knaben und ein Mädchen, dies, das vorletzte Kind, war meine Mutter. Sie erzählte:

„Meine Mutter war eine kränkliche, stille, blasse Frau, die immer viel hustete. Ich war etwa fünf bis sechs Jahre alt; da war sie auf einmal nicht mehr da, und sie sagten, sie wäre gestorben und beim lieben himmlischen Vater. Ich betrübte mich nicht sehr; dumm, wie die Kinder sind, freute ich mich über die neuen schönen Trauerkleider, die ich bekam. Nun fand das Begräbnis statt, und die ganze »Freundschaft«[2]) aus Protzan und den benachbarten Dörfern war dazu zusammengekommen, darunter auch der Bruder meiner Mutter, Franz Hübner, Schulmeister, Organist und Gerichtschreiber von Olbersdorf, und seine Frau Brigitta, geborne Hübner und Verwandte ihres Mannes. Nach dem Begräbnis war das Traueressen, und als dieses vorbei war, stand Franz Hübner auf und sagte: »Lieber Schwager, du hast

1) Man unterscheidet in der Gegend die Landbevölkerung in Bauern (Vollbauern, Großbauern), Gärtner (Halbbauern), Häusler und Inlieger (Eingemietete). In Niederschlesien, z. B. um Glogau, nennt man die Gärtner Kutschner.

2) Das heißt Verwandtschaft. Diese Freundschaften hatten meist einen sehr festen Zusammenhang. So war auch in dem Dorfe Protzan fast alles verwandt und verschwägert, und der Familiennamen waren nur wenige. Hochzeiten, Trauerfälle, Kirmesse führten die ganze Freundschaft zusammen.

einen schweren Verlust erlitten, da dir deine Frau, meine gute Schwester, gestorben ist, und wirst bei deinem schweren Handwerk viel Sorge und vielen Kummer haben, um durchzukommen. Ich mache dir einen Vorschlag; mit deinen Jungen wirst du dir wohl zu helfen wissen, die magst du bei dir behalten, aber für das kleine Mädchen, die Rosel, kannst du nicht so sorgen, wie es nötig ist; die muß in weibliche Pflege kommen. Wir haben keine Kinder. Weißt du was? überlaß uns das Kind. Wir wollen es als das unsrige erziehen.«"

„Mein Vater war damit einverstanden; so machte man mir denn ein Päckchen mit meinen Kleidern zurecht; dann nahm ich Abschied von meinem Vater und meinen Brüdern und ging mit meinen neuen Eltern nach Olbersdorf hinunter und in das Schulhaus." Das Dorf zieht sich kaum eine Viertelmeile südwestlich von Protzan und etwa eine Viertelmeile nordwestlich von der Stadt an einem vom Gebirge kommenden Wasserlauf entlang. Nach Norden zu liegt es im Schutze einer Terrasse, auf der seit den dreißiger Jahren die Straße nach Reichenbach und Schweidnitz führt. Es ist ein städtisches Kämmereidorf und war meist von recht wohlhabenden Bauern bewohnt.

„Ich hatte es gut bei meinen Pflegeeltern und bekam schöne Kleider, aber doch habe ich meine Mutter sehr vermißt. Sie hatten selbst keine Kinder gehabt und wußten nicht, wie gern die Kinder den Eltern um den Hals fallen und sie herzen und küssen; ich schloß mich daher an unsre Mädchen an, die meist sehr gut waren. Meine Pflegemutter war, wie gesagt, eine Verwandte ihres Mannes und Tochter eines wohlhabenden Bauern aus dem Dorfe Kaubitz (östlich von Protzan), das eine schöne zweitürmige Kirche hat und eine Filiale von Protzan ist. Sie hatte ihrem

Manne einiges Vermögen zugebracht und besaß sehr schöne, gediegne Sachen an Wäsche und dergleichen, auch verstand sie die Wirtschaft gut und hielt fleißig zusammen, aber sie war immer ernst und streng und hat mich tüchtig zum Spinnen und Arbeiten angehalten. Die kleinen Mädchen mußten damals viel spinnen mit den kleinen Fingerlein; mit sechs Gebind fing ich an, dann spann ich acht, dann zehn, zwölf, fünfzehn, sechzehn Gebind am Tage. Das nannte man die Zahl. Die Finger haben mir oft sehr wehe gethan; es lohnte sich aber; denn damals zahlte man 24 bis 25 Böhmen (ein Böhmen zehn Pfennige) für vier Strähne, während man jetzt nur sieben Böhmen giebt. Wenn die Kinder nicht mehr spinnen wollten, drohte man ihnen mit der Spilladrulle, das ist eine böse gespenstische Frau, die die trägen Kinder bestraft.[1]) Bei uns in der Schule geschah das natürlich nicht. Denn mein Pflegevater sagte: »das ist dummes Zeug,« und man durfte ihm damit nicht kommen; er hielt darauf, daß von solchen Dingen nicht gesprochen wurde, aber ich habe das in fremden Spinnstuben gehört, wenn ich mit unsrer Magd zum Rocken ging. Das nannte man »Spilla gihn.«"

„In den Spinnstuben kamen viele Mädchen zusammen; da wurde viel gesungen und von allerlei Sachen gesprochen. Sie erzählten die Geschichte vom »gehärnschten« Siegfried und der schönen Florigunda, von der heiligen Genofeva und sprachen vom Großen

---

1) Im Frankensteinschen und in der Grafschaft Glatz Spilla-Drulle, in der Reichenbacher Gegend Spilla-Holle. Spilla kommt wohl von Spille, d. i. Spindel, nicht von gotisch spillôn sprechen, reden, erhalten in Bei-spiel, englisch gospel, Evangelium, d. i. god-spel. Holle, auch in Hessen, ist die altdeutsche Göttin Hulda; Drulle (aus drutila) ist eine Drude. altnordisch throll Zaubrer, u. a. Eine dicke Trulle (schlesisch) ist ein derbes Frauenzimmer. Gotisch thrutsfill, Drudenfell, d. i. Aussatz.

Mogul. Vor dem hatten sie die größte Furcht; daß der nicht ins Land käme, da müsse man zu Gott schreien und beten. Auch von der heiligen Hedwig ihrem Sohne, dem »heiligen« Heinrich (Heinrich II., der Fromme), den die Tatern erschlagen hätten, erzählten sie. Wenn die Tatern redeten, so taterten sie wie die Gänse. Da habe ich mir eingebildet, sie hätten Gänseschnäbel."

Die Furcht vor dem Großen Mogul erklärt sich jedenfalls aus einer dunklen Erinnerung an den großen Einfall der Mongolen im Jahre 1241 und die damit verbundne furchtbare Verwüstung Schlesiens durch den Chan Batu, einen Neffen von Dschingischan. Heinrich II., der Sohn des mächtigen Heinrich des Bärtigen und seiner eben genannten um die Kultur des Landes hochverdienten Gemahlin, stellte sich ihm auf der südöstlich von Liegnitz gelegnen Hochebne, wo Hedwig später zum Andenken an ihren Sohn das Kloster Wahlstatt gestiftet haben soll, und wo man westlich das tiefer gelegne Schlachtfeld an der Katzbach in unmittelbarer Nähe hat, mit seinen aus der niederschlesischen Ritterschaft, polnischen Flüchtlingen und deutschen Rittern unter ihrem Ordensmeister Poppo bestehenden Heere den Mongolen entgegen. Er erlag am 9. April nach tapferm Kampfe der Übermacht, aber bewahrte durch seinen Heldentod das innere Deutschland, dessen Fürsten erst in großer Bestürzung zur Beratung zusammengetreten waren, vor dem Einbruche dieser furchtbaren Horden, die kurz vorher nicht bloß ganz Rußland, sondern auch Polen und Ungarn unterjocht hatten. Der tapfere Widerstand, den die Mongolen gefunden hatten, und der Anmarsch des Böhmenkönigs Ottokar vom Gebirge her, bewogen sie zu einem von schrecklichen Verwüstungen begleiteten Rückzuge nach Mähren, wo sie im nächsten Jahre von Jaroslaus von Sternberg geschlagen wurden. In den Augen

der Zeitgenossen war Heinrich der Fromme, dessen Grabdenkmal im hohen Chore von St. Vincenz in Breslau zu sehen ist, der christliche Märtyrer, der gegen das höllische Heer des Abaddon oder Apollyon gestritten hatte. Noch feiert man in Wahlstatt den Ohrensonntag, so genannt von den abgeschnittnen Ohren der Christen, mit denen die Mongolen viele Säcke gefüllt haben sollen. Es wird über die Schlacht gepredigt, und der Bericht davon vorgelesen.

Das Andenken an die heilige Hedwig ist fast das einzige aus dem Mittelalter, das in Schlesien und namentlich in der katholischen Bevölkerung lebendig ist. Das Städtchen Trebnitz nördlich von Breslau, wo sie begraben liegt, ist ein Wallfahrtsort. Sie wird namentlich als Stifterin vieler Kirchen verehrt und deshalb als Matrone in Nonnentracht mit der Herzogskrone und dem Modelle einer Kirche auf dem Arme dargestellt. Sie hat auch die Kirche zu Zadel, hart an Frankenstein, die älter als die Stadtpfarrkirche ist, gestiftet. Die Sage, die man dort von ihrem vom Winde geraubten, an einem Dornbusche hängen gebliebnen Schleier erzählt, habe ich in Wien von der Kirche auf dem Leopoldiberge erzählen gehört. Eine schöne Hedwigsage ist mir zu Gleiwitz in Oberschlesien zu Ohren gekommen. In der Nähe liegt mitten in polnischer Umgebung das deutsche Dorf Schönwalde und dabei ein großer Wald: in diesem Walde, erzählt man, schläft das Heer der heiligen Hedwig. Wenn man darin ist, kann man oft die tiefen Atemzüge der Schlafenden hören; in dem Sturmjahre 1848 wollte man auch lautes Geräusch und Waffenklirren vernommen haben. Wenn einst das Land und die Christenheit in großer Not sein werden, dann wird

St. Hedwig mit ihrem Heere aus dem Walde hervorgehen und den Feind schlagen.

Hedwig war die Tochter des mächtigen Grafen Berthold von Meran, der auch über Kroatien und Dalmatien gebot, und durch ihre mit Bela, dem König von Ungarn, vermählte Schwester Tante der heiligen Elisabeth von Thüringen, weshalb deren Kult sehr zeitig nach Schlesien verpflanzt wurde. Daher erklärt sich z. B. der Name der Kirche zu St. Elisabeth, einer der beiden protestantischen Hauptkirchen Breslaus.

Auch vom Berggeiste Rübezahl und vom Zobtenberge wurde in den Spinnstuben viel erzählt. Darin gebe es Keller mit großen Schätzen; wer die finden könne, der werde unermeßlich reich werden. Dieser schöngeformte, dicht bewaldete sagenreiche Berg, der von mehrern kleinern umgeben, mitten in der Ebene liegt, spielte früher in der Phantasie der Schlesier eine hervorragende Rolle; ob jetzt noch in der Zeit pietätloser, prosaischer Verflachung, weiß ich nicht. Er war der Vater Zobten. Diesen Namen Zobten, lat. mons Sabothus, hatte er davon, daß die Hexen — in alten Zeiten die heidnischen Umwohner auf ihm Sobot hielten. Daher das Volk noch heute sagt, einen Sobbot (d. i. Lärm) machen. Schon Dietmar von Merseburg berichtet von diesen lärmenden Festen der Heiden. In alten Zeiten hieß er der Berg Slenz, im Klosterlatein mons Silentii, und lag in dem Gaue Zlasane oder Slensane, Slesia. Davon hat das Land Schlesien den Namen.[1]) Offenbar war dieser Berg, an dem sich so häufig Wolken sammeln, um

1) Der berühmte slavische Sprachforscher Schafarik leitete den Namen der Schlesier, tschechisch Silezi, von dem der vandalischen Silinger ab, die in Niederschlesien und der Mark wohnten und dann mit den Vandalen nach Spanien zogen. Denn die Slaven verwandelten deutsches ing in ens, ês, z. B. kuning, phoning, slavisch kniaz, knäs, penäz u. s. w. Vielleicht lassen sich beide Ansichten vereinigen,

als Gewitter von dort auszuziehen, und der noch heute der Wetterkünder der Gegend ist, zuerst den germanischen Lygiern, die hier einst wohnten, dann den nachgerückten Slawen ein heiliger Berg, und ist zuerst dem germanischen Donar, dann dem slawischen Donnergotte Perun oder Piorun, geweiht gewesen. Allem Anscheine nach haben auf ihm die hier zusammenstoßenden svevisch-lygischen Stämme der Buren, Dumer und Omanen ihre Bundesfeste gefeiert. Noch ist auf dem Berge, auf dessen mit einem Kirchlein gekrönter Spitze man wie auf einer Landkarte hunderte von Städten und Dörfern unter sich hat und eine großartige Aussicht auf den ganzen Sudetenzug vom Altvater hinter Neisse und dem Glatzer Schneeberge bis zur Schneekoppe, dem Isergebirge und der Landskrone, ebenso auf Breslau und das Katzengebirge bis Glogau hin genießt, die heidnische Opferstätte wohl erkennbar. Sie liegt auf einem breiten Buckel unterhalb dieser Spitze, auf der im Mittelalter ein Augustinerstift und dann eine Burg gestanden hat. Ein am Boden liegendes verstümmeltes Götzenbild bezeichnet sie, die sogenannte Jungfrau mit dem Fische. Man erkennt eine Menschenfigur, deren Brust bis herab oberhalb der Kniee, wo der geteilte Schwanz endet, mit einem Fische bedeckt war. Kopf, Arme und die Beine unterhalb der Kniee sind abgeschlagen, also etwas Weibliches nicht zu erkennen. Allem Anscheine nach sollte das Bild eine Wassergottheit darstellen, die vielleicht in Zeiten großer Dürre hier um Regen angerufen und mit zauberischen Bräuchen genötigt werden sollte, Abhilfe der Not zu schaffen. Denn eine Hauptaufgabe der Magier und Zauberer, nicht bloß bei Indianern und Negern, sondern auch bei den alten Ira-

---

wenn man annimmt, der Berg habe in germanischer Zeit Siling (wie Osning, Drömling) geheißen, und die Slaven hätten dann daraus Silenz, Slenz, Slêß gemacht.

niern, den Phöniziern (man denke an den Propheten Elias und die Baalspriester), selbst den Griechen bestand darin, daß sie Regen machen sollten. Rohe Steinfiguren finden sich auch am Fuße des Berges, und in neuerer Zeit hat man auf ihm selbst noch anderes Bildwerk — ich glaube, steinerne Vogelbilder — entdeckt.

„Auch von Hexen wurde gesprochen, und Hexengeschichten wurden erzählt. Personen, die man als solche im Verdachte hatte, gab es mehrere. In der Walpersnacht (Walpurgisnacht) hatten sie ihren Tanz, sie verwandelten sich dann in Katzen und machten Spuk. Die Bauern ließen der Regel nach ihre Pflüge und Eggen vor dem Hofthore auf der Gasse stehen; denn so verstohlen wie heutzutage waren die Leute damals nicht. Da wollten manche Leute solche Katzen gesehen haben, wie sie bei hellem Mondschein auf den Pflugrädeln gesessen, wie die Amseln gepfiffen und sonst gar abscheulich gethan hätten. Wenn wir manchmal spät in der Nacht vom Rockengange kamen und heimgingen, habe ich mich immer recht gefürchtet; denn es gab verrufne Orte, wo es umging, z. B. im Oberdorfe beim Wirtshause, wo das steinerne Kreuz steht.[1]) Auch die Dorfbach mit ihren Weiden- und Erlenbüschen war mir dann sehr unheimlich. Ich habe immer hingesehen, ob ich nicht die weißen Gänse erblickte, von denen man erzählte, und die eigentlich verwunschene Menschen wären."

„An den Alp glaubten die meisten Leute. Wenn er jemanden drückt, muß dieser ihm »a Kleebrotel« (kleines Brot) versprechen. Wenn dann ein Bettler oder ein Bettelweib kam, so glaubte man, das wäre der Alp, und man gab ihm das Brot. Auch von der

1) Solche steinerne Kreuze, etwa in der Form eines Eisernen Kreuzes, waren nicht selten. Sie waren Denkmäler an einen dort vorgefallnen Mord, Totschlag oder schweren Unglücksfall.

Spilladrulle und den Drullen erzählte man Geschichten. Als wir sehr viel später in Frankenstein wohnten, war in unserm Hause ein Schuhmacher namens Weigang, ein gescheiter Mann, der sich viel mit Büchern beschäftigte. Der hatte eine handschriftliche Stadtchronik, die hat er mir zu lesen gegeben. Darin stand, daß einmal vor mehreren hundert Jahren eine Drulle den Weg zwischen Frankenstein und Glatz unsicher gemacht und viel Unheil angerichtet habe."

„Am Sommersonntag (Lätare) gingen die Kinder der Wohlhabenden mit Maibäumchen zu ihren Verwandten und den Paten und wurden von ihnen für ihren Gesang beschenkt; die ärmeren gingen von Haus zu Haus, um Gaben zu erbitten. Sie sangen:

Mea, Mea, (Maien), Summergrien!
De lieba Engel finga schien,
Se finga all zugleiche
Ei dem Himmelreiche.
Rute Rusa, rute,
Blieen uf'm Stengel,
Der Herr is schien, der Herr is schien,
De Fro is wie a Engel;
Der Herr, der hot 'ne huche Mitze,
A hout se vull Tukota sitza,
A werd sich wull bedenka
Un werd mer een schenka u. s. w."

„Die Maienbäumchen der Kinder hob man auf und nagelte sie an die Scheunenthüre. Am Walpersabende stach man frischen Rasen und legte ihn auf die Schwelle, damit die Hexen nicht drüber hinwegkönnten. Zu Pfingsten hatten die Pferdejungen ein Fest. Sie errichteten in dem Hofe geradeüber der Schule einen Pfingstbaum mit grünen Maien und Kränzen. Die alten Leute, denen das Bauerngut gehörte, gaben ihr Haus dazu her. Am zweiten Pfingst-

feiertage fuhren sie dann auf einem Leiterwagen in die Stadt und holten ein Faß Bier. Dabei spielte der lustigste unter ihnen den Spaßmacher. Er trug einen dreieckigen, mit Goldpapier verzierten Hut und einen hölzernen Säbel und hieß der Rauhfiez. Den ganzen Tag über trieben sie auf dem genannten Hofe und auf den Gassen allerlei Possen, zechten und tanzten, und die Leute gingen hin, um sich den Spaß anzusehen. Diese Sitte war auf allen Dörfern.[1])"

„Auch der Erntekranz (auch Weeßkranz, d. i. Weizenkranz) und die Kirmes waren große Feste. An der Kirmes wurden, wie auch anderwärts, große Schmausereien gehalten, zu denen man die Verwandten und Bekannten, auch die aus der Stadt, einlud. Da ging es hoch her, da wurde Kuchen gebacken, gesotten, gekocht und gebraten; die Bettelleute kamen in Scharen, und alle kriegten etwas; die Betteljungen kamen mit großen Knallpeitschen in die Höfe und knallten damit, so stark sie konnten. Das nannte man Kuchen platzen gehn. Vor Weihnachten ging dann der Nickels um und brachte den artigen Kindern Äpfel und Nüsse. Auch feierten die Flachsbrechweiber nach der Flachsbrechе ein Fest. Sie wählten eine Flachsbraut. Diese war sehr schön angezogen. Ein andres Weib machte dabei den Brautführer. Sie tanzten dann im Wirtshause. Zu Fastnacht, sagte man, müsse man tüchtig tanzen, damit der Flachs gut gerate. Wie hoch man springe, so hoch wachse der Flachs."

„Überhaupt wurde viel getanzt; denn es gab

---

1) An andern Orten wurde das Fest auch mit possenhaften Wettrennen u. a. gefeiert; der Lustigmacher hieß Raufies, Rauchfies, d. i. Rauchfuchs, mittelhochdeutsch vies Fuchs. Hemdefiez ist ein nur mit dem Hemdchen bekleidetes Kind. Damit es sich schäme, macht man mit dem Zeigefinger der rechten Hand auf dem vorgestreckten der linken schabende Bewegungen und sagt dabei: Tschisch, tschisch, Hemdefietz.

viele Musikanten, und die wollten Geld verdienen. Sonntag nachmittags stellten sie sich mit ihren Waldhörnern, Klarinetten und Geigen vor dem Wirtshause auf und bliesen und spielten tüchtig, um die Leute zu locken. Es dauerte auch gar nicht lange, da kamen die Tanzlustigen von allen Seiten. Da wurde dann tüchtig um die Saule getanzt und juchheit. Eine dicke Saule (hölzerne Säule) war damals überall in den großen Schankstuben. Da waren die obrigkeitlichen Verordnungen angeschlagen; denn das Wirtshaus war auch der Gerichtskretscham, wo der Schulze und die Gerichtsleute ihre Sitzungen hielten und richteten. Auch der Stock war darin. Leute, namentlich Gesinde, die sich geschlagen, geschimpft oder sonst etwas verbrochen hatten und vom Gerichte verurteilt worden waren, wurden hineingesetzt. Ich bin manchmal am Sonntage mit andern Kindern hingegangen, um zuzusehen. Da tanzte man vorn, und hinten saßen Leute im Stocke. Diebe steckte man oft mehrere Tage lang in die Klause. Das war ein kleines Häusel, etwa wie ein Hühnerstall, mit einer niedrigen Thüre. Außen war ein Halseisen angebracht. Hier wurden Leute wegen größerer Vergehen hineingeschlossen und mußten ein oder mehrere Stunden darin stehen."

„Da Olbersdorf eine Filiale von Protzan ist, so mußten die Geistlichen, namentlich der Kaplan, beständig von dort herüberkommen, um Gottesdienst zu halten und Religionsunterricht zu geben. Sie kamen natürlich zu uns in die Schule. Einmal stiegen auch Kapuziner bei uns ab, die aus ihrem Kloster in Glatz kamen und eingeladen waren, um einen Kreuzweg einzuweihen, den ein frommer Bauer gestiftet hatte. Sie kamen bei strenger Winterkälte barfuß angefahren, was alle in Verwunderung setzte."

„Einmal kam auch ein Zigeunerjunge zu uns

und bat sehr dringend um Weihwasser; seine Großmutter liege draußen vor dem Dorfe im Sterben; da brauche man es. Wir gaben es ihm. Damals zogen noch viele Zigeuner im Lande umher.[1]) Dann kamen auch oft sogenannte Krumpholzmänner. Sie hatten eine Hocke auf dem Rücken, einen blauen Mantel darüber, hellblaue Hosen mit gelben Schnüren, und sahen aus wie Ungarn, waren aber keine. Sie handelten mit Wacholder- und »Tafelöl« und allen möglichen Mitteln für Mensch und Vieh. Der Vater wußte, was es mit ihnen für eine Bewandtnis hatte. In Hausdorf, seiner Heimat, wohnte nämlich ein Mann, der allerlei Säfte und Tränklein zu machen verstand.[2]) Bei ihm versahen sich diese Krumpholzmänner mit ihren Waren. Darum kannte man dort diese Vögel besser. Sie waren im Kaiserlichen (im nahen Böhmen) zu Hause in der sogenannten Löchen (Dorf Löchau), und man nannte sie deshalb nur die Löcher Lügner."

„Damals bestand noch die sogenannte Erbunterthänigkeit. Das war eine böse Sache. Die Erbunterthänigen mußten, wenn sie aus der Schule kamen, »zu Hofe ziehn« bei den Edelleuten, manchmal auch bei den Erbschulzen, und dienen. Sie bekamen für das ganze Jahr nur zwei Thaler Lohn und zur Kost alle Tage einmal ums andre Hirse und Graupe und Graupe und Hirse. Wir hatten einmal ein Dienstmädchen, die sollte nach Peterwitz zu Hofe ziehn; die beging es gar schrecklich und schrie und weinte. Ein

---

1) Ich habe in meiner Jugend keine Zigeuner gesehen; erst nach 1840 unter Friedrich Wilhelm IV. schlichen sie sich wieder ins Land ein und sind seitdem wieder eine große Plage geworden.

2) Also ein sogenannter Laborant, wie die von Krummhübel im Riesengebirge, die früher alle Jahrmärkte und selbst die Leipziger Messe (schon im siebzehnten Jahrhundert) bezogen und den Ruhm Rübezahls, den sie auf ihre Schilder malten, verbreiteten.

Gesinde brauchte nicht viel zu machen, da kriegte es Prügel. Der Bräutigam mußte die Braut mit einem Dukaten loskaufen. In Stolz (einem sehr großen und reichen Dorfe dreiviertel Meile östlich von Frankenstein) mußten sogar die Bauerntöchter zu Hofe ziehen oder sich für schweres Geld loskaufen.[1]) Von dem, was sie auf dem Hofe bekamen, konnten sie nicht leben; da mußten die Eltern zuschießen. Die Aufhebung der Erbunterthänigkeit war wohl eine schöne Sache. Auch konnte man einen Edelmann nur beim Oberlandesgerichte verklagen, und das kostete schweres Geld. Daher ging ihnen vieles durch, was nicht hätte durchgehn sollen. Die Gutsherrschaften führten ein glänzendes Leben. Gewöhnlich fuhren sie mit Vieren, voran lief ein Läufer, und hinten saßen zwei Jäger. So habe ich oft den Grafen N. N. bei der Schule vorbeifahren sehen. Als die Erbunterthänigkeit aufgehoben war, wollten sie anfangs gar entzwei gehen; da kam die Gräfin X immer mit ein paar alten Mähren in die Stadt gefahren, sodaß die Bürgersleute ihren Spott darüber machten."

„Übrigens waren die Bauern meist wohlhabend, und im Dorfe gab es reiche Leute. Vor dem Kriege 1806 hatte jeder Bauer seine Kalesche, der Form nach eine Karosse oder halbgedeckter Wagen, aber aus Bretthholz bestehend und deshalb Brâtlakolesse (Brettchenkalesche) genannt. Sie war bunt mit Blumen bemalt. Nur allein der Schulze[2]) hatte einen sogenannten Staatswagen, eine schöne, städtisch gebaute Karosse und mußte sie halten. Er hatte das in seinem Kaufbriefe. Wenn eine Braut aus einem andern Dorfe

1) Auch wenn ein Bauer einen Sohn studieren lassen wollte, mußte des Gutsherrn Einwilligung eingeholt werden.

2) Olbersdorf hatte eine sehr stattliche Erbscholtisei. Man unterschied vielfach den Erbschulzen, der das Schulzengut (Doppelhufe) besaß, und den Gerichtsschulzen, der thatsächlich die Schulzengeschäfte besorgte.

einheiratete, so mußte er sie in seinem Staatswagen abholen; er fuhr dann voran, und die Bauern in ihren Brettelkaleschen hinterdrein. Als nach dem Kriege eine Steuer auf Luxuswagen gelegt wurde, schafften die Bauern die Kaleschen ab. Da kamen die Journalieren auf. Die ersten Unternehmer nährten sich sehr gut. Man zahlte damals nach Breslau (9 Meilen Entfernung) 1 Thaler. Vordem waren die angesehensten Kaufleute, wenn sie dort Geschäfte hatten, zu Fuße hin gegangen. Mit Frachtwagen fuhr man drei Tage. Denn die Straße war noch vielfach schlecht und namentlich hinterm Zobtenberge, wenn man auf den sogenannten schwarzen Boden (der Oderniederung) kam, bei aufgeweichtem Boden schwer befahrbar; die Wagen sanken dort oft tief in den Kot ein, und daher waren die fast immer in Gesellschaft fahrenden Fuhrleute mit Hacken, Schaufeln und Hebebäumen ausgerüstet." [1])

---

1) Diese alte Straße, im Mittelalter via regia benannt, die von Breslau nach Glatz und von dort geradeaus nach Wien, rechts hin nach Prag führt, war vor Einführung der Eisenbahnen recht lebhaft; fünf bis zehn und mehr große, stark gebaute, hochbepackte Frachtwagen hart hintereinander waren nichts seltenes. Die jetzt wohl bis auf wenige Reste ausgestorbne Klasse der Fuhrleute war eine ganz eigentümliche Menschenart; denn meist waren sie große, starke, schwerfällige, einsilbige und grobe Leute mit gesunder Gesichtsfarbe und eigentümlicher Tracht: blauer Bluse (in Schlesien Fuhrmannskittel genannt), grüner Manchesterhose und sehr hohen, fast die ganzen Schenkel bedeckenden Wasserstiefeln; sie trugen auch einen eigentümlichen niedrigen Cylinderhut mit schwarzem, sehr breitem Bande. Dabei hatten sie meist ein rotes, gelb- oder weißgetüpfeltes Halstuch, das vorn zu einem dicken Knoten geschlungen war, und dessen Enden in der hoch hinaufgehenden Weste steckten, mit drüber gelegtem weißem Hemdkragen (schlesisch Lindla, d. i. Linnen, genannt, manchmal ausgebogt und mit ausgenähten Löchern). Manche trugen auch eine grüne Sammetmütze von der Form, wie sie in Österreich und Bayern die Brauer und Gastwirte zu tragen pflegen. Dabei rauchten sie aus ganz kurzen Pfeifen. Auch trugen sie meist silberne Ohrringe. Auf der Reise gingen sie sehr schwerfällig und breitbeinig nebenher oder

„Meine Pflegemutter wußte noch vom siebenjährigen Kriege zu erzählen. Sie war damals ein Kind gewesen, hatte aber eine ältere Schwester gehabt, die viel Mut und Entschlossenheit hatte und mit den Kroaten und Rotmänteln, wenn sie auf den Hof kamen, sehr gut fertig zu werden wußte. Auch von der Einführung des Kartoffelbaues erzählte sie. König Friedrich hatte nämlich befohlen, daß jeder Bauer mindestens ein Beet mit Kartoffeln anbauen solle. Der Vater meiner Pflegemutter, ein verständiger Mann, hatte das auch gethan, und als die ersten selbsterbauten Kartoffeln auf dem Tische standen, hatte er tüchtig zugelangt und gegessen, Frau und Kinder aber hatten das mit Furcht und Angst angesehen, ob er nicht plötzlich vergiftet umfallen würde.“ [1])

Aus dieser Familie und zwar als naher Verwandter von Franz und Brigitta Hübner stammte auch ein Mann, dessen ich im Vorbeigehen Erwähnung thun will, weil er ein Mann von Geist war und eine sehr würdige Stellung eingenommen hat. Es war der zu Köppernig bei Neisse verstorbne Pfarrer, Erzpriester und Kreisschulinspektor Dr. August Hübner. Ich habe ihn persönlich nicht gekannt und erinnere mich nur, daß meine Mutter einigemal von ihm gesprochen hat. Ich wurde, und zwar sehr spät auf ihn aufmerksam, als mir durch Zufall ein von ihm 1849 zu Neiße

saßen wachend oder schlummernd vorn in der „Kelle.“ Die großen und starken Pferde waren mit vielen metallnen Scheiben behangen, und ihr Kummet nach außen mit einem roten, schwarzberänderten Tuch geschmückt. An vielen Orten durch ganz Deutschland gab es namhafte Fuhrherrn, denen diese Gespanne gehörten, z. B. in Breslau Schey, in Glatz Rosenberger u. a. Diese Fuhrleute machten weite Fahrten je nach der Befrachtung, nach Österreich, Steiermark, nach Leipzig, an den Rhein, tief nach Polen hinein.

1) Man nannte sie anfangs Frieselbissen, weil man glaubte, daß man Fieber davon bekomme. Wenn Friedrich, was er absichtlich that, öffentlich speiste, ließ er sich, damit alle Welt es sähe, Kartoffeln auftragen und aß davon.

herausgegebnes Buch, Vidae Christias, ein lateinisches, der Messiade ähnliches aber kürzeres episches Gedicht, in die Hände kam. Laut seiner darin enthaltenen, in lateinischer Sprache verfaßten Lebensbeschreibung war er 1797 zu Schräbsdorf geboren, besuchte die Elementarschule in dem nahen Kaubitz, dann das Gymnasium zu Glatz und vier Jahre lang die Universität zu Breslau, worauf er zwei Jahre auf eigne Kosten (meis, non publicis, ut quidam false putaverunt, pecuniis) große Reisen durch Galizien Österreich, Italien, die Schweiz, Frankreich und Deutschland machte. Während seiner Studienzeit war er Informator bei dem jungen Grafen Emanuel Schaffgotsch und gab zugleich Unterricht am katholischen Gymnasium in Breslau. Nach seiner Heimkehr von der Reise war er Lehrer an den Gymnasien zu Glatz und Ratibor, dann sieben Jahre lang Subregens am Priesterseminar zu Breslau und Pönitentiar an der Domkirche, hierauf seit 1832 Pfarrer zu Köppernig. Nach einer schweren Krankheit gab er (wohl in Folge eines Gelübdes) auf eigne Kosten christliche lateinische Dichter heraus, wie Jacobi Balde et M. C. Sarbievii carmina Mariana, Sannazari de partu Virginis, Vidae Christias und vielleicht später noch andre. Wann er gestorben ist, weiß ich nicht. Wie mir der verstorbne Pfarrer Ardelt von Gramschütz bei Glogau, der ihn gekannt hatte, erzählte, war er ein etwas eigentümlicher und wenig umgänglicher Herr, der auf schöne Wagen und schöne Pferde hielt. Er erzählte mir auch von einem andern Angehörigen dieser Familie, der gleichfalls reich, aber sehr geizig war. Da er etwas abgelegen auf dem Lande wohnte und sich vor Dieben und Räubern fürchtete, aber zu sparsam war, sich einen Hund zu halten, so ging er zur Nachtzeit um das Haus und bellte, damit man glauben sollte, er hielte einen.

„Im Jahre 1800 am 20. August nachmittags kam die Königin Luise durch Frankenstein. Sie ging ins Bad nach Landeck. Man läutete alle Glocken. Sie kam von Fürstenstein, wo der Graf Hochberg ihr zu Ehren ein Turnier veranstaltet hatte, über Schweidnitz und Reichenbach nach Frankenstein und reiste dann weiter nach Glatz, wo sie um 6 Uhr abends anlangte und wieder mit dem Könige zusammentraf, der eine Stunde früher von Silberberg her angekommen war. Am 21. weilte das Königspaar in Glatz, am 22. reiste die Königin nach Landeck. Um sie zu sehen, war das halbe Dorf in die Stadt gegangen, auch meine Pflegemutter. Alle sagten, sie sei sehr schön gewesen."

Zweites Kapitel

Meine Mutter hält Schule. Frankenstein. Bürger und Beamte. Ein Flagellant. Das Dominikanerkloster

„Die Schullehrerstelle in Olbersdorf war ziemlich dürftig, namentlich dürftiger als die in Protzan; denn da die Kirche in Olbersdorf eine Filiale von Protzan war, so flossen die Accidentien meist dorthin, und die Lehrerstelle daselbst war gut. Die Gemeinde war wohlhabend, aber für die Schule thaten die Bauern nichts. Das Schulhaus war alt und baufällig und mit Schauben gedeckt, und die Schulstube war zugleich Kochstube. Da wir sehr viele Kinder, aber keinen Adjuvanten hatten, so mußte ich in den letzten Jahren, obgleich erst 11 bis 12 Jahre alt, helfen Schule halten. Ich hatte die kleinen Knaben unter mir, erhielt ein Stöckchen und lehrte sie an der Tafel Buchstabieren und Rechnen.[1]) Mein Pflegevater wandte sich verschiedne male an die Regierung um Abhilfe,

1) Der reiche Ackerbürger Joseph Scholz in Frankenstein, ein Bauernsohn aus Olbersdorf, der in den vierziger Jahren starb und der Stadt 40 000 Thaler zur Stiftung eines Waisenhauses vermachte, war mir sehr zugethan und erinnerte sich jedesmal, wenn er mich traf, daß meine Mutter seine Lehrerin gewesen sei. „Die Jungfer Rosel," sagte er, „gab uns manchmal einen Klaps, wenn wir nicht aufpaßten, aber es that nicht weh, und wir ließen uns gern von ihr schlagen."

aber er hatte nur Schererei und Ärgernis davon. Die Bauern blieben hartnäckig auf ihrem Kopfe. So hatte er es denn satt, und als in der Stadt der Organistenposten am Dominikanerkloster frei wurde, so bewarb er sich darum und erhielt ihn auch."

„So zogen wir denn am 1. April 1804 nach Frankenstein. Die Stadt sah damals noch ganz anders aus als später und namentlich jetzt nach dem großen Brande (am 24. April 1858). Sie war damals — wie auch jetzt noch teilweise — ganz von einer hohen Mauer umgeben, auf der in Zwischenräumen Türme standen — mehr als jetzt. Über jedem der vier Thore[1]) stand ein aus Ziegeln aufgemauerter hoher, viereckiger, oben mit Zinnen versehener Turm, neben dem in einem Häuschen der Thorschreiber als Accise-einnehmer wohnte. Um 9 Uhr abends wurden die Thore geschlossen, und deshalb um $8^{3}/_{4}$ das Sperrglöckchen geläutet. Wer um diese Zeit noch außerhalb war und es hörte, beeilte sich, vor Schlag 9 durchs Thor zu kommen. Denn wer auch nur eine Minute zu spät kam, mußte dem schon harrenden, auf seinen Vorteil sehr erpichten Mautner, der diese Steuer gepachtet hatte, den Sperrkreuzer bezahlen. In den Mauertürmen sah es sehr unheimlich aus. Da wohnten die kleinen städtischen Beamten, die Mautner, Nachtwächter; in andern brachte man die Obdachlosen und das ganz arme Volk unter. Ich bin einmal in einem solchen Turme gewesen; man mußte auf einer Hühnersteige oder Leiter hinaufklettern. Auch waren die alten Wallgräben noch nicht ausgefüllt, namentlich der um das alte Schloß."[2])

---

1) Das Breslauer nördlich, das Münsterberger östlich, das Glatzer südlich, das Schweidnitzer westlich, das jetzt das Silberberger heißt, weil seit den dreißiger Jahren die neue Straße nach Schweidnitz durch das Breslauer führt.

2) Das Schloß der Herzoge von Münsterberg, war schon in den

„Die Häuser in der Stadt waren weiter nicht schön; nur um den Ring (den Marktplatz) gab es hohe hübsche und massive Häuser, auch die Ober- und Niedergasse sahen erträglich aus; sonst aber gab es noch viele alte Lehmhäuser mit hohen Brettergiebeln. Am kläglichsten sah es in der Neustadt aus, wo viel armes Volk wohnte; die Lehmhäuser aber waren im Winter sehr warm und, wenn ein proprer Wirt darin wohnte, sehr reinlich. Daß die Leute nicht bauten und so viele alte Häuser stehen ließen, hatte seinen guten Grund. Wer nämlich ein eignes Haus hatte, der brauchte nicht Soldat zu werden. Alle Welt kaufte daher eigne Häuser, weil diese sehr wohlfeil waren. Sonst herrschte Wohlstand in der Stadt, und es gab reiche Leute. Das wurde nach 1806 ganz anders, und die Armut kam ins Land, aber vor 1806 befanden sich die Leute sehr wohl; die gemeinen Bürgersfrauen trugen Sonntags große goldne Ketten um den Hals und hatten Kleider von schwerer Seide, die Männer gingen frisiert und gepudert. Damals hatten die Perückeure und Friseure gute Nahrung, als man aber die Zöpfe abschnitt, da ging ihr Gewerbe fast ganz zu Grunde. Die zünftigen Bürger standen sich sehr gut wegen der Gerechtigkeiten, die damals noch herrschten; wer eine solche Gerechtigkeit hatte, war ein gemachter Mann; denn die einzelnen Mittel[1]) waren noch streng geschlossen, und die Zahl der Gerechtigkeiten beschränkt. Die Bürgersöhne hatten es alle in der Tasche, daß sie in des Vaters Nahrung

---

Hussitenkriegen von Bedeutung, wurde dann von 1524 bis 1532 vom Herzog Karl nach dem Muster des königlichen Schlosses zu Ofen umgebaut und im Juli und August 1646 von dem kaiserlichen Feldmarschall Montecuculi, nachdem der schwedische Kommandant Hermann Krägel freien Abzug erhalten hatte, in Trümmer geschossen, damit es dem Feinde nicht fürder als Stützpunkt diene.

1) Innungen.

kamen, und einem Fremden war der Eintritt nicht möglich, es sei denn, daß er eine Bürgerswitwe oder eine Bürgerstochter heiratete. Namentlich die Bäcker, Fleischer und Müller waren wohlhabend. Man konnte Fleischer und Müller leicht heraus erkennen. Denn die Fleischer trugen braunrote Röcke, die wie geronnenes Blut aussahen, die Müller hellgraue, als wenn Blau mit Mehl bestreut wäre. Es herrschte auch ein großer Stolz unter den Leuten. Bei jeder Gelegenheit schlugen sie sich an die Brust und sagten: »Ich bin Bürger und Meister; mir hat niemand etwas zu sagen, als nur der König.« Mit den Beamten standen sie auf keinem guten Fuße. Sie nannten sie hergelaufnes Volk, und wenn ein Bürger einem Beamten seine Tochter zur Ehe gab, so war das etwas großes. Die Beamten lebten unter sich und hatten ganz andre Sitten; die jungen Herren darunter zeichneten sich durch ihre elegante Kleidung und ihre feinen Manieren aus. Der allerfeinste war ein gewisser Herr Primavesi, der bei der Glatz-Münsterbergischen Fürstentumslandschaft so etwas wie Sekretär war; der ging immer fein gepudert mit dem Hute unter dem Arm, mit grünem Frack und gelben Beinkleidern. Auch einige reiche Kaufleute gab es; die gemeinen Bürger aber vergaßen es diesem oder jenem nicht, daß er — oft von sehr nahe her — aus der Fremde gekommen war. Sie sagten: »Wir haben ihn noch gekannt, wie er als Bauernjunge mit seiner Habe im Schnupftüchel zum Thore hereingekommen ist.« Die Kaufleute lebten meist sehr sparsam und hatten kleine dunkle Lädlein, aber sie machten gute Geschäfte darin. Später wurde das anders, manche hatten Söhnlein, die besser zu leben verstanden und das Geld wieder unter die Leute brachten. Lesen und schreiben konnten noch sehr viele Leute nicht, namentlich unter den kleinen Bürgern, sie sprachen daher auch noch ganz bäuerisch, und manche

hatten sich Redensarten angewöhnt, die sie fortwährend einmischten. Davon hatten manche Spitznamen. Die Leute waren im ganzen einfältiger und gröber; so verschmitzt und durchtrieben, wie heute viele sind, waren sie nicht. Schlechtes Volk gab es freilich auch genug."

„Wir zogen in der Stadt in ein Haus auf der Klostergasse nicht weit vom Breslauer Thore. Unser Wirt war noch ein Geißelmann (Flagellant). In der Nacht vom Gründonnerstage zum Karfreitage begab er sich stets auf den Boden und geißelte sich bis aufs Blut. Seine Frau war nicht ganz damit einverstanden. In der Nähe wohnte ein alter Büttner (Böttticher), der Husar gewesen war und von der Prager Schlacht zu erzählen wußte."

„Das in der Nähe liegende Dominikanerkloster[1]) war weder groß noch reich, doch besaß es schöne Ackerstücke; im ganzen glich es mehr einer großen Bauernwirtschaft. Der Prior hieß P. Mitschker, und die Geistlichen waren P. Dominik, P. Ignaz, P. Ludwig, P. Vincenz und P. Norbert. Dann waren noch zwei Laienbrüder, Frater Cajetan (Faulde) und Frater Bernhard. Die Geistlichen waren meist Bauernsöhne aus der Umgegend, die drüben im Kaiserlichen (zu Weißwasser) in Oestereichisch-Schlesien, wo ein Piaristengymnasium war, so viel Latein gelernt hatten, als sie für den Gottesdienst brauchten. Sehr gebildet waren sie nicht; nur einer, der Pater Ludwig, galt

1) Der Bestand dieses Klosters ist aus dem Jahre 1302 bezeugt. Bemerkenswert in seiner Geschichte sind die Greuelthaten, die die Hussiten bei einem ihrer Einfälle (1428) an dem Kloster und seinen Einsassen verübten. Sie verbrannten im Klosterhofe den Subprior Nikolaus Carpentarius auf einem aus Heiligenbildern errichteten Scheiterhaufen, hieben den Prediger des Klosters, Joh. Buda, der gegen sie gepredigt hatte, in Stücke und hängten den Diakon Andreas Cantor an einen Flügel des Breslauer Thores auf und schossen mit Pfeilen nach ihm.

für einen Gelehrten. Längere Zeit hielt sich auch der Pater Provinzial aus Glogau im Kloster auf. Das war ein sehr ehrwürdiger Mann. Das Kloster war sozusagen die zweite Pfarrei der Stadt und hatte darin seinen besondern Anhang, namentlich gab es Familien, wo die Geistlichen ab und zu verkehrten. Noch mehr Anhang hatten sie aber auf dem Lande, die meist sehr wohlhabenden Bauern waren freigebig, wenn der Laienbruder kam und terminierte."

Drittes Kapitel

Das Regiment Sanitz. Soldatenleben vor dem Kriege 1806. Deserteure. Ein Komplott. Verbrecher. Die Soldatenweiber

„In der Stadt lag auch Militär, und zwar vom Regiment Sanitz. Früher hatte ein Regiment dagestanden, das hieß Markgraf Heinrich. Damals war es mit dem Militärwesen ganz anders als nach dem Jahre 1810. Man nahm fast nur große Leute zum Militär, und wenn Leute einen Sohn hatten, der hoch aufschoß, so klagten sie schon lange im voraus, daß er Soldat werden müsse. Mit den Landeskindern war es indes nicht so schlimm wie mit den geworbnen Leuten. Sie wurden nach einiger Zeit beurlaubt und konnten sich verheiraten; aber sie mußten jeden Augenblick bereit sein, wieder einberufen zu werden. So ging es einem nahen Verwandten von uns, der hieß Vogel. Er war ein großer und stattlicher Mann und deshalb Grenadier. Er hatte eine Ackerstelle und das Wirtshaus in Protzan, dazu eine Frau und sieben lebendige Kinder und wurde noch immer zu den Übungen einberufen. Da kommt eines Tages ein vornehmer Herr in das Wirtshaus und bestellt etwas zu essen und zu trinken. Wie der die Frau und die sieben Kinder sieht und keinen Mann dabei,

sagt er: »Liebe Frau, Sie ist wohl Witwe?« »Nein, sagt sie, mein Mann ist Soldat. Er steht bei den Grenadieren und ist drunten bei Breslau zur Revue eingezogen,« und sie klagt ihm ihre Not. Da sagt der Herr: »Nein, das will der König nicht. Gebe Sie mir Papier, Feder und Tinte.« Als die Frau dies gebracht hat, setzt er sich hin und verfaßt eine schöne Bittschrift. Dann sagt er zu der Frau: »Nehme Sie das, reise Sie damit nach Breslau und überreiche es dem Könige.« Das hat sie gethan und die Bittschrift dem Könige (es war noch der dicke Wilhelm) überreicht. So ist ihr Mann losgekommen."

Der schon früher als Geschichtschreiber der schwarzen Schar erwähnte braunschweigische General F. L. v. Wachholtz kannte Frankenstein und das Regiment Sanitz sehr genau, weil sein Vater eine Zeit lang hier in Garnison gestanden hatte. Es war ein Musterregiment im übelsten Sinne des Wortes, an dem alle Fehler des damaligen Militärwesens schreiend zu Tage traten. „Das Regiment Sanitz," sagt Wachholtz, „das nur ein Bataillon stark war, sollte zu einem Regimente komplettiert werden, infolge dessen sämtliche Regimenter der Armee Leute an dasselbe abgeben mußten. Mit Vergnügen benutzten die Chefs diese Gelegenheit, um sich einiger ihrer schlimmsten Subjekte zu entledigen, und so kam es denn, daß bei dem erwähnten Regiment im ersten Jahre nach dessen Organisation neun Mordthaten vorfielen." [1])

„Die Grenadiere des Regiments," erzählte meine Mutter weiter, „standen in Münsterberg, die Musketiere in Frankenstein. Die Grenadiere hatten ihre Kantons in Oberschlesien und wurden alle Jahre vierzehn Tage

---

1) Aus dem Tagebuche des Generals F. L. v. Wachholtz. Braunschweig, Vieweg, 1843. S. 62 f.

lang dorthin (nach Kosel?) gezogen, die Frankensteiner dagegen kamen nach Neisse zum Regimente des Generals v. Müffling. Die Grenadiere hatten hohe Mützen, die Musketiere halbrunde Hüte, dazu beide blaue Uniform mit rotem Kragen und roten Rabatten. Vorn war der Rock schief ausgeschnitten und innen zwei Lappen Tuch angenäht, die unten hervorstanden, damit es aussehen sollte, als ob sie Westen darunter hätten; sie hatten aber keine. Das Tuch zu den Uniformen war sehr schlecht, reine »Razze.« Die Leute sagten: es hält sich kein Floh daran fest. Dann hatten sie weiße Hosen mit schwarzen Gamaschen und Niederschuhe und trugen lange Zöpfe. Wenn jetzt ein solches Regiment aufmarschieren sollte, würden sich die Leute nicht schlecht wundern. Außer dem Dienste trugen sie weiße Zipfelmützen. Die kleinen Leute steckte man damals zu den Sechsgröschlern, die in Löwenberg standen. Sie hießen so, weil sie nur sechs Gröschel (d. i. fünfzehn Pfennige) Traktament erhielten.[1]) Weil sie kleiner waren, so meinte man, brauchten sie auch weniger zu essen und bekamen daher auch weniger Löhnung. Sonst erhielt der Soldat zwei Böhmen täglich. Dafür mußte er sich Schuhe, Schuhschmiere, Wäsche u. a. besorgen und seinem Wirte einen Böhmen fürs Essen geben. Alle fünf Tage bekamen sie ein Kommißbrot. Es waren meist baumlange Kerle. Von ihrem Traktamente konnten sie nur höchst erbärmlich leben. Sie gingen daher auf Arbeit, hackten Holz, spannen Wolle oder handelten mit alten Kleidern. Der oder jener war ein Puppenspieler." In Übereinstimmung damit sagt Wachholtz: „Der Sold des Soldaten betrug acht Groschen (eine Mark) für die fünftägige Löhnungsperiode. Eine so geringe Summe

1) Der Böhmen (zwölf Pfennige) hatte vier Gröschel (Dreipfenniger).

reichte zur Bestreitung der Lebens- und Dienstbedürfnisse nicht hin, und es mußte also durch Arbeit von ihm noch hinzuverdient werden. Die Kasernen glichen daher Fabriken; denn in jeder Stube standen große Räder und Hecheln, an denen die Soldaten, wenn sie nicht im Dienste beschäftigt waren, bis aufs Hemde ausgezogen und mit bloßen Füßen vom Morgen bis in die Nacht hinein Wolle spannen und kratzten. An allen Straßenecken fand man einige dieser Bedürftigen, die Montur über der Schulter und die Axt in der Hand, um für einen geringen Tagelohn eine Klafter Holz zu spalten. Zu jeder schweren Arbeit waren sie bereit und wurden dazu gebraucht. So nahmen sie den Charakter privilegierter Tagelöhner und Lastträger an. Wirkliche Bettelei fiel bei ihnen zwar nicht vor, doch war jedem die geringste Gabe angenehm."

„So verdienten die Soldaten wohl etwas nebenbei," fuhr die Erzählerin fort, „aber das wurde von den meisten wieder verjubelt. Auf der Tuchmachergasse war eine Branntweinbrennerei; dort war die Soldatenkneipe; da wurde getrunken, getanzt und gelärmt, und die Leute dort sind reich geworden. An Branntweinbrennereien war kein Mangel; es gab in der Stadt allein vierzehn; auch hatten alle Schulzen auf dem Lande Brennereien, so z. B. der mit uns verwandte Schulze Weidlich in Protzan, der Schulze von Peterwitz, der Müller in der Geiermühle; der mußte der Herrschaft in Stolz Zins geben. Als die Gerechtigkeiten aufgehoben wurden, entstanden viele Prozesse."

„Die Einquartierung war eine große Last für die Stadt. Auf jedes »Bier« kam ein Mann. Da die meisten Häuser zweibierig waren — d. h. das Recht hatten, daß ihr Wirt zweimal im Jahre Stadtbier bei sich ausschenken durfte —, so hatte das Haus

gewöhnlich zwei Mann. Auf die Häuser am Markte kamen sechs bis acht Mann, bei Revuen doppelt soviel. Wenn der Wirt kein besondres Gelaß hatte, mußte er seine Soldaten in der Wohnstube dulden und ihnen eine Schublade für ihre Sachen einräumen. Natürlich stahlen viele; die Leute durften nichts aus den Händen weglegen, sie ließen aber kleinere Diebstähle aus Mitleid meist durchgehen, weil die Soldaten gar zu barbarisch bestraft wurden."

„Das Regiment Sanitz bestand zum größten Teile aus geworbnen Leuten. Sie waren aus aller Herren Ländern, meistens aber aus dem Reiche. Was das Reich wäre, wußte ich damals nicht; ich wußte nur, daß sie auch deutsch sprachen, aber etwas anders als wir. Es gab eine Menge alter Kerle darunter, die mehr als einmal kapituliert hatten. Auch das habe ich gehört, daß es Werber im Reiche gab. Einmal kam ein ganzer Stoß Irländer an. Die Leute sagten, die Irländer hätten Rebellion gegen die Engländer gemacht, und dafür habe sie der englische König an den preußischen verkauft. Es dauerte gar nicht lange, da kamen viele irländische Weiber ihren Männern nach, manche in andern Umständen. Da war ein Jammer zum Herzebrechen. Eine Hebeamme hat erzählt, daß sie zu einer solchen Frau in die Kaserne gerufen worden, und daß nichts dagewesen sei, nicht ein Lumpen oder Lappen, um das Kind einzuhüllen. Da ist sie denn in die Stadt zu guten Leuten gegangen und hat um Leinenzeug gebeten; die Bürgersleute haben auch Warmbier und Wochensuppe in die Kaserne geschickt und aus Barmherzigkeit zu Paten gestanden."

„Die Disziplin," sagt Wachholtz, „war strenge, konnte aber unter den obwaltenden Umständen nicht anders sein. Jeder Unteroffizier hatte das Recht, mit seinem Stocke den Soldaten für Unaufmerksamkeit

im Dienste Hiebe zu geben. Arrest galt für keine Strafe. Vergehen wurden mit zehn bis dreißig Stockprügeln bestraft, welche Züchtigung von zwei Unteroffizieren mit Hainbuchen- oder Haselnußstecken vor der Hauptwache vollzogen wurde. Auf größern Vergehen, besonders Desertion, stand Spitzrutenlaufen, oder wie es gewöhnlich genannt wurde, Spießrutenstrafe und Gassenlaufen. Das Verfahren dabei war kurz; oft wurde um $10^1/_2$ Uhr das Standrecht gehalten, und um 11 Uhr fand die Exekution statt. Die Wachtparade, die ungefähr 100 Mann stark sein mochte, bildete eine Gasse, indem das erste Glied Kehrt machte. Während der Profoß an die so aufgestellte Mannschaft Weiden- und Birkenruten austeilte, wurde dem Delinquenten der Oberleib entblößt und ihm die Hände mit Riemen auf der Brust zusammengebunden; ein Unteroffizier mit umgekehrtem Kurzgewehr (Sponton), die Spitze gegen den Sträfling gerichtet, ging voran, ein andrer nach, der Adjutant hinter dem Gliede, jeden sogleich strafend, der nicht tüchtig zuschlug. So ward der Delinquent auf- und abgeführt, und seinen Rücken sah man bald zerfleischt. Die geringste Strafe des Gassenlaufens war, daß der Verurteilte die Reihe seiner ihn schlagenden Kameraden sechsmal passieren mußte. Bei der höchsten geschah das in drei aufeinander folgenden Tagen sechsunddreißigmal durch 200 Mann. Der Anblick der Vollziehung dieser Strafe war schauderhaft, und doch mußte dieselbe weniger schlimm sein(?), als sie erschien, da der Bestrafte in kurzem neue Exzesse beging. Das sechsunddreißigmalige Gassenlaufen nannte man auf Leben und Tod, indes habe ich doch mehrere Unglückliche gesehen, die dasselbe überstanden und nach wenigen Wochen einer vollkommnen Wiederherstellung sich erfreuten."

Meine Mutter erzählte: „Die Soldaten wurden

ganz unmenschlich roh behandelt, und deshalb hörten Exzesse, Desertieren, Gassenlaufen, Mord und Todschlag gar nicht auf. Die Leute hatten ein Grauen davor. Der General v. Sanitz wohnte in der Kommandantur.[1]) Er war kein böser Mann, und die Leute lobten ihn; aber der Oberst v. Schimonsky war sehr verhaßt. Er war ein eisgrauer Mann und hatte einen finstern Blick. Als die Schlacht bei Jena verspielt war, sagten die Leute: »der kommt gewiß nicht wieder,« aber er schämte sich nicht und kam wieder. Was den größten Unwillen erregte, das war das Benehmen der Junker. Das waren lauter Edelmannsjungen, die Offizier werden sollten und zuerst Unteroffizierdienst thaten. Viel zu lernen brauchten sie nicht, was sie vor allem lernten, war das Soldatenprügeln und Fuchteln.[2]) Es war schrecklich anzusehen, wenn ein solcher Bengel einen alten grauen Soldaten, dem die Thränen in den Augen standen, grob schimpfte und fuchtelte. Sie warfen sich dabei furchtbar in die Brust. Ich habe immer lachen müssen, wenn sie so steif in der Halsbinde steckten und sich ein so wichtiges Ansehen gaben."

„Da die Grenze so nahe war, so hörte das Desertieren gar nicht auf, und deshalb wurden die strengsten Maßregeln dagegen ergriffen. Kein Soldat durfte aus der Stadt heraus, und nur Unteroffizieren und Vertrauensleuten — sogenannten Freiwächtern nach Wachholtz — wurde bisweilen Erlaubnis gegeben, auf einige Stunden nach Olbersdorf, Heinersdorf oder Zadel zum Tanze zu gehen, und dazu

1) Sie war an der Südecke des Unterringes schief gegenüber dem Deutschen Hause, in dem Bäcker Schattingerschen Hause.

2) Hiebe mit der flachen Klinge. Es wurde endlos gefuchtelt. Mente erzählt z. B., daß jedesmal, wenn die Wache ins Gewehr gerufen wurde, der letzte, der hinauskam — und einer mußte doch der letzte sein —, Fuchtel bekam.

mußten sie einen Paß haben. Auf Überschreitung des Urlaubs stand Gassenlaufen. Innerhalb jedes Thores war in einem kleinen Hause eine Thorwache, und ein Posten stand daselbst, draußen aber vor dem Thore stand ein Vertrauter auf Posten; damit aber selbst diese nicht fortliefen, mußten sie alle Viertelstunden schreien: noch da! damit es der innerhalb Stehende höre; während der Nacht aber wurde man häufig im Schlafe gestört. Denn unausgesetzt zogen Patrouillen durch die Gassen und brüllten vor jedem Hause: noch da? worauf die Soldaten aus ihren Kammern brüllten: noch da! Trotzdem liefen die Leute fort, und manchem gelang es, zu entkommen. So z. B. benutzte ein Soldat auf der Klostergasse die Gelegenheit, als ein Leichenzug vorüberging. Er zog sich rasch den Rock des abwesenden Hauswirts an und mischte sich unter das Grabgeleite. So entkam er."

Wachholtz erzählt, daß man besonders auf dem Marsche zur Revue seine liebe Not hatte, die Leute am Fortlaufen zu hindern. Die Höfe, worin die Soldaten übernachteten, wurden von einer von Inländern gebildeten Schildwachenkette umstellt.

„Etwas über zwei Meilen entfernt, südöstlich von Frankenstein, liegt hoch am Gebirge und deshalb weit sichtbar das Städtchen Reichenstein,[1]) und ganz nahe östlich davon, aber bereits auf österreichischem Boden, ein großes langes Wirts- und Weinhaus, die sogenannte Gucke. Wer gute Augen hat, kann sie in Frankenstein wie in Münsterberg deutlich erkennen. Diese Gucke nun war der in der ganzen Umgegend berufne Standort von kaiserlichen Werbeoffizieren. Wenn daher in den erwähnten Garnisonen ein Neuling ankam, so wurde ihm die Gucke gezeigt oder ihm

1) Alte Bergstadt, wo man in frühern Zeiten Gold grub, und wo sich gegenwärtig eines der größten Arsenikbergwerke befindet. „Der goldne Esel" (Stollen) von Reichenstein war einst berühmt.

davon erzählt und gesagt, daß man dorthin desertieren und neues Handgeld erhalten könne. Der Weg dahin führte über das ein starke Meile entfernte Kamenz, weil dort die Brücke über die schon recht ansehnliche Neisse war. Gewöhnlich benutzten die Soldaten die Abenddämmerung zum Entweichen und liefen dann, durch die Nacht geschützt, auf Kamenz zu. Wenn ein solcher zur Zeit, wo die Lärmkanone in Frankenstein brummte, die Brücke bereits hinter sich hatte, so war er meist gerettet. Denn auf den Rondellen des alten Schlosses stand eine stets geladne Kanone, die, wenn die Entweichung eines Soldaten gemeldet war, sofort gelöst wurde. Auf dieses Signal mußten die Bauern in den Dörfern an der Neisse »auf Picket ziehen« und die Ufer des Flusses besetzen, um den Flüchtling abzufangen."

Auch davon berichtet v. Wachholtz. „Sobald eine Desertion kund wurde," sagt er, „ertönten sofort aus der Garnisonstadt Kanonenschüsse, auf welches Zeichen die Bauern der in der Nachbarschaft liegenden Dörfer, drei bis vier Meilen in der Runde, alle Wege und Brücken drei Nächte lang zu besetzen verpflichtet waren, auch das Getreide auf dem Felde, war es im Sommer, durchsuchen mußten. Drei Offiziere ritten auf Bauernpferden von Dorf zu Dorf, um nachzusehen, ob den Anordnungen auch Genüge geleistet sei."

„Im Sommer," berichtete die Mutter weiter, „bei besonders niedrigem Wasserstande konnten einzelne Deserteure die Neisse hie und da durchwaten und so entkommen. Die Österreicher in der Gucke waren schon auf die Ankunft von solchen vorbereitet. Wenn man bei Nachtzeit den Schuß aus der Lärmkanone hörte, brannte man einen Fanal an oder zog an einem hohen Pfahle eine große Laterne in die Höhe, um dem Flüchtlinge den Weg zu weisen. Er wurde gleich in Empfang genommen und mit

Handgeld angeworben. Denn die meisten desertierten bloß des Handgelds wegen, und es war ihnen ganz gleich, wem sie dienten, ob dem Könige von Preußen, dem Kaiser, der Republik Venedig, dem Dey von Algier oder dem Sultan u. a. Es gab Soldaten, die sich rühmten, acht und mehr »Potentaten« gedient zu haben und allen durchgebrannt zu sein. Sie hatten auch ein Lied, worin ein Soldat erzählte, wem er alles gedient habe, und wie es ihm überall ergangen sei. Ich weiß nur noch einen Vers davon:

Die Türken soll der Geier holen!
Die brachten mir (sic) recht auf den Trab;
Sie zählten mir fünfzig auf die Sohlen;
Damit marschiert ich wiedrum ab.

Wenn sie in der Kneipe saßen, sangen sie dieses Lied, erzählten einander ihre Fahrten und Abenteuer und prahlten damit, wie oft und wie tapfer sie das Gassenlaufen oder die Bastonnade ausgehalten hatten. Die sich dessen ganz besonders rühmen konnten, das waren Helden, und sie wurden von den andern bewundert."

„Zuletzt kamen sie wohl bei einem Generalpardon wieder zum alten Herrn zurück. So war z. B., wie der Vater erzählte, zu Glatz ein alter Tambour, der wohl schon im siebenjährigen Kriege getrommelt hatte und ab und zu die jungen Soldaten in den Kasernen besuchte und ihnen Geschichten erzählte, um dafür einige Zehrung zu erhalten. Er stammte aus der Grafschaft und war einmal mit einem Urlaubspasse nach Hause auf die Kirmes gegangen, hatte sich aber mit der Rückkehr verspätet. Beim Eintritt in die Stadt begegnet ihm ein guter Freund, der ihm im Vorbeigehen zuraunt: »Wart nur, du bist angezeigt! Fünfzig sind dir sicher.« Mein Tambour kommt nun nach Hause zu seiner Frau, die Putzmacherin war. Sofort sucht er das Rasierzeug, setzt sich hin

und schneidet und rasiert sich den Schnurbart ab. »Mann, sagt die Frau, was fällt dir ein?« »Das wirst du gleich sehen,« sagt er. »Jetzt, Weib, gieb Kittel her,« sagt er darauf. Kurzum er verkleidet sich als Weib, schnallt aber den Säbel unter den Rock und fordert seine Frau auf, mitzugehen. Beide nehmen Schachteln mit Putzwaren, Hauben, Hüten und Tüchern in die Hand, kommen glücklich aus der Stadt und gehen immer auf Reichenstein zu, um nach der Gucke zu kommen. Sie waren schon tief in den Bergen, da brummt in Glatz die Lärmkanone. »Aha, sagt der Tambour, das gilt mir; nun frisch drauf los!« Nicht lange darauf kommen sie auf einen schmalen Waldweg; da stellt sich ihnen ein Jäger mitten in den Weg. »Halt, schreit er, wer seid ihr? — Weiber? — Putzmacherinnen? — nichts da! in Glatz hat die Lärmkanone gebrummt!« — Wie der Tambour sich entdeckt sieht, schreit er seinem Weibe laut zu: »Bruder, zieh die Plempe!« und zieht selbst blank, worauf beide den Jäger überwältigen und ihm die Büchse abnehmen. »Marsch voran,« sagt jetzt der Tambour, und der Jäger muß vorangehen und ihnen den Weg zur Gucke zeigen. Dort erhält er die Büchse zurück, der Tambour aber nimmt Handgeld von den Kaiserlichen, trommelt bei ihnen und später vielleicht bei verschiednen andern Potentaten, bis er wieder nach Glatz zurückgekommen ist."

„Einmal haben die Sanitzer sogar ein Komplott gemacht. Es hatten sich mehrere Kompanien verschworen, sie wollten am hellen lichten Tage mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele aus der Stadt rücken und über die Grenze gehen.[1]) Es kam

1) Dies kann füglich nur im Jahre 1805, nicht lange vor der Schlacht bei Austerlitz (2. Dezember), als Napoleon im nahen Mähren stand, geschehen sein. Denn nur unter diesen Umständen konnten die Sanitzer auf guten Empfang bei den im Kampfe stehenden Österreichern

aber heraus, und nun wurde mit Erschießen und Gassenlaufen auf das schrecklichste gewütet. Ich habe nur einmal, aber nicht ganz aus der Nähe, das Gassenlaufen angesehen. Es war etwas Schreckliches. Damit der Delinquent sich nicht vor Schmerzen die Zunge abbeiße, gab man ihm eine bleierne Kugel in den Mund. Die Soldaten, die die Exekution auszuführen hatten, brachen aus Mitleiden vielfach die Spießruten oben entzwei, damit sie nicht so stark auffielen, aber sie mußten es sehr verstohlen thun. Wer nicht genug aufhieb, bekam Strafe.[1]) War die Exekution vollzogen, dann wurde der Rücken des Delinquenten mit Kalkwasser gewaschen, was fast noch schrecklicher war. Viele brüllten dabei fürchterlich. Dann wurden sie ins Lazarett gebracht. Manche starben, aber viele hielten es ganz gut aus und machten sich wohl gar wichtig damit. Die Leute sagten: »Wer da nicht Vieh ist, der muß zum Viehe werden.«"

„Alle Augenblicke gab es wieder einmal einen »armen Sünder.« Denn aus Lebensüberdruß und Verzweiflung (Desperation sagten die Leute) begingen viele ein Verbrechen. Selbstmorde kamen damals selten vor; denn da die Leute sich vor der Hölle fürchteten, wollten sie christlich bereuen und mit Gott versöhnt sterben.[2]) So z. B. erwürgte ein Soldat in einem engen Gäßchen im Innern der Stadtmauer das Kind eines Unteroffiziers, nicht aus Rache gegen

---

hoffen, wenn sie sich als Kampfgenossen anboten. Damals war in Schlesien alles dafür, daß der König dem Kaiser zu Hilfe komme, und die Aufregung war groß.

1) Nach einer mir in Glogau zugegangnen Mitteilung sangen die Schlagenden dabei:

Warum bist du fortgelaufen,
Darum mußt du Gassen laufen.

2) Das Überhandnehmen der Selbstmorde hängt ganz unstreitig mit dem Verfalle des religiösen Glaubens und der zunehmenden Atheisterei zusammen. Wer nicht mehr an Gott, ein künftiges Leben,

dessen Vater, sondern in der Absicht, ein möglichst geringes Verbrechen zu begehen, weil, wie er sich im Gerichte ausredete, ein unschuldiges Kind doch bald in den Himmel käme; er hoffe so die That leichter verantworten zu können. Ein andrer erschoß auf Posten stehend einen Juden. Diese durften sich damals nur gastweise aufhalten und nur drei Tage hintereinander in der Stadt bleiben. Sie hatten ihre Herberge in dem Stellmacher Domkischen Hause auf dem Schinderplane, wo die Scharfrichterei war. Dieser Platz hieß später Brettermarkt, dann Rosenring. Ein andrer Soldat war desertiert, wurde wieder gefangen und mußte gassenlaufen. Da wollte er wieder desertieren, aber es ging nicht an, und nun verkroch er sich in dem Brennhause eines Töpfers zwischen zwei Wänden. Als er hier im elendesten Zustande aufgefunden wurde und wieder gassenlaufen sollte, schnitt er sich in die Kehle. Da brachte man ihn ins Lazarett, und dort ist er gestorben. Zum abschreckenden Beispiele wurde sein Leichnam in einen Sack gesteckt und auf dem Schinderkarren hinausgeschleift. Ich sah zufällig zum Fenster hinaus, als die Galgenprozession vorbeikam, bin aber erschreckt zurückgefahren; denn ich sah, wie hinten der Körper nachschleifte und der Kopf immer auf das Straßenpflaster aufschlug. Alle Bürger waren damals empört, sie haben auf dieses Militärsystem »gespuckt.«"

„Der letzte, hingerichtete Soldat hieß Schilf. Er saß mit einem andern einmal im »Brummstalle.« Da gestanden sich beide, daß sie das Leben satt hätten, nnd kamen überein, darum zu würfeln; wer gewänne, müsse den andern totschlagen. Schilf gewann und erschlug den Kameraden mit einem Ziegelstücke. In-

an Lohn und Strafe darin glaubt, liebt das Leben nur so lange, als er es erträglich findet, und findet es aus Mangel an innerm Halte sehr bald unerträglich.

folge dessen wurde er zum Tode verurteilt. Er fand viel Mitleiden. Gute Leute schossen Geld zusammen und ließen ihm einen weißen Anzug mit schwarzen Maschen machen. Den trug er, als er zum Tode ging. Diese hingerichteten Soldaten liegen vor dem Breslauer Thore gleich links am Wege nach Protzan, da wo jetzt der Bahnhof steht. Früher stand dort eine Windmühle und nicht weit davon eine große alte Birke. An dieser wurden sie eingescharrt."

„Sehr viele Soldaten waren verheiratet. Man hatte das gern, weil die Verheirateten nicht so leicht fortliefen. Daher gab es neben dem Bataillon Männer ein ganzes Bataillon Weiber, die, wie die Männer, aus aller Herren Ländern und besonders zahlreich aus dem Reiche stammten. Sie gehörten mit ihren Kindern dem Regimente an,[1]) bekamen Service und standen unter der Militärzucht. Wenn sie etwas begangen hatten, wurden sie streng bestraft. Sie waren keine gute Sorte und haßten den Auditeur des Regiments wie die Sünde. Das war ein geborner Frankensteiner, der spätere Bürgermeister Polenz.[2])

---

1) Die Jungen, die schon im Handwerke aufwuchsen, wurden meist wieder Soldat und waren stramm. Nicht selten kam es vor, daß der Sohn schon Unteroffizier war, während der Vater noch als Gemeiner diente. Man nannte diese Soldatenkinder ungetaufte Ausländer, und der Kapitän stellte sie gern ein, weil er dabei das Handgeld ersparen konnte.

2) Er war eigentlich Regimentsquartiermeister. Ein stattlicher Mann, von einer Würde im Auftreten, wie man sich etwa Goethe vorstellt, und ein tüchtiger Verwaltungsbeamter, der, unterstützt von dem trefflichen Kämmerer Träger, einem als bayrischer Feldwebel 1807 nach Frankenstein gekommnen Bayreuther, Stadt und Finanzen in die beste Ordnung gebracht hatte. Trotz der Städteverfassung von 1810 regierte er bis 1840 wie ein patriarchalischer Fürst, dann aber kam seine Herrschaft ins Wanken, obwohl er den Eintritt einer neuen Zeit sehr wohl erkannte und sich ihr anzubequemen suchte. Er veranstaltete Bürgerversammlungen und hielt ihnen Vorträge, aber hatte bald mit der unter den Kleinbürgern einreißenden Demokratie

Der hatte alle Soldatenweiber auf dem Halse, und dem sagten sie alles Schlechte nach. Besondre Strafen für sie waren, wenn sie in der Fiedel stehen und den Platz vor der Hauptwache kehren mußten. Die Hauptwache war auf der Morgenseite (nordwestlich) der auf dem Ringe stehenden Mittelhäuser. Die Fiedel war ein hölzernes Halsband, das das Weib umhatte, wie das Pferd ein Kummet. Vorn gingen die Hände durch ein paar Löcher, wie in einem Stocke, und hinten ging ein Bügel über den Kopf, an dessen Ende vorn ein Fuchsschwanz mit einer Schelle angebracht war. Bei jeder Bewegung wippte der Fuchsschwanz und klingelte die Schelle. Das war ein Hauptspaß für den Pöbel. So wurden damals die Menschen zum Gespött gemacht. Trotzdem gab es unter den Soldaten rechtschaffene Leute und Ehepaare, die ehrsam lebten, ihr schweres Los mit Ergebung trugen und achtbare Kinder erzogen. Es kam vor, daß gute Leute talentvolle Soldatensöhne studieren ließen, und daß aus dem oder jenem ein sehr angesehener Mann geworden ist. Auch sehr achtbare Frauen gab es, die Soldatentöchter waren."

---

zu kämpfen. Ein junger Mann, der Wagenbauer Ernst Nackel, der Abgott der kleinen Leute, Stadtverordnetenvorsteher, unterbohrte ihn und beherrschte 1848 die Stadt als Volkstribun wohl ein halbes Jahr lang. Polenz ließ sich pensionieren und zog zu seinem Sohne nach Reichenbach, wo er starb.

Viertes Kapitel

Die Jahre 1804 bis 1806. Schlechtes Geld. Volk und Heer. Ausmarsch der Sanitzer. Ihr Verhalten bei Jena. Rückkehr der geschlagnen Truppen. Weitere Ereignisse. Scharmützel am Gumberge. Ankunft des Feindes. Wartha. Kriegsgefangne. Die Rheinbundtruppen. Graf Götzen und Lefebvre. Krieg in der Grafschaft. Gefecht bei Kanth

„Im Jahre 1804 waren große Überschwemmungen und Teuerung. 1805 war Mißwachs in Böhmen, aber in Schlesien eine ziemlich gute Ernte. Das Land war mit bettelnden Böhmen überschwemmt, die in Scharen über die Grenze kamen. Oft lag der ganze Klosterhof voller Leute, die auf ein Stück Brot oder eine Suppe warteten. Der Breslauer Sack Getreide (zwei Berliner Scheffel) kostete vierundzwanzig Gulden (sechzehn Thaler). Damals gab es auch noch schlesische Thaler, die man auch Kühthaler nannte, weil man im Viehhandel darnach rechnete. Ein solcher galt vierundzwanzig Böhmen (zwei Mark vierzig Pfennige). Da verdienten die Bauern viel Geld und brachten vom Wochenmarkte manchmal wohl fünfzig bis sechzig Thaler nach Hause. Sie wurden zum Teil sehr üppig. In Stolz, wo viele Weizenbauern sind, würfelten sie um Geld, und was dabei zu Boden fiel, konnte sich der aufwartende Knecht oder Junge

behalten. Ein Knecht hat das im Tuchladen erzählt. Er hat sich von dem so erlangten Gelde einen schönen Rock machen lassen. Im Herbste war Kriegslärm. Die Leute waren alle dafür, daß der König dem Kaiser und den Russen helfen sollte."

„So kam das Jahr 1806, wo der Krieg mit Frankreich ausbrach. Die Vorbereitungen dazu verursachten natürlich eine große Unruhe. Viel Vertrauen auf den Sieg hatten die Leute nicht. Denn sie hatten von Napoleon und dem Kriegswesen der Franzosen hohe Begriffe und von dem preußischen nur eine geringe Meinung. Überall hatte Napoleon ja gesiegt und sein Heer auf einen ganz neuen Fuß gesetzt, während bei uns alles beim alten geblieben war. Man wußte auch, daß bei den Franzosen die Soldaten menschlich behandelt wurden. Freilich hatten die preußischen Offiziere und selbst die Gemeinen einen großen Stolz und thaten so, als ob sie gar nicht geschlagen werden könnten; sie dachten mit den Franzosen leicht fertig zu werden: »Wart nur, sagte vor dem Ausmarsche der bei unserm Nachbar Lux einquartiert gewesene Soldat zu diesem, wart nur, wenn nur erst die Franzosen preußisches Pulver riechen werden!« Lux aber sagte zu meinem Pflegevater: »Glauben Sie nur, Herr Hübner, die kommen alle nicht wieder. Wenn die Kerle erst einmal draußen sein werden, dann laufen sie alle davon.« Er meinte das, weil sie lauter fremde Leute waren, die man nicht hatte aus der Stadt gehen lassen, aber er irrte sich darin. Sie blieben im großen und ganzen beisammen. Wo sollten sie auch hinlaufen, da nirgend mehr Handgeld zu holen war!"

„Ich erinnere mich noch ganz gut an den Ausmarsch des Regiments; alle Offiziere waren beritten, jeder Fähnrich hatte ein Reitpferd und ein Packpferd. Dann kamen eine Unmasse von Pferden mit Zelten

und die Stuckknechte, Wagen mit Geflügel und andres nachgezogen. Der Troß ging erst am Nachmittage ab. Die Bürgersleute schimpften: »Was ist das für ein Feldzug! Die Leute haben es ja gerade nur rein mit Schleppen und Packen zu thun.« Bei den Franzosen und Bayern war das ganz anders; wir sahen es zeitig genug."

Dieser Ausmarsch geschah Ende September. Die Sanitzer stießen zu dem sich in Niederschlesien um Sagan und Sprottau sammelnden Heere, marschierten dann nach dem halberzwungnen Beitritte Sachsens durch dieses Land und nahmen an der Schlacht von Jena teil. Wie es heißt, thaten sie darin ihre volle Schuldigkeit und gerieten erst auf dem Rückzuge in Unordnung, als sie bei Vierzehnheiligen von französischen Jägern Feuer in die linke Flanke erhielten. Ein Junker von Eberhardt zeichnete sich dabei aus; er ergriff die Fahne, versuchte Leute um sich zu sammeln und der wilden Flucht Einhalt zu thun; aber es gelang ihm nicht; er wurde zuletzt in dem Strudel mit fortgerissen. In derselben Weise zeichnete sich auch ein Leutnant v. Bünau aus.[1]) „Als die Nachricht vom Verluste der Schlacht anlangte," fuhr meine Mutter fort, „und man bald immer mehr davon erfuhr, war die Bestürzung groß. Eine solche Niederlage hatte man doch nicht erwartet. Es dauerte auch nicht lange, da kamen die meisten Sanitzer, Offiziere wie Soldaten, zurück, die letztern vielfach in Bauernjacken, die sie von den Thüringer Bauern eingetauscht hatten. Diese meinten es gut mit den Preußen. Sogar die ganz Wildfremden kamen zurück. Sie hatten keine Heimat mehr. Die Bürger hatten ihr Gespött mit den Soldaten. Sie

1) Geschichte der Königlich Preußischen Fahnen und Standarten. Bearbeitet vom Königlichen Kriegsministerium. Berlin, 1889. I. Bd. S. 125, 126.

sagten, »den Großschnauzen ist ganz recht geschehen.« Damals ging ein Gedicht um, das sich viele Leute abschrieben. Das fing so an:

Mein tapferes Preußen, was hast du gemacht?
Im vorigen Kriege (1805) den Kaiser ausgelacht,
Die Russen betrogen, Hannover eingesackt.
Dafür hat dich zum Lohne Bonaparte angepackt.

Die Sanitzer blieben indes nicht lange in Frankenstein, sondern wurden nach Kosel — das bekanntlich der Kommandant Oberstleutnant v. Neumann aufs tapferste verteidigte —, um die Besatzung zu verstärken, geschickt. Wie dann eine Festung nach der andern ohne Schwertstreich übergeben wurde, und wie Polen verloren ging, da fingen die Leute an, sich zu schämen und waren ganz außer sich über diese Zustände. So arg hatte man sich die Sache doch nicht gedacht."

„Um Weihnachten kam ein Regiment, das in Warschau gestanden hatte, von Breslau her, wo es mit den Franzosen scharmützelt hatte, und ging nach Glatz. Es zog an den Weihnachtsfeiertagen zerstreut und in einzelnen Trupps durch die Stadt." Hier kennt die Erzählerin den Zusammenhang nicht, was wohl begreiflich ist. Die Sache liegt so. Die Geschichte steht im Zusammenhange mit dem Zuge, den der Fürst Pleß zur Entsetzung der belagerten Festung Breslau unternahm. Das mit dem Regiment Thiele aus Warschau gekommne Regiment Kropff stand in Glatz. Wie andre Truppenteile aus andern Garnisonen marschierte es am 22. Dezember von dort ab und zunächst nach Frankenstein, um dann weiter nach dem Sammelplatze Strehlen zu gehen. Hier war ein Spion, ein Friseur,[1]) der bei

1) Die Friseure und Perückenmacher waren damals vielfach Franzosen oder hatten in Paris gelernt oder gearbeitet.

Ausgabe der Parole das Wort Strehlen erlauscht hatte und sofort zu Pferd oder zu Wagen auf Breslau zueilte und dem eine Meile davor in Klettendorf liegenden General Montbrun Meldung machte. Von ihm erfuhr es Vandamme, der, wie wir erzählt haben, darüber in große Aufregung geriet und sofort eine starke Truppenabteilung auf Strehlen zuschickte. Nach einem sehr beschwerlichen Nachtmarsche kam sie dort in der Nähe an, traf auf die im Marsche befindlichen Preußen und schlug sie, ehe das verspätet eintreffende Regiment Kropff zur Hand war. Man wollte den Kampf erneuern, unterließ es aber. Dieses Gefecht fiel am 24. Dezember vor, es wäre also ganz in der Ordnung, wenn das Regiment Kropff am 25. Dezember durch Frankenstein gekommen sein sollte; dazu stimmt aber sein aufgelöster Zustand nicht, und es ist mir daher sehr wahrscheinlich, daß hier eine Verwechslung der Weihnachtsfeiertage mit dem Neujahre stattgefunden hat. Denn das besagte Regiment war jedenfalls bei dem Fürsten Pleß geblieben, hatte den Nachtmarsch auf Breslau zu gemacht und sich am 30. Dezember mit bei Oltaschin geschlagen. Da der Versuch des Entsatzes an der Verblendung der in Breslau Kommandierenden scheiterte, gingen die einzelnen Truppenteile in sehr trauriger Verfassung wieder in ihre Festungen zurück. Sonach ist es erklärlich, wenn das Regiment Kropff, „das bei Breslau scharmützelt hatte," nicht am Weihnachtsfeste, wohl aber am Neujahrstage „zerstreut und in einzelnen Trupps" durch Frankenstein kam, um nach Glatz zurückzukehren.

„Als in Polen der Aufstand ausgebrochen war, hielt man viele Preußen dort mit Gewalt zurück. Da haben die Kienrußhändler aus der Grafschaft, die damals Handel nach Polen trieben, zahlreiche Soldaten aus dem Lande gebracht. Sie schwärzten ihnen

das Gesicht, und so kamen sie als Kienrußleute über die Grenze."

„Es dauerte nicht lange, da drangen die Franzosen mit den Rheinbündlern in Schlesien ein. Zuerst zogen sie vor Glogau, dann vor Breslau, und als sich dieses ergeben hatte (am 7. Januar 1807), vor Schweidnitz. Als Glogau gefallen war (am 3. Dezember), entstand große Bestürzung. »Nun werden sie bald zu uns kommen,« sagten die Leute, und als Schweidnitz belagert wurde (im Januar bis in den Anfang Februar), war in Frankenstein ein Lärm und eine Unruhe, daß es nicht zu sagen ist. Alle Tage kamen Patrouillen aus Glatz herunter, und Reiter sprengten durch die Stadt hin und her. Eines Tages war ein Scharmützel am Gumberge (eine halbe Meile nördlich, hart an der Breslauer Straße).[1]) Die Preußen brachten einen Gefangnen und einen Verwundeten mit. Ich habe sie zum Breslauer Thore hereinkommen sehen."

Diese bestimmte Angabe löst die Frage nach der Örtlichkeit des am 25. Januar vorgefallnen Reitergefechts, die preußische Nachrichten nicht näher angeben, und die der Franzose Ducasse bei Baumgarten, eine halbe Meile südlich der Stadt ansetzt — offenbar unrichtig, da dieses Dorf ganz im Bereiche der preußischen Kavallerie lag. Der natürliche Sachverhalt ist dieser. Vandamme, im Begriffe, das schwere Bombardement auf Schweidnitz zu eröffnen und Störung von seiten des am Fuße des Gebirges stehen-

1) Der Gumberg, früher Kummerberg geheißen, ist eine mäßige, bewaldete Anhöhe und bemerkenswert durch einen großen Steinbruch und nebst dem sich daran schließenden, die Straße im Osten begleitenden Höhenzuge und dem Grochberge südöstlich von der Stadt den Geognosten und Juwelieren bekannt als fast einziger Fundort des Chrysopras, eines grünen, dem Chalcedon, Karneol, Amethyst, Achat verwandten, zum Geschlecht der Quarze gehörigen Halbedelsteins.

den Fürsten Pleß befürchtend, hatte von Pilzen bei Schweidnitz aus den württembergischen Rittmeister Brockfeld mit sechzig Chevaulegers auf Auskundung geschickt. Dieser war dann über Reichenbach nach Peilau geritten und hatte von Gnadenfrei aus die Richtung zwischen Protzan und Zülzendorf nehmend in der Nähe des Gumberges die Breslauer Straße erreicht. Hier, wo diese sehr bedeutend nach Frankenstein zu abfällt, kam ihm eine vom Grafen Götzen gleichfalls auf Auskundung abgesandte Reiterabteilung entgegen. Da sie zu schwach war, wurde sie geworfen, griff aber, durch eine bald nachkommende zweite Abteilung verstärkt, wieder an, und so gelang es nach kurzem Kampfe die Württemberger zu werfen und nach Reichenbach zurückzutreiben.

„Während der Belagerung von Schweidnitz war man in großer Furcht und Angst. »Wenn Schweidnitz über sein wird, sagten die Leute, dann kommen Glatz, Silberberg und Neisse an die Reihe. Wie wird es uns da ergehen?« Eines Tages (am 7. Februar) fiel gerade ein tüchtiger Schnee; da hieß es, »nun sind sie da!« Im dichten Schneegestöber zogen sie ein. Es waren Württemberger, teils Fußvolk, leichte Jäger mit Stutzen, grün mit schwarzen Kragen,[1]) teils Reiter mit hohen Helmen und Roßschweifen daran. Sie blieben über Nacht, plünderten tüchtig, schoren die Leute und lebten gut. Das erste, was sie sagten, war: »Hauswirt, schaff Wein!« Da mußte er Wein und Braten bringen. Den Schuhmachern nahmen sie die Stiefeln weg, oder zogen diese, was auch vorkam, den Leuten auf der Straße aus. Unser Nachbar, der Schankwirt Lux, erhielt als Einquartierung einen Menschen, der ohne weiteres fragte: »Hauswirt, wo wohnt hier der Pfaff?« Natürlich

1) Die leichten Bataillone Brüssel und Neubronn.

wollte Lux das nicht sagen. »Was soll denn der Herr Erzpriester von mir denken?« meinte er und machte Umstände, aber der Kerl nahm ihn beim Kragen und trieb ihn mit der Säbelspitze im Rücken vor sich her auf den Pfarrhof. Der hochbetagte Erzpriester Bleisch, dem Lux nur stammelnd seine Unschuld beteuern konnte, erschrak, sagte aber nichts, sondern ging schweigend zum Schrank, nahm zehn Thaler heraus und gab sie dem Menschen; damit war er zufrieden. Diese Württemberger waren ein Freikorps und hatten viel schlechtes Volk unter sich.[1]) Am andern Morgen zogen sie wieder ab, teils auf Glatz, teils auf Neisse (d. h. Kamenz) zu."

Diese Württemberger waren das Korps des Adjutanten Reubell, den Vandamme von Schweidnitz her abgeschickt hatte, um sich bei Kamenz mit dem von Strehlen gekommnen Lefebvre zu vereinigen. Denn als man am 6. Februar der Kapitulation von Schweidnitz gewiß war, erhielt der bei Strehlen stehende Lefebvre sofort den Befehl, gegen den Fürsten Pleß vorzurücken, ihn auf Glatz zurückzuwerfen und in die Grafschaft einzudringen. Am selben 7., wo die Württemberger nach Frankenstein kamen, war er demnach, seine linke Flanke gegen Neisse gehörig sichernd, von Strehlen nach Kamenz marschiert, von wo sich die dort stehende preußische Kavallerie des Majors v. Wostrowsky nach kurzem Kampfe auf

1) Berüchtigt waren namentlich die württembergischen reitenden Jäger, die die größten Ausschreitungen begingen. So z. B. töteten sie, wie es heißt, den Prediger Elbing zu Großburg bei Strehlen mit Sporenhieben. Wie sie das gemacht haben, weiß ich freilich nicht. Man stellte in Schlesien traurige Betrachtungen über das Benehmen von Deutschen gegen Deutsche an, und auch einzelne Rheinbündler empfanden das Unwürdige dieser Rolle, so z. B. der später in Glatz gefangne Major Graf Leibelfing, der die ihm von Verrätern zugesteckten Papiere mit den Worten ins Feuer warf, daß er sich noch als Deutscher fühle.

Reichenstein zurückzog. Am nächsten Tage, dem 8., einem Sonntage, dem zweiten Tage der Schlacht bei Preußisch-Eylau, sollte der Angriff auf das enge Thor von Wartha stattfinden. Allem Anscheine nach ging ein Teil der von Schweidnitz gekommnen Württemberger auf der alten Straße über Ober-Baumgarten und Riegersdorf (die heutige bestand damals noch nicht) auf Wartha zu, bewog die dort stehende preußische Kavallerie zum Rückzuge und stellte sich vor dem niedern Bergjoche auf, das auf einem Nebenwege hinauf- und nach Wartha hinabführt, während der andre Teil (die Kavallerie?) sich bei Kamenz mit Lefebvre vereinigte.

Dieser folgenschwere Durchbruch von Wartha ist, so viel mir davon zugänglich war, sehr unvollkommen und teilweise ganz unrichtig dargestellt worden. V. Höpfner, der Verfasser des Generalstabswerkes über den ganzen Krieg von 1806 und 1807, hat keinen Begriff von den Örtlichkeiten, und Mente, der die Gegend genau kennt, irrt mehrfach in Hinsicht auf die Vorgänge. Da mir das handschriftliche Tagebuch des geschätzten Glatzer Altertumsforschers J. Kögler aus diesem Kriege vorgelegen hat, so glaube ich imstande zu sein, den Gang der Dinge sachlich richtiger darstellen zu können.

Das Städtchen Wartha, ein weitum bekannter und weither besuchter Wallfahrtsort, liegt in der schmalen Lücke, die sich zwischen dem letzten niedrigen Kegel des Eulengebirges und dem Reichensteiner Gebirge öffnet, und die von den Umwohnern die Warthalücke genannt wird. Die von mehr als dreihundert Wasserläufen der Grafschaft gespeiste, schon recht ansehnliche Neisse hat sich durch sie einen Weg in die Ebne gebahnt. Hier ist eine uralte Völkerpforte, die schon zur Zeit der Lygier, Markomannen und Quaden im Frieden wie im Kriege eine große

Bedeutung gehabt hat. Denn hier ging die Haupthandelsstraße durch, die von Karnuntum unterhalb Wien durch Mähren und die Grafschaft ins Bernsteinland führte, eine Straße, die der von Nero dorthin zu großen Einkäufen abgeschickte römische Ritter eingeschlagen haben muß, und deren Stationen bis nach Schlesien hinein auf der Karte des Ptolemäus wohl erkennbar sind. Der Ort Kasurgis, den dieser nördlich an den Austritt aus dem Gebirge ansetzt, von wo ab die Straßen sich in vierfacher Richtung scheiden, kann füglich nur in Wartha oder in dessen Nähe gesucht werden,[1]) weil nur hier — wie im ganzen Mittelalter und in neuern Zeiten für die via regia zwischen Breslau, Wien und Prag — der Durchgang für die aus Süden kommende Straße war.

Das heutige Städtchen Wartha besteht fast nur aus einer einzigen Gasse, die sich schmal genug zwischen dem Herrnberge im Westen und der Neisse im Osten hinzieht und fast nur ein aus Gast- und Logierhäusern für Wallfahrer bestehender Anbau an die große zweitürmige Kirche ist. Jenseits des Flusses, nur einen schmalen Pfad sein Ufer entlang gestattend, erhebt sich der 1600 Fuß hohe bewaldete, mit einer Kapelle gekrönte Wartha- oder Kapellenberg. Am südlichen Ausgange des Städtchens führt eine mit Statuen besetzte Brücke über die im stumpfen Winkel von Süden, dann von Westen her kommende und nach Nordosten umbiegende Neisse. Gleich hinter der

1) Da die Lygier oder Quaden Deutsche waren, so haben sie eine der gotischen ähnliche Mundart geredet; daher erklärt sich das Wort Kasurgis sehr leicht aus gotisch kas Thon (kasja Töpfer) und aurahi Grube, Grab. Vgl. Tulisurgion (Tuls Grab) neben Tulisurdon (Tulsfurt), das heutige Dörverden im Hannoverschen. Nun aber ist nahe bei Wartha das Dorf Riegersdorf mit großen Thonlagern und Thongruben, wo die Töpfer der ganzen Umgegend ihren Bedarf holen, und in Wartha ist Töpferei zu Hause.

Brücke steigt die Straße nach Glatz sehr steil zu dem sogenannten Haag an und führt dann über wellenförmiges Gelände, worauf sie nach einer schwachen halben Meile plötzlich sehr steil abfällt und durch eine lange, mehrfach gewundne, enge Schlucht führt, die beiderseits von hohen, steilen Bergwänden eingefaßt ist. Dies ist der eigentliche Warthapaß, auch Warthagrund und Schmiedegrund genannt. Gegen den Ausgang im Süden zu steigt die Straße wieder sehr bedeutend an. Wenn man aus dem Passe herauskommt, hat man nach Süden zu eine ausgedehnte Hochebene und den ganzen Kreis der Randgebirge der Grafschaft vor sich. Zur rechten Hand hat man Wald.

In der angegebnen Zeit war etwas für die Befestigung dieser Bergpforte geschehen. Das Städtchen war nach Norden zu durch Palissaden und an den Nebenzugängen auf dem Bergjoche westlich und jenseits der Neisse durch Verhaue geschützt. Am südlichen Ausgange des Passes stand ein nicht fertig gewordnes Blockhaus. Die Besatzung dieser Thermopylen war merkwürdig schwach. Der Fürst Pleß hatte sie nur mit etwa 300 Mann, teils Linientruppen, teils Glatzer Landmilizen, belegt. Dazu kamen fünf vom Premierleutnant v. Roczynski geführte reitende Geschütze und fünf schwache Schwadronen, die der vor dem Anmarsche des Feindes sich zurückziehende Major v. Görtz hierher geführt und auf der hochgelegnen, bald nördlich abfallenden Straße vor dem Städtchen aufgestellt hatte. Nicht am frühen Morgen, wie Mente angiebt, sondern in der elften Stunde rückte Lefebvre von Kamenz her an. Aus dem etwa eine Viertelmeile entfernt liegenden Dorfe Frankenberg herausgelangt, machte er nicht lange darauf Halt, weil die Straße von Wartha her mit Kanonenfeuer bestrichen wurde. Denn hinter einem Erdauf-

wurfe, westlich von der Straße, bei dem sogenannten Lehmkretscham (später Gasthaus zum Freischützen) in der Nähe der großen Flößholzniederlage, wo jetzt der Bahnhof ist, standen, von Roczynski kommandiert, zwei Kanonen, die unausgesetzt feuerten. Lefebvre zog nun eine leichte Batterie vor, und es entstand ein fruchtloser Geschützkampf. Lefebvre hatte nicht nötig, den Stier bei den Hörnern zu fassen, er konnte die Stellung der Preußen rechts und links umgehen, indem einerseits die von Frankenstein gekommenen Württemberger den oberhalb Riegersdorf gelegnen Bergsattel überstiegen, andrerseits zwei bayrische leichte Bataillone über die Neisse gingen. Es waren hier wie dort nur die Verhaue wegzuräumen. Mente läßt diesen Übergang auf großen, im Flusse gelegnen Steinen geschehen. Das sollte doch schwer geworden sein. Kögler löst das Rätsel; aus seinem Tagebuche ersieht man, daß damals die Neisse hart gefroren war. Als Major v. Görtz diese vor seinen Augen geschehende Umgehung gewahr wurde, schickte er eilends nach Glatz und bat um Verstärkung, aber der Fürst, der seine Wagen schon zur Abfahrt nach Reinerz packte oder gepackt hatte, sandte ihm nur eine Abteilung Jäger zu, deren Hilfe ganz nutzlos war, und die überdies zu spät kamen. Görtz und Roczynski zogen sich darauf mit ihren Leuten durch die Stadt und über die Brücke zurück, und der Feind drängte bis an die Brücke nach, die der Major v. Kitzki, unterstützt von drei hinter ihm oben beim Haag stehenden Kanonen, aufs tapferste verteidigte; als aber links über dem steilen Uferhange die Württemberger und rechts die unter dem Kapellenberge hingegangnen Bayern von der Einsiedelei her erschienen und ihm in den Rücken zu kommen drohten, war die Stellung nicht länger zu behaupten. Der Major brach daher das Gefecht ab, stieg vom Pferde, gab es einem ver-

wundeten Offiziere zu reiten und ließ seine Leute vorausgehen; er selbst ging hinten nach und erwehrte sich, sich oft umkehrend und Feuer kommandierend, der verfolgenden Feinde, der bayrischen Kavallerieregimenter Thurn und Taxis und Leiningen. Roczynski mit der Artillerie und Görtz mit der Kavallerie gingen voran. So gelangte man bis zu dem Orte, wo die Straße plötzlich steil in den Warthapaß abfällt, und hier an seiner tiefsten Stelle bei der Eichauer Straßenschmiede gelang es dem Feinde, die Rückzügler zu überholen, einzuwickeln und abzuschneiden. Infanterie und Artillerie wären gefangen gewesen, wenn es dem Leutnant v. Schmiedeberg vom Nachtrabe der Kavallerie nicht gelungen wäre, etwa die Hälfte der Abgeschnittenen und drei Geschütze herauszuhauen; aber Major v. Kitzki, drei andre Offiziere, sechzehn Schützen, zehn Jäger, einige verwundete Artilleristen und Stückknechte fielen in Gefangenschaft; ebenso verlor man einen Granatwagen und sieben totgeschossene Reitpferde. Dies geschah etwa um 2 Uhr nachmittags. Nun ging die Flucht weiter durch den langen, engen Paß, wo die von Glatz gesandte, nun nutzlose Hilfe entgegenkam und mit fortgerissen wurde. Noch einmal setzten sich die Glatzer am Ausgange des Passes bei der hohen, die Grenze von Schlesien und der Grafschaft bezeichnenden Mariensäule und dem unvollendeten Blockhause und versuchten der aus der Tiefe heraufkommenden bayrischen Reiterei Widerstand zu leisten. Nach mehrmaligem scharfen Anreiten gelang es dieser, den Widerstand zu brechen.[1]) Nun ging die Flucht unaufhaltsam die viertelmeilenlange,

1) Kögler, der von dem hochgelegnen Pfarrhause zu Rengersdorf (eine Meile südlich von Glatz) mit dem Fernrohre in der Hand die Flucht der Preußen und den Anmarsch des Feindes auf der Höhe beim Kalten Vorwerke beobachtete, hörte noch um $2^1/_2$ Uhr Kanonendonner. Nach ihm hatte die Kanonade um 11 Uhr angefangen.

ganz ebne schnurgerade Strecke an Friedrichswartha vorbei, dann vom Kalten Vorwerke ab den steilen, an einer Stelle halsbrechenden Abhang hinunter auf Glatz hinein, wo man sich unter dem Schutze der Festungswerke noch einmal setzte und kurze Zeit lang Widerstand leistete, dann aber in die Stadt hineinging. Wie der Fürst Pleß Glatz verließ und von Görtz und seinen Husaren begleitet nach Reinerz fuhr, haben wir oben erzählt. Lefebvre forderte sofort den Kommandanten zur Ergebung auf, erhielt aber abschlägliche Antwort und setzte sich infolge dessen eine Viertelmeile entfernt auf der herrschenden Höhe beim Kalten Vorwerke, oberhalb Hochrosen, fest — eine wichtige Stellung, die in dem ganzen Kriege eine bedeutende Rolle gespielt hat. Das Kalte Vorwerk ist eine große Schäferei, die westlich hart an der Straße am Rande der steil nach Süden abfallenden Hochebne steht. Man hat hier links (östlich) den weiten Königshainer Thalgrund und rechts waldige, zur Neisse hinab führende Abhänge, geradeaus tief unten die beiden befestigten Höhen und dahinter die Stadt Glatz vor sich. Lefebvre legte dahinter zu beiden Seiten der nach Friedrichswartha führenden Straße ein Feldlager an, dessen Wachtfeuer zur Nachtzeit im größten Teile der Grafschaft sichtbar waren. Von hier marschierte er (schon am 10. Februar) mit einem Teile seiner Truppen auf Jeromes Befehl nach Neurode, um an der Abfangung des Majors Stößel bei Königswalde zur Hand zu sein. Er kehrte am 15. oder 16. zurück, doch schon am 17. ließ er seine Lagerhütten anzünden und zog nach Öls ab, wo sich das Korps sammelte, das Napoleon aus Schlesien nach Preußen zog, um seine starken bei Eylau erlittenen Verluste zu ergänzen; später kam er indes wieder und nahm die frühere Stellung ein.

Da Frankenstein auf dem Kreuzpunkte der Straßen

von Glatz nach Breslau und von Schweidnitz nach Neisse, und zwar auf dem halben Wege zwischen den beiden letzten Städten, von jeder etwa fünf Meilen entfernt liegt, so wurde es bei dem vom Feinde gegen die Glatzer Besatzung und später gegen den Grafen Götzen geführten Kriege stark in Mitleidenschaft gezogen und von Kriegsgetümmel erfüllt. Nach der Übergabe von Schweidnitz am 16. Februar kam Neisse an die Reihe. Schon am 18. brachen Vandamme und Seckendorf dahin auf; der erstere nahm seinen Weg über Neurode, bei Glatz vorbei, dann über Wartha und, wie es scheint, auch über Frankenstein, da meine Mutter sagte, er sei um Fastnacht dagewesen. Das war am 21. Februar. Seckendorf scheint also schon früher, von Reichenbach her kommend, durchmarschiert zu sein. Sie erzählte auch, daß um den 20. (jedenfalls am 19.) Bayern in die Stadt gekommen seien, Infanterie und etwas Reiterei. Das waren unzweifelhaft dieselben Bayern, die am 9. von Schweidnitz her über Hausdorf (wo sich die Geschichte mit dem Schulmeister Richter begab) nach Neurode marschiert waren, dann am Gefechte bei Königswalde (am 15.) teilgenommen hatten und nun am 19. mit den dort gemachten 180 preußischen Gefangnen nach Schlesien hinuntergingen. Denn am 21. kamen sie auf ihrem Marsche nach Frankreich nach Liegnitz, wo, wie die Schlesischen Provinzialblätter jener Zeit berichten, ihr Begleiter, der brave bayrische Leutnant v. Stockmaier, sich für sie bei der Bevölkerung verwendete und einen edeln Wetteifer in Werken der Barmherzigkeit hervorrief. Von den Bürgern reichlich mit Hemden, Strümpfen, Mänteln, Jacken, Beinkleidern, Handschuhen und Geld versehen und von den Vorwerkern trefflich bewirtet, zogen sie nach vielen Danksagungen weiter.

„Die Bayern raubten nicht so arg wie die

Württemberger," erzählte meine Mutter, „es waren meist große, vierschrötige Leute, sehr grob, aber gutmütig. Sie nannten den Wirt »Ihr« oder »Du« und redeten die Leute mit dem Taufnamen an. Auf dem Lande freilich (später während der Belagerung von Neisse) wurde übel gehaust. Wenn die Kavalleristen Patrouille ritten, drangen sie in die Gehöfte ein und preßten den Bauern Geld ab. Die Kerle hatten daher große Geldkatzen um den Leib geschnallt. Sie waren sehr zufrieden mit ihrer Ausbeute. Die Württemberger pflegten zu sagen: »Die schlesische Baure sind wie die Mehlsäck. Man kann se zehnmal ausklopfe, da schtaube se doch noch.«"

Diese Räubereien, die freilich nur die schwächere Nachahmung dessen waren, was Vandamme und namhafte rheinbündische Generale und Offiziere im großen Maßstabe trieben, hatten gleich mit dem Einbrechen der Feinde angefangen. In Schweidnitz brachte man einmal einige Gefangne ein, die nicht weniger als 4000 Thaler in Gold bei sich hatten. Später, während der Belagerung von Neisse, beklagte sich Graf Götzen bei Lefebvre darüber und that, ohne viel zu erreichen, Einspruch dagegen. Diese Plünderungen waren so arg, daß sie andre Räuber herbeilockten. Zu Weidenau, nicht fern von Neisse, standen ungrische Husaren. Ein Rittmeister — nach andern ein Wachtmeister — ritt mit solchen bei Nacht über die Grenze, überfiel die Plünderer und jagte ihnen den Raub ab. Die Sache kam heraus, und er soll gehenkt worden sein. Als Anfang März die nach Böhmen übergetretenen Preußen wieder nach Glatz zurückkehrten, und die Patrioten sich nun zu regen begannen, machte sich dies dem Feinde zuerst durch den geschickt ausgeführten Handstreich gegen Frankenstein bemerkbar. Man hatte erfahren, daß am 11. März die Bayern eine Aushebung von Pferden für die

große Armee vornehmen sollten, und überfiel sie ganz unvermutet. Mit 217 Pferden und 1000 Thalern Kassengeld kehrte man nach Glatz zurück. Man erfuhr dies in Breslau, als eben der große Kriegsrat versammelt war, und Vandamme eilte in höchster Erregung vor Neisse zurück. Er wollte den in Frankenstein wohnenden Major v. Kleist als des Verrats verdächtig festnehmen lassen und nach Frankreich schicken. Thatsache aber ist, daß der Landrat des Kreises, von Gellhorn, auf seinem Gute Kobelau bei Nacht und Nebel aufgehoben wurde und spurlos verschwand. Man kann ihn erschossen, auf eine französische Festung oder auf die Galeeren geschickt haben. Meine Mutter wußte auch von diesen Vorfällen zu erzählen und gab an, daß der Kreis die Lieferung noch einmal habe leisten müssen.

Da der erwähnte Handstreich den Prinzen weitere Schläge von Glatz aus und namentlich Störung der Belagerung von Neisse befürchten ließ, so fand er sich bewogen, den General Lefebvre wieder in die Frankensteiner Gegend zu schicken, um die Ausfallsthore der Grafschaft bewachen zu lassen. Dieser marschierte am 16. von Breslau nach Strehlen und am folgenden Tage nach Kamenz und Reichenstein. Hier wurden am 18. seine ausgestellten Feldwachen von Rekowsky, der auf die Nachricht von seiner Ankunft von Niederhausdorf aus über das Gebirge gegangen war, überfallen, worauf er am 19. zur Vergeltung auf demselben Wege nach Niederhausdorf und in die Nähe von Glatz vordrang, in einem Scharmützel einige Vorteile errang, aber gleich darauf wieder nach Reichenstein zurückkehrte. Das war die Zeit, wo Graf Götzen aus Wien zurückkehrte und anstatt des abberufnen Fürsten Pleß die oberste Leitung des Krieges in die Hände nahm. Nun hatte die Landesverteidigung wieder ein Haupt, der König

einen ebenso tapfern, wie umsichtigen und diplomatisch geschickten Statthalter, und die Festung Glatz wurde Sitz einer sich neubildenden Regierung, Sammelplatz der Kampflustigen und Mittelpunkt des Widerstandes, wie des Angriffes; die Provinz Schlesien und ihr Schicksal war damals Glatz und der Grafschaft anheimgestellt. Der Feind, dem alles daran lag, Neisse in seine Hand zu bekommen, und bei seinen stark verminderten Streitkräften und den drohenden Anzeichen einer möglichen Volkserhebung die ihm von dort drohende Gefahr nicht unterschätzte, setzte alles daran, dem Grafen jeden Ausweg aus dem Gebirge zu versperren. Lefebvre machte Frankenstein wieder zu seinem Hauptquartier und schnitt der Grafschaft alle Zufuhr ab.

Da den Glatzern hinterbracht wurde, daß das von Schweidnitz nach Neisse abgehende schwere Belagerungsgeschütz am 8. April durch Frankenstein kommen werde, planten sie wieder einen Überfall an diesem Tage, aber er hatte keinen Erfolg, da der erste Geschützransport erst am 10. von Schweidnitz abging. Um diese Transporte zu sichern und um ungestört die Bestände der großen Floßholzniederlage bei Frankenberg zu Gelde machen zu können, marschierte Lefebvre am 13. mit dem größten Teile seiner Truppen wieder vor Glatz. Graf Götzen, bereits von dem Anmarsche unterrichtet, führte seine Truppen aus der Stadt und lieferte bei dem nahe bei der Festung im Grunde liegenden Dorfe Hassitz dem Feinde ein Gefecht, bei dem sich seine jungen Leute sehr auszeichneten, worauf Lefebvre wieder die Höhe hinaufging und seine frühere Stellung beim Kalten Vorwerke einnahm. Auf die Nachricht von diesem Gefechte schickte Jerome Verstärkung für Lefebvre nach Frankenstein und rückte selbst mit dem Reste seiner verfügbaren Truppen bis Münsterberg vor. Dem Grafen,

dem gerade damals auf Schleichwegen dringende Hilferufe von Neisse zugingen, mußte alles daran gelegen sein, Lefebvre von seiner herrschenden Stellung auf dem Paßberge herabzuwerfen. Er ging unverzüglich ans Werk; denn schon am 16. hallten die Reichensteiner Berge von dem Donner wieder, der den Beginn des schweren Bombardements von Neisse bezeichnete. Ein Hauptmann v. Funk vom Regimente Grawert hatte den Plan ausgearbeitet, der schon am 17. ausgeführt werden sollte und auf ein genaues Ineinandergreifen dreier verschiedner Angriffe berechnet war. Zwei Umgehungen sollten stattfinden, die eine auf weitem Umwege rechts im Osten, auf der man dem Feinde vom Ausgange des Warthapasses aus in den Rücken kommen wollte, die andre links vom Ufer der Neisse aus, drittens endlich sollte eine von Silberberg ausziehende Abteilung Wartha überfallen und den Feind abhalten, Lefebvre Hilfe zu bringen. Das Unternehmen scheiterte an Verrat, an der Ungunst des Wetters und an schlechten Wegen. Die erste, frühzeitig auf Reichenstein zu ausgerückte Umgehungskolonne wurde durch einen plötzlich entstandnen Schneesturm und dann durch die noch verschneit liegenden Schluchten am Fuße des Gebirges ungewöhnlich lange aufgehalten, und als sie, bei Eichau hervorkommend, sehr verspätet an Ort und Stelle waren, stießen sie auf Truppen von Lefebvre, dem aus der Festung zeitig die Mitteilung geworden war, daß er von hinten angegriffen werden würde. Die andre, von dem zweideutigen Mineuroberſten d'Albert geführte Kolonne, die vom Ufer der Neiße aus die waldige Höhe hinter der linken Flanke Lefebvres ersteigen sollte, machte plötzlich Halt, ging, von feindlicher Kavallerie verfolgt, zurück und geriet durch das schlechte Benehmen der Polen (vom Regimente Kropff) in Unordnung, worauf bei dem Dorfe Scheibe

seine Auflösung und Flucht nach der Stadt zu erfolgte. Lefebvre, der erschreckt schon den Befehl zum Rückzuge gegeben hatte, sammelte sich und schickte Infanterie und Artillerie herab, die die Niederlage der Preußen vollendeten. Graf Götzen, der, mit Kavallerie am Nordhange des Schäferberges stehend, anfangs den Kampf geleitet hatte, führte die Truppen in die Stadt zurück. Dies war das zweite an Verlusten reiche Gefecht bei Hassitz. Die Silberberger Abteilung war in Wartha eingedrungen, aber da das verabredete Zeichen vom Warthapasse ausblieb und von Frankenstein her der bayrische Major Bernklau zu Hilfe herbeieilte, ging sie wieder nach Silberberg zurück. Das Schießen im Gebirge hatte auch den Prinzen Jerome in Münsterberg lebendig gemacht; er rückte bis Kamenz vor und schickte von da den bayrischen General Siebein nach Wartha. Zwei höhere Offiziere, die das durch das erste Bombardement furchtbar hergenommene Neisse um Mitternacht in der Absicht verlassen hatten um Hilfe anzusuchen, kamen am Nachmittage in all den Jammer und das Elend hinein, das ein verunglückter Kampf mit sich zu bringen pflegt. Am folgenden Tage traf Jerome in Lefebvres Lager ein, nahm alles in Augenschein und ging dann, einige Truppen zur Verstärkung zurücklassend, nach Kamenz zurück.

Lefebvre räumte indes in der Nacht vom 29. zum 30. April zum größten Erstaunen der Glatzer freiwillig seine Stellung und ging nach Frankenstein zurück. Die Seitenangriffe, die er von dem bedeutend verstärkten Silberberg her zu gewärtigen hatte, scheinen ihn zu dem Abzuge bewogen zu haben. Der Feind hatte seinen Plan geändert. Ihm lag vor allem daran, dem Grafen das Thor von Wartha gänzlich zu verrammeln und ihm alle Hoffnung auf einen möglichen Entsatz von Neisse zu nehmen. Die ganze

Grafschaft sollte gewissermaßen wie eine Festung belagert werden. Zu diesem Ende wurde auf der breiten Bodenanschwellung, über die südlich von Frankenstein die Glatzer Straße führt — gleich hinter den letzten Scheuern, auf der Tarnauer Feldmark, wie meine Mutter angab — ein für mehrere Tausend Mann berechnetes verschanztes Lager angelegt. Die Stelle war günstig gewählt. Denn rechts (von der Stadt aus gerechnet) hatte man im Westen über die mehr als meilenbreite Ebene hinweg Silberberg mit seinen beiden Festungsbergen vor sich, links östlich die Aussicht auf das Neissethal, nach Kamenz, Patschkau, Reichenstein; Wartha dagegen und das Neissethal von Frankenberg sieht man dort nicht, da die Höhen hinter Baumgarten vorliegen. Auf ihnen wurden, wie das auch bei Wartha, Riegersdorf und am Grochberge hinter Tarnau, wo man sehr gut Silberberg beobachten kann,[1]) geschah, große starke Schanzen angelegt und ein zweites kleineres Lager zur Deckung von Reichenbach und Schweidnitz gegen Silberberg bei Schönheide errichtet. Dieses ganze Schanzensystem, das Oberst Mente zu den großartigsten Verteidigungsanstalten rechnet, die je in einem Kriege getroffen wurden, gewann 1813, als sich das bei Bautzen geschlagne russisch-preußische Heer in diese Gegenden zurückzog und man hier, ehe es zum Waffenstillstande kam, eine Hauptschlacht erwartete, eine erneute Bedeutung. Es wurde damals durch aufgebotene Landleute noch sehr verstärkt, aber nicht, wie Mente meint, zuerst angelegt, dies ist vielmehr durch die Franzosen geschehen. Man wollte sich im Falle einer Niederlage durch diese Schanzen den Rücken decken. Napoleon hat auf St. Helena sein Bedauern ausgesprochen, daß er,

1) Diese Schanze, die meiner Mutter zufolge von den Bayern angelegt worden ist, galt später als Schwedenschanze.

statt den Waffenstillstand einzugehen, nicht lieber die Russen und Preußen in die Engen der Grafschaft Glatz zurückgeworfen habe, wo sie ihre kaudinischen Pässe gefunden haben würden. Nach Ducasse war das Lager ringsum verschanzt. Drei Lunetten von Erde, durch zwei gebrochene Linien verbunden, bildeten den Umschluß; in der Kehle war es mit Palissaden verschlossen. Nach Süden zu senkte sich der Boden bis zu einem Wasserlaufe, was die Verteidigung erleichterte. Innerhalb wurden Barrikaden errichtet. Viele Frankensteiner besuchten aus Neugier dieses Lager; auch meine Mutter war eines Sonntags mit ihrer Pflegemutter und andern Personen dahin gegangen. Sie sagte, es hätte wie eine Stadt ausgesehen, gerade breite Straßen gehabt, und namentlich sei das Zelt des Prinzen Jerome sehr prächtig gewesen.

Zuerst bezogen Bayern und Württemberger dieses Lager; dazu kamen nicht lange darauf Sachsen, Franzosen und polnische Ulanen. Die Sachsen waren das Regiment Niesemeuschel, das der Kurfürst, von Napoleon gedrängt, unter dem Obersten v. Goephart von Dresden abgeschickt hatte. Da die Sachsen, Leidensgefährten der Preußen von Jena, höchst ungern dienten, so waren auf dem Marsche nach Frankenstein an hundert Mann fortgelaufen. „Die Sachsen," erzählte meine Mutter, „waren gute Leute, die sich anständig aufführten; da hat man nichts von Exzessen gehört; aber sie sahen in ihren altmodischen (weißen) Uniformen und mit ihren Zöpfen sehr einfältig aus." Auch über die Franzosen wurde wenig Klage geführt; sie benahmen sich im ganzen anständig. Auch die Stadt und Umgegend muß stark mit Einquartierung belegt gewesen sein. Denn meine Mutter erzählte: „In dieser Zeit ging es den Leuten sehr schlecht. Denn 1805 war Teuerung gewesen, und

dann kam der Krieg. Darunter litten sie schwer; denn sie bekamen unausgesetzt Einquartierung, und wenn die Soldaten anfangs auch das Nötige geliefert erhielten, so verlangten sie doch Kaffee, mehr Fleisch und andres, und der Wirt mußte zusetzen. Nach den Bayern und Württembergern kamen, wie gesagt, Franzosen und wurden in Dorf und Stadt einquartiert. Jedes kleine Haus bekam einen Mann, jedes größere mehrere. Man mußte ihnen besonders kochen und dem Manne täglich zweieinhalb Silbergroschen (fünfundzwanzig Pfennige) geben. Da verarmten viele Leute. Später erhielten sie zwar zur Entschädigung Staatsschuldscheine, aber da sie zu arm waren, mußten sie sie mit großem Verluste an die Spekulanten verkaufen; da ist mancher in kurzer Zeit reich geworden. Was in dieser Zeit blühte, das waren die Kneipen, und darauf verlegten sich nun die Leute — natürlich das schlechteste Volk. Es riß nun eine Unzucht und eine Sittenlosigkeit ein, daß es nicht zu sagen ist. Die Hauptkneipe der Bayern war ein großes altes Haus am Münsterberger Thore, da, wo jetzt die städtische Brauerei steht. Dort war stets Musik und Tanz, und dort ging es stets hoch her. Der Wirt, der diese Kneipe hielt, war ein Kammacher namens Dietrich, ein grundschlechter Mensch, der nach dem Kriege Anführer einer Räuberbande wurde, mit Pferd und Wagen nächtliche Ausfahrten machte und namentlich Mühlen und einsam liegende Häuser plünderte."

Der Tag für Tag in den Bergen wiederhallende Geschützdonner überzeugte die Glatzer von der schrecklichen Angst und Not, in der sich Neisse befand. Der Graf sann Tag und Nacht darüber nach, wie er Hilfe bringen könne — eine fast unmögliche Sache, da ihm

die Pforte von Wartha völlig versperrt, und alle Übergänge über die Neisse bei Kamenz, Patschkau u. a. stark besetzt waren. Er dachte daran, Vandamme in seinem Hauptquartier Bielau südlich von Neisse zu überfallen; das ging aber bei näherer Betrachtung nicht an. Man hätte bei Landeck über das hohe Gebirge gehen, dann immer halb an der Grenze in der Nähe der feindlichen Vorposten marschieren und diesen beschwerlichen Marsch quer über Schluchten und tiefe Rinnsale, die eine Mitführung von Kanonen verboten, in einer Nacht zurücklegen müssen. Um aus der Grafschaft herauszukommen, blieben ihm nur die vom Feinde wenig beachteten Pässe, namentlich der von Königswalde, übrig. So faßte er denn den kühnen Entschluß, nicht bloß Neisse und Kosel zu entsetzen, sondern womöglich Schlesien mit einem Schlage vom Feinde zu befreien. Wie wir wissen, unterhielt er unterirdische Verbindungen mit den Patrioten im Flachlande und auch mit denen in Breslau und war von der allgemeinen Stimmung des Volkes wohlunterrichtet.

Die Brandschatzungen Vandammes und seiner Genossen, die Räubereien der Soldaten, die den Städten, Dominien und Dörfern aufgelegten Lieferungen und Leistungen, die schweren Kontributionen, endlich die Grausamkeit, mit der die schanzenden Landleute in das Kanonenfeuer der Festungen getrieben und darin zurückgehalten wurden, hatten eine tiefgehende Erbitterung erzeugt, die hie und da schon zum Ausbruche kam. Wie Ducasse angiebt, fanden Zusammenrottungen von Bauern statt, die man mit Waffengewalt sprengen mußte, und die den Franzosen, die den Grafen für weit stärker hielten, als er war, und ihn namentlich von England unterstützt glaubten, sehr bedenklich vorkamen. Auf Breslau konnte der Graf mit Sicherheit rechnen. Die Stadt war entfestet

und offen, hatte eine äußerst patriotische Bürgerschaft und wimmelte von dienstlosen preußischen Offizieren und Soldaten; über das sittenlose und schwelgerische Treiben Jeromes und seines Hofstaates herrschte Empörung. Schon hatte sich beim ersten Anzeichen einer glücklichen Wendung die Kammer (die Regierung) geweigert, länger im Dienste der Fremden thätig zu sein. Dabei war Breslau nur schwach besetzt. Wie Graf Götzen erfuhr, sollten am 9. die dort zusammengezognen Truppen nach Südpreußen abgehen und nur ein Bataillon Sachsen und einige hundert unbewaffnete Franzosen zurückbleiben. Daß etwa 800 unberittene französische Kavalleristen in Breslau waren, wußte er nicht. Man erfuhr in Glatz ferner, daß große Vorräte von Geschütz, Munition, Waffen, Monturen und Geld zur Überführung nach Danzig und Kolberg bereit seien, daß in Brieg nur etwa 300 und vor Kosel 600(?) Mann lägen.

Des Grafen Plan war nun dieser: ein hinreichend starkes Korps marschiert durch den Paß von Königswalde, durch das Waldenburgische und dann über Freiburg und Kanth auf Breslau zu, überrumpelt und bezwingt unter Beihilfe der Zivilbevölkerung die feindlichen Truppen und zieht dann, durch Freiwillige bedeutend verstärkt, am andern Ufer der Oder, deren Brücken abzubrechen sind, nach Kosel, entsetzt es und rückt, wenn dieses geschehen ist, in hellen Haufen vor Neisse, um es gleichfalls zu entsetzen.

Im Falle eines Fehlschlagens sollten die Truppen sich ins Gebirge werfen. Da der Graf mit vollem Rechte sofortigen Verrat befürchtete, wenn er seinen Plan offen kund machte und den Zug von Glatz ausgehen ließ, teilte er ihn nur einigen verlaßbaren Männern mit und bestimmte Silberberg zum Ausgangspunkte. Zuerst hatte er die Absicht, das

Unternehmen selbst auszuführen, stand aber, um Glatz nicht schutzlos sich selbst zu überlassen, bei näherer Erwägung davon ab und übertrug die Führung des Zuges dem tapfern und umsichtigen Major Losthin und dem Leiter seiner Militärkanzlei, dem aus Wien mitgekommnen Grafen Roggendorf, der die Reiterei befehligen sollte. Außerdem wurde noch der Leutnant v. Trabenfeld in Silberberg mit ins Geheimnis gezogen. Ganz im Stillen wurden die abgestellten Posten bei Freiburg und in Wüstewaltersdorf am 9. nach Silberberg gezogen und dort das zum Zuge bestimmte Korps gebildet. Es bestand aus 8 Schützenkompanien, etwa 1360 Mann stark, dazu aus zwei Schwadronen und 55 Ulanen, zusammen 240 Pferden und zwei von Bauernpferden gezognen Dreipfündern unter dem Kapitän v. Hahn, alles in allem etwa 1600 Mann. Der Abmarsch sollte am 10. Mai, abends um 7 Uhr stattfinden, am 13. früh hoffte man vor Breslau einzutreffen; er verzögerte sich aber infolge von Irrungen und fand erst am 11. bei Tagesanbruch von der Kleinen Strohaube aus statt. Bei schlechtem Wetter marschierte man auf glitschrigen Wegen auf den Paß von Königswalde zu. Um die Aufmerksamkeit des Feindes von dem Zuge abzulenken, erhielt der Rittmeister v. Bieberstein den Befehl, am Nachmittage dessen Vorposten aus Schönwalde, Peterwitz und Tarnau zu vertreiben und das Lager vor Frankenstein zu alarmieren.

Trotz aller angewandten Vorsicht müssen doch die Franzosen in Breslau Wind von diesem Unternehmen bekommen haben. Denn am Abend des 10. reiste Jerome mit Hédouille und dem Artilleriegeneral Pernety urplötzlich von dort ab und kam am 11. um die Zeit, wo der Abmarsch von Silberberg stattfand, in Frankenstein an. Der Prinz nahm das Lager in Augenschein und schickte sofort den bayrischen Major

Schmitt mit zwei Kompanien Infanterie (etwa 400 Mann) und 50 Chevaulegers und Dragonern über Langenbielau und Peterswalde nach Wüstewaltersdorf jenseits der Hohen Eule auf Auskundung. Am Nachmittage um 5 Uhr fand die Alarmierung des Lagers durch Bieberstein statt, infolgedessen Jerome gegen die Preußen ausrückte, die sich in guter Ordnung zurückzogen. Am selben Tage kam Losthin nach einem sehr beschwerlichen Marsche in dem jenseits des Königswalder Passes in einem langen Thale gelegnen großen Fabrikdorfe Wüstegiersdorf an und übernachtete da. Er erfuhr von der Ankunft der Bayern im nahen Wüstewaltersdorf, und ebenso hörte Major Schmitt von der Anwesenheit der Preußen und meldete das sofort nach Frankenstein. Der hohe, bewaldete Bergrücken, der beide langgestreckte Thäler trennt, verhinderte gegenseitige Berührung. Beim Weitermarsche am 12. bemerkte Losthin, daß sein Zug beobachtet werde.

Als kurz vor Mittag Schmitts Meldung im Lager anlangte, geriet alles in die größte Aufregung. Er berichtete, ein preußisches Korps von 2000 Mann Infanterie, 400 Mann Kavallerie und zwei leichten Kanonen marschiere von Glatz aus über Neurode und Waldenburg wahrscheinlich auf Breslau oder Schweidnitz zu. Man erriet den Plan des Grafen und fürchtete, daß das Korps, wenn es Glück hätte, rasch auf mehrere Tausende anwachsen könne. Breslau war schwach besetzt, seine Bevölkerung feindselig, das Land, so viel man merken konnte, in Gährung; ein Versuch des Grafen, bei Wartha durchzubrechen, nicht außer der Möglichkeit. Sofort wurde der Kommandant von Breslau, General Dumuy, benachrichtigt. Er sollte die eben nach Thorn abgegangnen 400 neuberittenen Kavalleristen zurückberufen, die 180 zum Abgange dorthin bereiten Infanteristen behalten und

mit den 800 unberittenen Kavalleristen sofort gegen Kanth aufbrechen, von wo man den Anmarsch erwartete. Bald nach Mittag brach dann Lefebvre mit drei Kompanien Bayern vom Leibregiment, einer Kompanie Sachsen, einer Schwadron Chevaulegers und zwei Geschützen auf und marschierte im Regenwetter auf dem kürzesten Wege auf Schweidnitz zu. Er kam an diesem Tage bis Leutmannsdorf.

Da man es für geraten gefunden hatte, sich die nächsten acht Tage nur in der Verteidigung zu halten, erließ Hédouille sofort einen Tagesbefehl, der die Ordnung des Lagers regelte. Lefebvre und Pernety sollten abwechselnd den Oberbefehl darin haben, Siebein in Wartha und Frankenberg kommandieren. Die größte Wachsamkeit wurde befohlen, und die Einrichtung des Lagers, die Posten und Patrouillengänge genau festgestellt. Alle Truppen, Infanterie wie Kavallerie, hatten alle Tage frühmorgens um 3 Uhr unter die Waffen zu treten und so stehen zu bleiben, bis die Patrouillen zurückkehrten, Bayern und Sachsen sollten rufen qui vive und antworten France, die Generale in den Baracken liegen, und Pechfackeln die ganze Nacht brennen.

Von Wüstegiersdorf marschierte man am selben 12. dreieinhalb Meilen weiter bis Freiburg am Ausgange aus dem Gebirge und ließ dort die Truppen rasten, abkochen und füttern. Man konnte da auf Schweidnitz zu die feindlichen Vorposten von Schmitts Abteilung deutlich erkennen. Abends um $^1/_2$8 Uhr marschierte man zweieinhalb Meilen weiter bis Konradswalde, wo man am frühen Morgen ankam, rastete bis 9 Uhr und marschierte dann auf das drei Meilen entfernte Kanth zu. Ein Spion, der auf dieser Strecke dem Zuge entgegenkam, sagte aus, daß der Feind in Breslau nichts ahne, und daß es nicht schwer sein würde, sich der Stadt zu bemächtigen. Losthin ließ

durch einen andern die Breslau-Schweidnitzer Straße beobachten. Um 3 Uhr nachmitags langte man bei Kanth an und lagerte dort. Dieses Städtchen, in der schlesischen Geschichte sprichwörtlich bekannt durch die Schlappe, die Herzog Bartholomäus von Münsterberg von den Breslauern erlitt,[1]) liegt über zwei Meilen nördlich am Fuße des Zobten und drei Meilen südwestlich von Breslau am linken Ufer des hier nördlich fließenden Schweidnitzer Wassers oder der Weistritz. Hier fand sich ein ungenannter Graf ein, der Losthin den Rat gab, nicht, wie dieser bestimmt hatte, früh um 2 Uhr, sondern erst um 4 Uhr aufzubrechen, weil man dann ankommen werde, wenn die feindlichen Truppen, angeblich 2 bis 3000 Mann stark, wie gewöhnlich schon zum Exerzieren ausgerückt sein würden. Ein verhängnisvoller Rat!

Schon am Nachmittage dieses 13. war die Kunde vom Anmarsche der Preußen nach Breslau gelangt und hatte alsbald eine solche Aufregung und Gärung hervorgerufen, daß sich Dumuy bewogen fand, die Thore schließen und alle Kanonen bespannen zu lassen, um im Notfalle nach Glogau zu flüchten. Am 14. früh brach er mit einer Schwadron und 200 unberittnen Husaren und Dragonern nach Kanth auf. Wäre Losthin ohne Verzug weiter marschiert, so würde er eine Strecke vor Breslau auf Dumuy gestoßen sein und ihn mit ungeschwächter Kraft leicht geschlagen haben; der Zweck des Zuges wäre erreicht worden, so aber kam es anders. Losthin legte nun seine Truppen in sehr enge Quartiere und besetzte das rings mit Mauern umgebne Städtchen, Leutnant v. Trabenfeld aber entwarf nach des Grafen Anleitung den Plan zur Überrumpelung von Breslau. In Großmochbern, nicht weit davon, sollten drei Kolonnen gebildet

1) Bei Kanth hat sich Herzog Barthel das Maul verbrannt.

werden und diese dann von verschiednen Seiten durch das Nikolaithor (Losthin), das Schweidnitzer (Stößel) und des Ohlauer Thor (Roggendorf) eindringen und sich auf dem großen Ringe vereinigen.

Als Losthin am 14. früh um 4 Uhr seine Truppen zum Weitermarsch sammelte, hörte man die Pistolenschüsse der Reiterpatrouillen. Lefebvre war da. Er war am 13. früh von Leutmannsdorf nach Freiburg zu marschiert, hatte dort den Major Schmitt an sich gezogen, war, nachdem er die Richtung des Zuges der Preußen erkundet hatte, ihnen nachmarschiert und nach einem fünf Meilen langen, äußerst beschwerlichen Marsche um Mitternacht vor Kanth angelangt. Als Losthin sich der Ankunft des Feindes versichert hatte, beschloß er, sich über den Fluß zurückzuziehen und bis dies geschehen sei, das Städtchen zu behaupten. Lefebvre war inzwischen auf der Schweidnitzer Straße vorgerückt und beschloß, es zu nehmen. Es entspann sich nun ein Gefecht in der Vorstadt, bis es dem Feinde gelang, durch Umgehung von der Südseite einzudringen und einen Teil der Verteidiger gefangen zu nehmen. Dann drang er zum Breslauer Thore vor, durch das die Preußen abgezogen waren, um über die zwei durch eine buschbewachsene Insel getrennten Brücken zu gehen, wurde aber hier von der ersten Brücke aus mit lebhaftem Feuer empfangen und durch das Thor zurückgetrieben. Inzwischen hatten die Hinübergegangnen ihre Aufstellung genommen. Mit dem Gesichte dem Flusse zugewandt, vorn durch Sumpf und Gräben gedeckt, hinten sich an den sanften Hang des Kiefernberges lehnend, bildeten sie eine von Norden nach Süden gehende Linie. Nachdem Lefebvre den Widerstand am Breslauer Thore, an der Brücke und auf der im Flusse gelegnen Insel mit Kartätschfeuer beseitigt hatte, drängte er nach und marschierte, die Kavallerie vorausschickend

und nach links hin Tirailleurschwärme aussendend, an der ganzen Aufstellung der Preußen hin. Als seine 100 bayrischen Chevaulegers am linken Flügel der Preußen erschienen, griff sie Rittmeister v. Kleist auf Losthins Befehl mit seinen Husaren an, durchbrach und warf sie, wurde aber dann, da Hilfe ausblieb, nach hartem Kampfe geworfen und auf der Flucht verfolgt. In diesem Reitergefechte wurde Graf Roggendorf, als er etwa 40 Mann zu sammeln beflissen war, vom Pferde gehauen, nachdem ein braver Unteroffizier für ihn das Leben gelassen hatte. Sein treuer Diener brachte ihn nach Breslau, wo er nach einigen Tagen starb, und wo Dumuy seinen schrecklich zerfetzten Leichnam wie eine Trophäe öffentlich ausstellen ließ. Seinem reichbekränzten Sarge folgten eine Unzahl Menschen zur letzten Ruhestätte.

Inzwischen war der Kampf des Fußvolkes auf der ganzen Linie entbrannt, und wandte sich nach einiger Zeit zum Vorteile des Feindes. Durch Tirailleurschwärme und die siegreiche Kavallerie angegriffen, wurden die Schützenkompanien erschüttert, und der eine Dreipfünder ging verloren. Fest standen noch am rechten Flügel die Kompanie Klausewitz und, wie man glaubt, die sechzig Schützen des Leutnants v. Münchow. Gegen sie führten nun, um die Niederlage der Preußen vollständig zu machen, Oberst Reubell (nach Ducasse) und Major Schmitt die noch an der Brücke stehenden Sachsen zum Angriffe vor. Als sie heranrückten, ermahnte Klausewitz seine Leute, möglichst ruhig zu bleiben, eine Salve zu geben und dann mit dem Bajonett anzugreifen. Dies geschah, aber da warfen, wie auf ein gegebnes Wort, die Sachsen ihre Gewehre weg und ergaben sich. Major Schmitt fiel hierbei. Auf diese Weise wurden 10 Offiziere und 240 Mann gefangen genommen und ohne Widerstand von wenigen Leuten abgeführt. Der Spott,

dem sie im Lager ausgesetzt waren, mochte eine große Erbitterung in ihnen erzeugt haben. Beim Anblick dieser Ergebung sammelte sich die zunächst stehende Kompanie wieder, das angreifende bayrische Fußvolk aber leistete, vom Schrecken erfaßt, kaum Widerstand und wandte sich trotz aller Anstrengungen seiner Offiziere zur Flucht auf die Brücke zu; diese aber hatte bereits Klausewitz besetzt und empfing die Ankommenden mit Gewehrfeuer. Da sich nun inzwischen die übrige preußische Infanterie wieder gesammelt und formiert hatte und in geschlossenen Kolonnen anrückte, so ergriff die Bayern, die vor sich den Feind und hinter sich den Fluß hatten und nirgends einen Ausweg sahen, ein panischer Schrecken. Vergeblich sprang Lefebvre vom Pferde, ergriff ein Gewehr und kämpfte zu Fuß, seine drei Adjutanten wurden an seiner Seite verwundet und verloren ihre Pferde; die beiden Kanonen blieben im Schlamme stecken. Nun stürzte sich alles, Lefebvre selbst unter den ersten, in den Fluß und suchte sich durch Schwimmen und Waten zu retten; der Fähnrich vom 1. Bataillon des bayrischen Leibregiments, Baron v. Klingersberg, wand sich die Fahne um den Leib, sprang in den Fluß und wurde darin erschossen. Am andern Ufer sammelte Lefebvre die Trümmer seines Korps und fuhr mit Bauernpferden nach Schweidnitz voraus.

Während dessen ging Klausewitz über die Brücke gegen das Breslauer Thor vor, dessen Besatzung, erschreckt durch die geblasenen Angriffssignale, mit den gefangnen Preußen zum andern Thore abzog, aber hier, einer andern Abteilung begegnend, sie im Stiche ließ und floh. Die Gefangnen wurden gleich zurückgeführt und wieder bewaffnet. Lefebvre hatte von seinem über 1500 Mann starken Korps an Toten und Verwundeten 4 Offiziere und 220 Mann, an Gefangnen von den Bayern 6 Offiziere und

146 Mann, von den Sachsen 10 Offiziere und 260 Mann verloren, ebenso 2 sechspfündige Kanonen, 1 Munitionswagen und gegen 600 Gewehre. Ebenso erbeutete man die Fahne des erschossenen Fähnrichs, während eine zweite fortgeschwommen war. Die Preußen hatten vier verwundete Offiziere und einen Verlust von 460 Mann Infanterie und 70 Kavalleristen, sodaß das Korps nur noch 700 Mann Infanterie und 100 Pferde stark war.

Das Gefecht scheint in der achten Stunde geendigt zu haben. Die siegreichen Preußen sammelten sich auf den Höhen, auf denen sie gekämpft hatten, und brachten die Verwundeten, die Gefangnen, die Beutestücke zusammen; man schickte in das Städtchen und in die meisten Dörfer nach Pferden und Wagen zur Fortschaffung der Geschütze, der Gewehre und der Verwundeten. Auch ließ man hier die sächsischen Offiziere frei, nachdem sie einen Revers ausgestellt hatten, daß sie nicht mehr gegen Preußen die Waffen tragen wollten. Inzwischen rückte Dumuy von Breslau her an. Gegen 2000 Mann mit 6 Geschützen, wie das ihm vorangehende Gerücht meldete, konnte der so stark geschwächte Losthin den Angriff nicht wagen und hielt es daher für geraten, den Rückweg nach dem Gebirge anzutreten. Als er etwa um 10 Uhr auf der Striegauer Straße abmarschiert war, kam Dumuy in Kanth an und setzte ihm bis Polsnitz (eine Viertelmeile entfernt) nach, wo die Preußen rasch die Brücke über das Striegauer Wasser abbrachen und ihn mit Schüssen zurücktrieben. Er ging nach Breslau zurück und sandte einen übertriebnen Bericht über seine Heldenthat ein, der selbst für Jerome zu stark war.

Offenbar würde Losthin ungehindert wieder nach Silberberg gekommen sein, wenn er den Versuch eines Handstreichs unterlassen hätte, der ihm Verzögerung

brachte. Wie er erfuhr, nächtigte in Striegau ein polnisches Ulanenregiment, das, aus Italien über Bayreuth und Breslau kommend, ins Lager vor Frankenstein gehen sollte. Er lenkte also vom Wege ab nach Striegau, wo er in der Nacht um 2 Uhr ankam, aber das Regiment nicht mehr vorfand. Es war zwei Stunden früher bereits nach Schweidnitz abmarschiert. Man übernachtete nun hier in Bürgerquartieren, Leutnant v. Ingenheim aber wurde mit fünf Mann nach Silberberg vorausgeschickt, um Meldung vom Zurückmarsche zu thun und die Entgegensendung einer Abteilung zu veranlassen. Am 15. früh marschierte Losthin dann nach dem nahen Hohenfriedeberg, wo die Bürger, hocherfreut, preußische Soldaten zu sehen, die Truppen mit einem Frühstück bewirteten, und wo man die gefangnen sächsischen Unteroffiziere und Gemeinen in ihre Heimat entließ. Dann marschierte man weiter durchs Gebirge auf Salzbrunn zu.

Nicht weit davon, bei Adelsbach, ereilte sie das Unheil. Wie wir sahen, war Lefebvre, naß von dem unfreiwilligen Bade, wie er war, mit Bauernpferden nach Schweidnitz geeilt. Um Mittag dort angekommen, kleidete er sich rasch um und fuhr dann mit Postpferden nach Frankenstein, wo er im Lager den eben von Neisse zurückgekehrten Prinzen Jerome traf und ihm sein Mißgeschick erzählte. Jerome tröstete ihn, worauf er nach gehöriger Rücksprache wieder nach Schweidnitz zurückfuhr. Jerome schickte ihm sofort 300 Mann Infanterie und 100 Reiter unter dem General Fauconnet nach und sandte den Obersten Ducaudras mit 200 Mann Infanterie und 100 Reitern ins Gebirge, um die Preußen vor Silberberg abzufangen. In Schweidnitz angekommen, marschierte Lefebvre mit den dortigen und den nachgeschickten Truppen, auch mit den eben eingetroffnen

polnischen Ulanen, auf Fürstenstein und Sorgau zu, wo man in der Entfernung die Preußen bemerkte, wie sie langsam bei einem glühend heißen Tage die steile Straße hinanklimmten. Auch die Preußen gewahrten ihre Verfolger und suchten sich zu formieren, aber sie wurden vorn und in der Seite (von den versteckt aufgestellten Ulanen) angegriffen und nach einigem Widerstande zersprengt; doch gelangte der vorausgegangne Zug mit den bayrischen Gefangnen und mehreren Wagen mit Gewehren und der eroberten Fahne ungehindert nach Glatz.

Am selben 15. früh morgens um 4 Uhr schrieb Jerome im Lager einen Brief an Napoleon, der zeigt, wie groß seine Furcht war; auf die Sachsen sei kein Verlaß, er brauche 8000 Mann Franzosen oder Bayern; denn überall rühre sich der Feind, er fürchte, die Belagerung von Kosel und Neisse aufgeben zu müssen; er wolle sich in die Ebne zurückziehen und dort Verstärkung erwarten. Auch Vandamme erfüllte die Nachricht von der Niederlage bei Kanth, die sich rasch verbreitete und die Gemüter der Patrioten erhob, mit Furcht; er stellte die ausgeschriebnen Lieferungen ab, entließ die murrenden Schanzarbeiter und zog teilweise die Geschütze aus den Batterien. Die verdächtig gewordnen Sachsen wurden bald darauf vor Neisse geschickt und unter Vandammes strenge Zucht gestellt.

Fünftes Kapitel

Jerome Napoleon. Leutnant Negro. Kampf bei Silberberg. Maßnahmen des Grafen Götzen. Verhandlungen. Glatz und seine Befestigungen. Der Fall von Neisse. Jerome, Vandamme und Graf Götzen in Friedrichswartha. Neue Kämpfe. Der Lagersturm in der Johannisnacht

Prinz Hieronymus, wie man damals sagte, war noch einmal in Frankenstein, nämlich zur Zeit als nach der Übergabe von Neisse die ganze Streitmacht des Feindes vor Glatz zog, vom 20. Juni ab. Meine Mutter erzählte: „Er wohnte auf der Schloßfreiheit in dem Landhause, wo jetzt die Münsterberg-Glatzische Fürstentumslandschaft ist. Er kam an, als es schon vor Glatz losgegangen war und die ersten Verwundeten in der Stadt waren. Da habe ich ihn einmal flüchtig gesehen, als er auf der Klostergasse einen verwundeten bayrischen Offizier besuchte. Damals sind viele Leute ins Landhaus gegangen, um sich den Trubel und die Wirtschaft anzusehen. Das Haus wimmelte von Leuten, und im Hofe war eine Küche gebaut, wo gekocht, geschmort und gebraten wurde. Aus der Stadt hatte man eine Menge Silberzeug beigetrieben, und eine Menge Ordonnanzen aus der Bürgerschaft war aufgestellt, um acht zu geben, daß

nichts abhanden käme; die französischen Diener waren sehr höflich gegen das Publikum, namentlich gegen Frauen und Mädchen. Man sagte, daß der Prinz in Wein bade, und daß dann die Dienerschaft diesen Wein in Flaschen fülle und verkaufe. Sonst erzählten die Leute arge Dinge von seiner Lebensart und schimpften; aber was half das? Der Stadt hat das ein schweres Stück Geld gekostet; er hat in kurzer Zeit mehrere Tausend Thaler abgegessen."

Auf die vom Leutnant von Ingenheim gebrachte Nachricht von dem Siege bei Kanth tröstete sich Graf Götzen über das Mißlingen des Zuges und dachte daran, mit den erbeuteten guten Gewehren die neuen Kompanien zu bewaffnen und dann 3000 Mann Infanterie und 500 Pferde stark bei Wartha durchzubrechen und mit aller Gewalt das Lager vor Frankenstein anzugreifen, um sich so den Weg nach Neisse zu eröffnen. Damit aber der Feind nicht Truppen zur Abfangung der Rückkehrenden abschicke, machte er sofort am 16. früh einen Vorstoß nach Wartha und suchte, sich zurückziehend, am Ausgange des Warthapasses den verfolgenden Feind in einen Hinterhalt zu locken, was aber durch vorzeitiges Sichtbarwerden der auf Lauer Gelegten mißlang. Die Verfolger waren Hédouille und Siebein. Als der Graf nach Glatz zurückkam, erfuhr er das Unglück von Adelsbach, das alle seine frohen Hoffnungen niederschlug und seine schon vorher schwache Gesundheit vollends erschütterte; ein Fieber fiel ihn an, das ihn öfters bettlägerig machte. Um die etwa noch Zusammengebliebenen aufzunehmen, schickte er Kavallerie auf Neurode zu und sandte, um die Versprengten und in die Wälder Geflüchteten zu sammeln, die Leutnants Schmidt und von Pannewitz ins schlesische Gebirge. Am Abende trafen 109 gefangene Bayern und die Wagen mit den Gewehren und der

erbeuteten Fahne ein. Viele Gefangene waren fortgelaufen und hatten sich in die Wälder geflüchtet, andrerseits kehrten versprengte Preußen in größern und kleinern Trupps nach Glatz zurück.

Das ganze Gebirge vom Waldenburgischen an bis zur sächsischen Grenze hinter Greifenberg wurde damals und schon früher von Glatzer Parteigängern durchschwärmt, unter denen der Husarenleutnant Negro, ein früherer Stallmeister, der schlaueste und unternehmendste war. Unaufhörlich in Bewegung, brachte er von seinen Streifzügen Geld, Waffen, Montierungsstücke, Gefangne ein und ging immer gleich wieder ab. Er warf sich völlig zum Herrscher in Rübezahls Reiche auf und schlug bald in Hirschberg, bald in Warmbrunn seine zeitweise Residenz auf, wo er ein lustiges Leben führte, spielte, trank und schlechte Patrioten prügeln ließ. Als Negro am 15., eben wieder nach Hirschberg zurückgekehrt, von der Niederlage bei Adelsbach hörte und zugleich erfuhr, daß die daselbst Gefangenen auf ihrem Marsche nach Frankreich am 20. durch Bunzlau kommen würden, beschloß er, sie zu befreien. Zu diesem Ende zog er die beiden Kornets, Graf Wedell und von Rüger, die eine Bande von 40 Infanteristen und 24 Reitern zusammengebracht hatten, an sich und marschierte mit ihnen und seinen eignen Leuten über Löwenberg auf Bunzlau zu, wo er sich in einen Hinterhalt legte und dann plötzlich mit Reitern und Infanterie einbrach. Der Überfall gelang vollständig, aber nicht die Gefangenen, sondern ein von Dresden gekommener Transport, ein Oberst, ein andrer Offizier, 58 Mann, eine Haubitze, mehrere Wagen mit Monturen, Tuch, Leinwand, 400 Sättel und ein Teil der Equipage des Prinzen Jerome fielen dem Sieger in die Hände; zugleich aber erhielten die über Haynau auf Sagan zu gegangenen Gefangnen von Adelsbach

zum großen Teile die Freiheit. Die Nachricht von dem Überfalle in Bunzlau erschreckte die Begleitmannschaften so, daß sie die Leute im Stiche ließen und in Hast auf Glogau zu flohen. Auf die Nachricht vom Anmarsche sächsischer Kavallerie brach Negro nach Goldberg auf, wo er den Fähnrich von Witzenhausen und die von Glatz zur Aufsuchung der Versprengten ausgesandten Offiziere Schmidt und Pannewitz an sich zog, und marschierte dann am 21. nach Hirschberg. Hier zog er mit seinem Stabe, den genannten Leutnants und Kornets, an der Spitze einer stattlichen Schar von Reitern und Fußgängern, als Triumphator ein und ließ zur Erhöhung des guten Eindruckes einen Schulzen und einen Bauern auf offnem Markte ausprügeln. Dann begab er sich, berauscht von seinem Erfolge, nach Bad Warmbrunn, wo er spielte und bankettierte, sodaß er darüber den Abmarsch nach Glatz vergaß, wo man ihn auf seine Meldung sehnlich erwartete. Endlich brach er auf, machte aber mehrfach auf dem Marsche Halt, um wieder zu spielen und zu bankettieren, bis ihn in Liebau das Geschick ereilte. Er wurde hier in der Nacht von Württembergern überfallen, warf sich eilends aufs Pferd und entkam, fiel aber bald darauf, unbekannt wo, den Feinden in die Hände.

Da diese Parteigänger dem Feinde äußerst lästig fielen, so beschloß man, das Gebirge gründlich von ihnen zu säubern, und so ging denn am Nachmittage des 16., desselben Tages, wo Graf Götzen den Vorstoß nach Wartha gemacht hatte, Lefebvres Kollege, der General Pernety, mit einer fliegenden Kolonne dahin ab. Sie bestand aus drei bayrischen Kompanien unter dem Major Grafen Leibelfing, 70 bayrischen Dragonern unter dem Grafen Erbach-Erbach und 118 württembergischen Schützen; in Wüstegiersdorf, wohin man über Peterswaldau und Steinseiffersdorf gekommen

war, schlossen sich ihnen noch 200 bayrische Chevaulegers an. Darauf besetzte Pernety Neurode, Freiburg, Striegau und später Hirschberg und den Bober entlang Spiller, Löwenberg, Greiffenstein. Es galt nicht lange darauf die Reste von Negros Banden zu verfolgen, eine Aufgabe, die vornehmlich dem Grafen Leibelfing zufiel, der mit seinen Bayern und Württembergern über Landeshut, Rudelstadt, Kupferberg nach Hirschberg zog, überall strenge Zucht hielt, seine Truppen an der Plünderung der Stadt hinderte und nur Kleidung und das Allernotwendigste für sie verlangte. Seine Streifzüge in die Umgegend waren indessen ohne besondern Erfolg, und als er am 20. Mai wieder abzog, machten sich alsbald Negros Banden, die in den Wildnissen am Kochel- und Zackenfalle ein schwer zugängliches Lager hatten, wieder bemerklich. Anfangs Juni glaubte Pernety seiner Aufgabe genügt zu haben und marschierte angeblich mit 1800 Mann und vielen eingetriebnen Gegenständen aus dem Riesengebirge wieder nach Frankenstein zurück. Er nahm dabei seinen Weg durch den Paß von Königswalde über Neurode und wollte über Wartha ins Lager zurückkehren, von wo ihm Lefebvre entgegenkam. Am 4. Juni, einem Donnerstage früh, hatte Graf Götzen am Fuße des Schäferberges eben ein Elitebataillon (die braunen Grenadiere) ausgemustert, als er Kunde von dem Anmarsche Pernetys erhielt. Sogleich bot er auf, was an leichten Truppen zur Hand war, schickte den Major v. Görtz in der Richtung auf Neurode zur Beobachtung vor und sandte nach Silberberg den Befehl, der Vizekommandant Rittmeister von Bieberstein solle mit allen verfügbaren Truppen ausrücken und den Feind von hinten angreifen, während er dies von Glatz aus von vorn thun werde. Es gelang wirklich, Pernety in Rotwaltersdorf zwischen zwei Feuer zu bringen und ihn in der Mitte aus-

einander zu sprengen. Zwar wurde seine vordere Kolonne durch Lefebvres Erscheinen gerettet, das den Grafen bewog, vom Kampfe abzustehen, aber seine hintere wurde von den Silberbergern geworfen, verfolgt und in wilder Flucht nach Neurode zu getrieben. Viele wurden getötet, viele flohen in die Wälder oder über die böhmische Grenze; gefangen wurden der Major Graf Leibelfing, 6 andre Offiziere und 218 Mann Bayern und Württemberger samt der Musik des Leibregiments. Sie spielte, als die Silberberger im Triumphe im Städtchen einzogen. Man hätte den gefangnen Negro retten können, wenn einer gewußt hätte, daß er gebunden auf einem der Wagen saß. Nur der entschiedne Einspruch des Grafen rettete ihn von den ihm zugedachten Tode eines Spions.

Die in Silberberg herrschende Siegesfreude verleitete am nächsten Tage die Leutnants von Offeney und Fischer[1]) einen Streich zu begehen, der besser unterblieben wäre. Sie wurden, Offeney mit seiner Kompanie (90 Mann), Fischer mit 25 Reitern, nach Peterwitz vorgeschickt mit der Weisung, die feindlichen Vorposten herauszuwerfen, doch sich in kein ernstliches Gefecht einzulassen. Das erste geschah, man drang vor und jagte den Feind durch Olbersdorf auf die nahe Stadt zu. Da die Sache so gut ging, sagte Fischer zu seinem Kameraden: „Wenn wir rasch vorrücken, nehmen wir Frankenstein." Offeney war einverstanden, und nun drangen beide auf der

1) Dieser Leutnant Fischer, schon früher als Begleiter der tapfern Frau v. Bonin und sonst erwähnt, muß damals als großer Held berufen gewesen sein. Ein Kupferstich jener Zeit zeigt ihn als martialischen Husaren zu Pferde mit einem furchtbaren Sarras bewaffnet und einer Unterschrift, die besagt, daß er sich bei den „preisischen" (sic) Truppen in Schlesien hervorgethan und den Franzosen furchtbar gemacht habe. Derselbe Fischer diente 1813 im Lützowschen Freikorps als Rittmeister und war wegen seines langen weißen Vollbartes eine typische Figur.

Straße nach dem Breslauer Thore vor, wo die nach Westen und Süden zu hochgelegene Stadt am leichtesten zugänglich ist; hier aber wurden sie nach rascher Schließung des Thores von der rasch alarmierten Besatzung der Stadt, württembergischen Scharfschützen, Bayern vom 10. Regimente und Dragonern vom 1., empfangen und nach einigem Kampfe zum Rückzuge genötigt, den sie indes in guter Ordnung ausführten. Der Streich kostete dem Leutnant von Goszycki das Leben, zwei andre wurden verwundet, 30 Gemeine getötet oder verwundet, aber niemand gefangen.

Meine Mutter wußte von diesem Angriffe der Silberberger zu erzählen: „Es war ein schöner Sommerabend, die Frauen und Mädchen saßen, wie das Sitte ist, auf der Bank am Hause und nähten oder strickten, die Männer standen unter der Thür und rauchten und plauderten, und der im Hause einquartierte Bayer hatte ein Schäffchen Wasser vor sich und reinigte sein Gewehr. Da ging es auf einmal am nahen Breslauer Thore piff paff, piff paff, und da kam auch schon ein im Gesichte blutender Bayer die Klostergasse daher gelaufen, »die Preußen, die Preußen!« rief unser Bayer und eilte ins Haus, um sich zu rüsten; auch wir flüchteten alle hinein, am Thore aber, das man in großer Eile geschlossen hatte, dauerte das Knallen fort. Die Bayern schossen durch die darein gebohrten Löcher und von den sogenannten Tuchrähmen, d. h. von dem Wallgange der Stadtmauer, wo die Tuchmacher ihre Tuche ausspannten, herab. Während dieses Aufruhrs ritt Lefebvre in großer Hast zum Münsterberger Thore hinaus, zum Gespötte der Bürger, die das als eine Flucht ansahen. Übrigens hatte Lefebvre auch hier den Ruf eines humanen und ehrenwerten Mannes."

Dieser 5. Juni ist auch in andrer Hinsicht merkwürdig, weil Graf Götzen an ihm frühzeitig von

Glatz aus mit der großen Mehrzahl seiner Truppen einen Ausmarsch auf Reichenstein zu gemacht hatte, der durch die Neisser Verhältnisse veranlaßt war. Nach dem Unglücke von Adelsbach konnte er nicht mehr daran denken, das von Vandamme immer härter bedrängte, furchtbar leidende Neisse durch Waffengewalt zu entsetzen; er mußte sich darauf beschränken, seinen unausbleiblichen Fall so lange als möglich zu verzögern. Schon der Zug nach Breslau war durch die Notlage der Neisser veranlaßt worden; denn nachdem die im Südwesten der Festung gelegne Blockhausschanze in den ersten Morgenstunden des 1. Mai von Vandamme durch Überrumpelung genommen war, lag die Hauptschleuse Nr. 1, die die breite Überschwemmung westlich vor der Festung bewirkte, offen da und wurde unablässig beschossen, um sie zum Einsturz zu bringen. Die Lage von Neisse war bereits verzweifelt; ein großer Teil der Stadt, namentlich das Zollviertel im Süden, lag in Trümmern, die Besatzung hatte schon an 1000 Mann verloren, von denen 400 krank in den Lazaretten lagen; das Fortlaufen nahm überhand, es herrschte ein schrecklicher Mangel an Geld, an Bekleidung, an Mitteln zur Anfertigung von Munition, die Artillerie war hart hergenommen, und unter der Zivilbevölkerung wütete Krankheit und der durch eine schreckliche Teuerung erzeugte Hunger; demgemäß war überall Kummer, Entmutigung und Verlangen nach endlicher Kapitulation.

Am 4. durch den Landdragoner (Gendarmen) Klösel — der später bei einem zweiten Ausritte festgenommen und auf Vandammes Befehl gehängt wurde — von der in Neisse herrschenden Not unterrichtet, beschloß der Graf, um die Standhaftigkeit des Gouverneurs bis auf weiteres zu sichern und die Kapitulationsfreunde in Schranken zu halten, von

seiner diktatorischen Vollmacht als Generalgouverneur Gebrauch zu machen und dem Generalleutnant von Steensen in dem Premierleutnant von Rottenburg, seinem übrigens in Neisse wohlbekannten Adjutanten und Vorsteher seines Militärkabinetts, gewissermaßen einen Vormund zu setzen. Schon am selben Tage reiste v. Rottenburg, mit 10000 Thaler Geld in Pfandbriefen, drei Vollmachten und vielen Proklamationen versehen, über Landeck und das österreichische Gebiet mit Klösel nach Neisse ab, wo es beiden gelang, in der Nacht vom 6. zum 7., während der Feind mehrere Sturmversuche machte, auf Umwegen in die Festung zu kommen. Die erste der drei Vollmachten ermächtigte den Gouverneur, im Namen des Königs Gelder und Bedürfnisse jeder Art ohne weiteres in Beschlag zu nehmen, die zweite verlangte, daß Rottenburg als von den Absichten des Grafen wohl unterrichtet bei allen Beratungen und Verteidigungsmaßregeln hinzugezogen werde, die dritte im äußersten Notfalle vorzulegende forderte alle Stabsoffiziere der Garnison auf Ehre und Pflicht auf, sich ohne Rottenburg in keine Kapitulation einzulassen. Die mitgebrachten Proklamationen suchten den etwas veralteten Sieg von Eylau nochmals zu verwerten und stellten Entsatz binnen vier Wochen und den baldigen Beitritt Österreichs in Aussicht, erregten aber damit in der Zivilbevölkerung den lautesten Unwillen. Der hungernden, kranken, tagtäglich und unaufhörlich mit Bomben und Granaten überschütteten Bevölkerung einreden zu wollen, daß „die Macht des Feindes in den letzten Zügen liege, und daß er nur noch leeres Geräusch mache," klang wie ein grausamer Spott. Als einige Tage später Leutnant v. Rottenburg den Buchdrucker Rosenkranz aufforderte, einen Nachtrag zu den Ansprachen zu drucken, weigerte sich dieser mit den Worten, Lügen drucke er nicht. Da er sich

ungebärdig stellte, legte man ihn in Ketten und ließ, da man Aufruhr befürchtete, Husaren mit der blanken Waffe die Straßen abreiten.

Am 9. erhielt Vandamme von Breslau aus einen großen Transport von Belagerungsgeschütz und konnte nun seine zwölf Batterien immer furchtbarer ausrüsten. Schon am 10. früh begann das sehr verstärkte Bombardement, und so ging es Tag für Tag fort; die zweite Parallele wurde eröffnet und bis 400 Schritt vor die Stadt vorgeschoben. Am 12. wurde großer Kriegsrat gehalten, über die Frage, ob die Festung und wie lange sie noch zu halten sei. Die Stimmen waren geteilt, Rottenburg verhielt sich schweigend. Das war in der Zeit, wo der Zug Losthins von Silberberg abging, und wo die uns bekannten Ereignisse erfolgten. Dann schleppte sich die Verteidigung der Festung noch etwa vierzehn Tage hin, während der die Fortschritte des Feindes immer bedeutender und die Gegenwehr immer schwächer wurde. Zuletzt mußte sich selbst Leutnant v. Rottenburg überzeugen, daß bei dem drohenden Einsturze der arg zusammengeschossenen Schleuse Nr. 1 die Festung nicht länger zu halten sei. Am 30. fand in einem Garten zu Heidersdorf, nahe bei Neisse, eine von Vandamme angeregte Zusammenkunft mit dem Gouverneur und den vornehmsten Stabsoffizieren statt, der auch Rottenburg beiwohnte. Vandamme teilte den am 26. erfolgten Fall von Danzig mit und verlangte Ergebung. Nach mehrfachem Hin- und Herreden verstand sich der Gouverneur dazu, die Festung, wenn bis dahin kein Entsatz komme, am 16. zu übergeben. Es wurde ein Waffenstillstand geschlossen. Leutnant v. Rottenburg, dessen Rolle Vandamme nicht unbekannt blieb, sollte nach Glatz zurückkehren und dem

Grafen sagen, Vandamme erwarte ihn mit 5—6000 Mann bei Neisse. Rottenburg schickte einen Invaliden mit Botschaft an den Grafen voraus und reiste dann mit einem französischen Passe versehen nach Frankenstein, wo er am 4., d. h. dem Tage, wo Lefebvre den General Pernety bei Glatz rettete, ankam, aber festgenommen und nach Bielau in Vandammes Hauptquartier zurückgebracht wurde. Man hatte den von Glatz zurückkehrenden Invaliden aufgefangen, der wahrscheinlich vom Grafen die Aufforderung an den Obersten Kalkreuth und andre Stabsoffiziere brachte, die Kapitulation umzustoßen und den Kampf zu erneuern. Obgleich es dem Invaliden gelungen war, seine in dem Stocke verborgnen Zettel am Wachtfeuer zu verbrennen, wurde er doch vor Rottenburgs Augen als Spion erschossen, dieser aber, den Vandamme auf das heftigste anließ und den er gleichfalls erschießen lassen wollte, nach Straßburg in die Gefangenschaft geschleppt, auf die Festung gesetzt und nach dem Friedensschlusse mit vielen andern Gefangnen zu Nancy ausgeliefert.

Der Graf hatte dem Obersten v. Kalkreuth, dem Befehlshaber der Infanterie in Neisse, die Weisung zukommen lassen, im Notfalle mit seinen Truppen nach dem Gebirge und Glatz hin durchzubrechen, von wo er ihm entgegen kommen werde. Als man nun hier früh am 5. — dem Tage, wo die Silberberger Frankenstein alarmierten — von Neisse her starken Kanonendonner hörte, glaubte der Graf, dies rühre von Kalkreuths Versuche, durchzubrechen, her, und zog alsbald, um zu Hilfe zu eilen, mit dem größten Teile seiner Truppen auf Reichenstein zu. Alles war in bester Stimmung und voll Kriegsmut, die Musikbanden spielten, und der Graf, von einer Truppe zur andern reitend, ermunterte sie. Aber es war eine Täuschung; Vandamme manövrierte im Feuer. Davon

rührte das Schießen her. Man erfuhr es, als man über den Kamm des Gebirges hinauskam, und kehrte in großer Enttäuschung nach Glatz zurück.

Es war vorauszusehen, daß nach der Übergabe von Neisse der Feind den allergrößten Teil seiner Truppen — mit Ausnahme der schwachen Besatzungen von Breslau, Glogau, Schweidnitz, Brieg und der totmatten vor Kosel liegenden Bayern unter Raglovich — vereinigen und mit aller Gewalt vor Glatz, diesen Hauptherd des Widerstandes, ziehen werde, um der unbequemen Herrschaft des Generalgouverneurs von Schlesien und Statthalters des Königs ein Ende zu machen. Dann war der Krieg beendet, und die Provinz in Napoleons Gewalt. Die Übergabe von Danzig am 26. Mai und bald darauf, am 14. Juni, sein Sieg bei Preußisch-Friedland über die vereinigten Russen und Preußen erfüllte natürlich auch seine in Schlesien beschäftigten Truppen mit gutem Mute und gab ihnen Hoffnung auf das heiß ersehnte Ende des Krieges. Graf Götzen sah den nahen Anmarsch des Feindes voraus und traf so gut, wie möglich, alle Anstalten, ihn wohl gerüstet zu empfangen. Dazu gehörte vor allem die Anlegung eines verschanzten Lagers zur Deckung der Stadt und Festung. Die Stadt liegt nämlich terrassenförmig aufsteigend an der Rückseite der alten Festung, einer nach Norden streichenden, mit hohen Mauern und Bastionen versehenen, nach Osten steil abfallenden Höhe. Die von Süden kommende Neisse macht hier an der Stadt einen Umbug nach Nordosten und fließt dann nördlich zwischen der genannten alten Festung und der ganz gleichlaufenden neuen oder dem Schäferberge. Nun liegt östlich von der Stadt, von ihr durch die Neisse getrennt, der sogenannte Puhberg,[1]) ein Erdbuckel, der

1) Puhuberg, mundartlich Puhu statt Uhu. Bei Höpfner u. a. heißt er Mönchsberg oder Kapuzinerberg.

durch Schluchten vom Schäferberge getrennt, dessen südliche Fortsetzung ist. Nach Osten zu senkt sich diese Bodenanschwellung zu einem tiefen Grunde, in dem sich das Dorf Niederhausdorf hinaufzieht. Wurde der Puhberg ohne weiteres dem Feinde überlassen und mit Geschütz versehen, so konnte dieser von da ungehindert die nahe Stadt beschießen und bewerfen und die Wirkung jedes Schusses wahrnehmen. So würde er sie bald in Grund und Boden geschossen haben. Um dem zuvorzukommen, beschloß man, am östlichen Hange des genannten Berges dem Dorfe Niederhausdorf gegenüber in Abständen von einander neun Schanzen und darüber auf der Höhe eine zehnte als Reserveschanze zu errichten. Sie zogen sich im flachen Bogen vom Ufer der Neisse im Südwesten bis zum Reichensteiner Wege im Norden hin und sollten durch einen zusammenhängenden Graben mit einander verbunden werden. Die milde Jahreszeit, die Kürze der Nächte im Hochsommer ließen es sogar als vorteilhaft erscheinen, wenn die in dumpfen Kasernen und Kasematten liegenden Soldaten ins Freie und in die frische Luft kamen. Ein Übelstand dabei war, daß man mit dem Bau der Schanzen so spät begann; denn sie wurden nicht fertig, der steinige Grund des Berges, Regengüsse, Ausbleiben und Fortlaufen der gepreßten Arbeiter hemmten die vollkommene Ausführung. Auch sonst traf der Graf alle Vorkehrungen, die nötig waren, wenn man eine lange, an Kampf und Leiden reiche Belagerung mit Ehren bestehen wollte. Vor allem brauchte man Geld. Der nach Wien gesandte Sekretär Graf Hardenberg brachte am 16. 8000 Dukaten, die er mit Not und Mühe aufgetrieben hatte, und eine windige Hoffnung auf baldigen Beitritt Österreichs mit, den der Graf immer noch in Anrechnung brachte und für möglich hielt. Gleichzeitig war der ältere v. Lüttwitz

nach Hirschberg geschickt worden, um der Kaufmannschaft des Riesengebirges für 40000 Thaler die Wälder der Grafschaft zu verpfänden, aber die reichen Leinwandfabrikanten, die viele Beschäftigung für Napoleons große Armee gehabt hatten, weigerten sich so entschieden, daß er sie aus den Betten holen ließ und ihnen 13000 Thaler abpreßte, wofür sie ihn beim Könige verklagten. Schon am 1. Juni hatte der Graf eine Konferenz mit den Vertretern der Landstände, der Städte und der Geistlichkeit gehabt, in der man sich dazu verstand, alles nur irgend entbehrliche Silber von Kirchen und Privatpersonen gegen Pfandbriefe und Staatsobligationen nach Glatz abzuliefern, wo es in der neuerrichteten Münze verprägt werden sollte. Am 4. früh, als Pernetys Erscheinen gemeldet wurde, war er mit der Ausmusterung eines Bataillons besonders tüchtiger und verlaßbarer Leute beschäftigt, dem er den Major v. Losthin zum Anführer und die besten Offiziere und Waffen gab, der sogenannten braunen Grenadiere,[1]) die sich bei der Verteidigung des Lagers bald sehr auszeichnen sollten. Dann führte der von der Belagerung von Glogau her rühmlichst bekannte Major v. Putlitz aus dem erwähnten Lager im Riesengebirge in Eilmärschen 200 Mann herbei. Ferner trafen die Silberberger, zwei Schwadronen und zwei Schützenkompanien, etwa 3—400 Mann stark, ein und brachten vier Kanonen, eine Haubitze, zweihundert Zentner Pulver und mehrere Pulverwagen mit. Noch immer kamen sogenannte Bayreuther aus Franken an; sie und andre Flüchtlinge und Abenteurer sollten sich in den wilden Gegenden an der Heuscheuer sammeln und den Feind bei der Belagerung durch Überfälle beunruhigen. Der Zivilbevölkerung war

1) Mit blauer Uniform, aber braunen Rabatten, Kragen und Aufschlägen, weil viel braunes Tuch auf Lager war. Leberbraun war damals unter der Landbevölkerung der Grafschaft Mode.

schon früher befohlen worden, sich auf drei Monate mit Mundvorrat zu versehen; nun aber wurden die Magazine mit Getreide, Heu, Stroh u. a. gefüllt und das Vieh der benachbarten Dorfgemeinden durch Husaren von der Weide getrieben und in die Stadt gebracht, wo man das Beste davon als Schlachtvieh aussuchte — ein durch die Not entschuldbares Verfahren, das aber Furcht und Schrecken unter der seit vier Monaten blutig gequälten Landbevölkerung hervorrief; die Bauern trieben ihr Vieh in die Wälder und in die Oberdörfer. Mit aller Macht wurde bei Tage wie bei Nacht an den noch unfertigen Schanzen, und einem Damme zur Anstauung des Wassers fortgearbeitet. Da der Graben vor den Lagerschanzen nicht zustande kam, legte man aus den Dörfern zusammengeholte Eggen in das hochstehende Getreide davor und fing an, dieses, wo es sich als nötig erwies, abzumähen.

In dieser Zeit verhandelte Graf Götzen noch immer durch Lefebvre mit dem Prinzen Jerome, der am 11. aus Scheitnig bei Breslau, wo er krank gelegen hatte, wieder nach Frankenstein kam, über einen Waffenstillstand, eine Scheidelinie, die von Tarnowitz in Oberschlesien aus immer am Fuße des Gebirges hingehen sollte, und über die Übergabe der von Raglovich blockierten Festung Kosel, die nur noch ein Lazarett und eine Pesthöhle war. Beide, der Graf und Lefebvre, hatten dieserhalb ein paar persönliche Zusammenkünfte auf dem Paßberge, es kam aber zu keiner festen Abmachung; denn schon am 16. verkündete lauter Kanonendonner den Glatzern, daß Jerome mit Vandamme, einem glänzenden Stabe und dem Belagerungskorps seinen Einzug in das eroberte Neisse halte. 133 Offiziere, 3700 Mann, 400 Artilleristen, 320 Mann zu Pferde waren, den Gouverneur, den Kommandanten und den gesamten

Stab an der Spitze, mit fliegenden Fahnen, klingendem Spiele, Kanonen und brennenden Lunten, Leichen ähnlicher als lebenden Menschen, aus der Jerusalemer Barriere ausgezogen und hatten vor Stephansdorf die Waffen gestreckt. Neisse hatte im ganzen hundertvierzehn Tage lang widerstanden, eine wirkliche Belagerung von 96 Tagen durchgemacht und 123 erschrecklich wirkende Bombardements ausgehalten. Vandamme hatte etwa 40000 Bomben und Granaten in die Stadt geworfen und 30000 Paßkugeln verfeuert, worauf die Festung mit 160000 schweren Schüssen, darunter etwa 60000 Bomben und Granaten, geantwortet hatte. Ende Mai waren nur noch 19000 Zentner Pulver vorhanden. 12 Offiziere, mehr als 80 Unteroffiziere und 1360 Gemeine waren durch Tod, Gefangenschaft oder Entweichen in Abgang gekommen, von den Stadtbewohnern wurden einige siebzig getötet, verstümmelt oder beschädigt, und Hunderte von Kranken lagen in den Lazaretten. Der südliche Teil der Stadt glich einem Trümmerfelde. Ein Reisender jener Zeit, der die schlesischen Festungen und auch Kolberg besucht hatte, sagt aus, daß Neisse, Breslau, Kosel weit ärger hergerichtet waren als Kolberg, von dem die populären patriotischen Geschichtschreiber fast nur allein zu berichten wissen.

Daß sich Neisse, diese wichtige Festung, die nach der Aufgebung von Breslau bei Vandammes Anmarsch am 5. Dezember der Hauptsammelplatz der Streitkräfte und die Rüstkammer der weitern Kriegführung geworden war, sich so lange hielt — was auch von Kosel gilt — war das große Verdienst des Grafen Götzen im Bunde mit so tapfren Offizieren wie Pionieroberst du Harroy, Artillerieoberst Wernitz, Oberst von Kalkreuth, Rittmeister von Eisenschmidt und andrer Männer, die sich den Kapitulationsfreunden aufs tapferste widersetzten. Nun waren also

nur noch Glatz und Silberberg übrig. Schon am 17., dem Tage nach dem Einzuge in Neisse, erhielt Vandamme den Befehl, mit seinem Korps von 4 bis 5000 Württembergern und Sachsen unverzüglich gegen Glatz aufzubrechen. Auf diesem Marsche die Neisse hinauf stießen dann die abgestellten Posten, 3000 Württemberger bei Patschkau, 800 Sachsen bei Kamenz, 400 Mann bayrische Infanterie, 250 Mann Kavallerie in und bei Wartha zu ihm, und zugleich entleerte sich das unter Lefebvre stehende befestigte Lager bei Frankenstein und entsandte 2300 Mann bayrische Infanterie, 340 bayrische Chevaulegers, 350 französische Chasseurs und 300 polnische Ulanen. Dieses Heer, über 13000 Mann stark, stand schon am 18. am linken Ufer der Neisse zwischen Kamenz und Wartha, zum Einmarsche in die Grafschaft bereit, der am 19. früh um 1 Uhr beginnen sollte; er verzögerte sich indessen um einen Tag. Denn in dieser Nacht entlud sich ein so furchtbares Unwetter über der Grafschaft, daß die Neisse und ihre Zuflüsse reißend schnell anschwollen und viele Brücken und Stege wegrissen.

Vandamme benutzte diese Verzögerung dazu, den Grafen zu einer persönlichen Unterredung zwischen den beiderseitigen Vorposten auf dem Paßberge einladen zu lassen. Der Graf willigte ein und ritt, so krank er auch war, von sechs Offizieren begleitet nach Friedrichswartha hinaus, wo Vandamme mit ebenso vielen von der andern Seite erschien, und die Unterredung um 10 Uhr vormittags stattfand. Jerome hatte damals eben die Nachricht von dem entscheidenden Siege Napoleons über die Russen bei Preußisch-Friedland erhalten, was Vandamme benutzen konnte, um dem Grafen das Vergebliche fernern Widerstandes einleuchtend zu machen. Er benahm sich anfangs, immer den Hut unter dem Arme, mit

vollendeter französischer Artigkeit und sagte dem Grafen mit höchst geläufiger Zunge eine Menge Schmeicheleien über seine tapfere und kluge Verteidigung und seine braven Offiziere und Soldaten und bot für die in Glatz, Silberberg, Kosel vorhandnen Truppen die ehrenvollsten Bedingungen an — Abzug mit Geschütz, Ober- und Untergewehr zur Armee des Königs —, wenn er dafür die drei noch in preußischen Händen befindlichen Festungen übergeben wolle. Der Graf erklärte, die Provinz Schlesien sei ihm von seinem Könige anvertraut, und er könne sie ohne dessen Bewilligung nicht übergeben; man möge gestatten, daß ein Offizier nach Preußen gehe, um etwaige Genehmigung vom Könige selbst einzuholen; bis dahin möge Waffenstillstand sein. Vandamme erklärte dies für unzulässig; denn da ihm 20000 Mann und 300 Wurfgeschütze zu Gebote ständen, könne bis dahin Glatz genommen und in einen Trümmerhaufen verwandelt sein. Hierauf erhitzte sich das Gespräch, und Vandamme wurde so heftig, daß er alle Haltung verlor und sich an die anwesenden preußischen Offiziere wandte: es sei abscheulich, daß so tapfere Männer, die im vollsten Maße ihre Schuldigkeit gethan, den Eigensinn eines einzelnen büßen sollten; sie hätten das Recht, diesem den Gehorsam aufzusagen, es gebe keinen König von Preußen mehr; seine und der Russen Armee sei geschlagen, und er werde nach der Schlacht vermißt. Empört über diese Aufforderung zum Treubruche zog Major von Görtz den Säbel und würde den Franzosen thätlich angegriffen haben, wäre nicht der Graf hindernd dazwischen getreten; nun aber wandte er sich an Vandamme und warf ihm alle Räubereien und Erpressungen, die er und seine Truppen begangen hätten, offen ins Gesicht. Dies erzürnte Vandamme dermaßen, daß er die schrecklichsten Drohungen ausstieß; er wollte die Güter des

Grafen (Scharfeneck) gänzlich verwüsten, seine Verwandten (den Bruder) mit aller ihrer Habe den Soldaten preisgeben, ja ihn selbst und den Kommandanten aufknüpfen lassen. Hierauf erklärte der Graf mit Würde, seine Achtung vor dem Gesandtenrechte verbiete ihm, hierauf die richtige Antwort zu geben. Man schied beiderseits in großer Erregung; der Graf ritt wieder nach Glatz hinunter, Vandamme nach Wartha.

Der erste, der am 20. in aller Frühe den Einmarsch in die Grafschaft machte, war Deroy mit seinem bayrischen Korps und den polnischen Ulanen. Er zog über die Neissebrücke hinter Wartha die gerade Straße durch den bekannten Paß und setzte sich auf Lefebvres früherem Lagerplatze zwischen Friedrichswartha und dem Kalten Vorwerk fest. Von dieser herrschenden Stellung aus verbreitete er sich rechts und links. Schon früh um 5 Uhr besetzten seine Truppen das links im Thale liegende, sich am Spitzberge hinaufziehende Dorf Königshain, den südlich vorliegenden Kegel des Fockenberges und dahinter den niedrigen Spittelberg. Auf dem erstern, zweitausend Schritt oberhalb des Schäferberges, wurde bald eine Batterie von vier Kanonen und zwei Haubitzen errichtet, auf dem letztern, 1500 Schritt entfernt, eine zweite von zwei Kanonen und einer Haubitze. Man konnte von hier nicht bloß den Schäferberg, der bald sehr kräftig antwortete, beschießen und bewerfen, sondern auch das dahinter gelegne verschanzte Lager. Andrerseits schickte Deroy eine Kolonne durch den Wald zum Kalvarienberge (Hügel mit Kapelle) hinunter, um die von der Division Gayll besetzten Dörfer Scheibe und Hassitz anzugreifen. Es entspann sich hier ein sehr hartnäckiger Kampf, der den ganzen Tag dauerte. Mit großer Tapferkeit verwehrten die beiden Kompanien, namentlich die von Klausewitz, dem Feinde

das Eindringen. Unverrichteter Sache zog er sich nach zwölfstündigem Kampfe auf die Höhe zurück. Jenseits der Neisse stand bei Halbendorf die Kompanie von Polczynsky und die Schwadron Stößel. Sie wurden über die Neisse her von der am Kalvarienberge angelegten kleinen Batterie beschossen. Sie zogen sich infolge dessen unter den Kranich — das nördlichste Außenwerk der alten Festung — zurück und gingen von da auf Befehl ins Lager. Auch die am Abend abgelöste Division Gayll in Hassitz rückte dort ein. Kögler sagt in seinem Tagebuche, das Gewehrfeuer und Kanonieren im Norden habe früh um 7 Uhr begonnen, und die schweren Geschütze von beiden Festungen hätten mit Unterbrechungen den ganzen Tag bis abends 8 Uhr gedonnert, und am Nachmittage habe man das Läuten der Glocken (wohl auch das Schlagen der Uhren) verboten, wie das in belagerten Festungen der Brauch ist.

Der Generalgouverneur verteilte nun die einzelnen Kompanien in die Lagerschanzen und ordnete die Verteidigung. Das dritte Bataillon Grawert, die Mineure und Handwerker sollten die der Hauptfestung übernehmen, das vierte Bataillon und eine Invalidenkompanie die des Schäferberges, das fünfte Bataillon Alvensleben die Verteidigung der Stadtbefestigung vom Böhmischen bis zum Frankensteiner Thore, zwei Invalidenkompanien die der Stadtwerke vor diesem. Zusammen waren dies 2423 Mann mit den leichten Truppen und 372 Unbewaffneten; etwa 400 Kranke abgerechnet, betrug die ganze Besatzung 6050 Mann. Nach der Ziegelei vor dem Grünen Thore (südlich), nach der Neissefurt an der Quergasse (Dorf, südlich) und nach Niederhausdorf (östlich) wurden starke Piketts — im ganzen 200 Mann —

geschickt; die Kavallerie stellte sämtliche Feldwachen und besetzte mehrere wichtige Punkte jenseits der Neisse. Während der Nacht wurde noch immer an den unfertigen Schanzen weiter gearbeitet; aber da die Bayern vom Fockenberge und Spittelberge das Lager mit Granaten bewarfen, entwichen unter dem Schutze des Dunkels die meisten Schanzbauer, und man mußte einige hundert Arbeiter aus der Stadt und selbst die zum Abmähen des Getreides aufgebotenen Bürger dazu pressen. Auch Soldaten schanzten, soweit das Schanzzeug reichte. Am selben Tage baute ein französischer Ingenieuroffizier bei Mühldorf einen Laufsteg über die Neisse, später eine Balkenbrücke, um Deroys Lager mit dem von Vandamme in Verbindung zu setzen.

Am folgenden Tage, dem 21., einem Sonntage, hielt Vandamme mit seinem Korps, Württemberger und Sachsen, verstärkt durch bayrische Chevaulegers und die französischen Chasseurs aus dem Frankensteiner Lager, frühzeitig seinen Einmarsch. Er marschierte an der Brücke von Wartha rechts abbiegend am linken Ufer der Neisse über Giersdorf nach Gabersdorf, wo er 400 Mann und zwei Schwadronen zur Beobachtung von Silberberg zurückließ und die Bewohner dieses und der benachbarten Dörfer aufbot, um die Wege für das heranzuführende schwere Belagerungsgeschütz auszubessern. Dann überschritt er bei Birgwitz die Steine und schlug sein Hauptquartier im Schlosse zu Pischkowitz (dreiviertel Meile westlich von Glatz) auf. Dabei wurde ein Lager aufgeschlagen, ein zweites bei Koritau für die Württemberger der Generale v. Kammerer, Neubronn, Beulwitz und Lilienberg, ein drittes bei Mügwitz (näher an Glatz) für Sachsen und Franzosen. Schon um 7 Uhr hörte man in der Stadt, die mit ihrem aufgerissenen Pflaster, den düngerbedeckten Häusern, überpfropft mit Soldaten und Flüchtlingen aus den

Vorstädten, ein Bild der Angst und Verwirrung darbot, von dorther das Knattern des Gewehrfeuers, vermischt mit Kanonenschlägen, was immer stärker wurde, aber um 9 Uhr aufhörte. Gleichzeitig wechselten die Bayern vom Fockenberge mit dem Schäferberge Schüsse.

Um 8 Uhr meldete sich der Erbprinz v. H. . . . als Parlamentär und teilte dem Grafen den französischen Sieg von Pr.-Friedland und den Einzug in Königsberg mit. Dieser bezweifelte die Wahrheit der Erzählung und wies die Aufforderung zur Ergebung ab. Am frühen Nachmittage nahm dann Vandamme in seinem Vormarsche Besitz von den westlich von Glatz gelegnen Vorwerken (einzelnen großen ländlichen Höfen), wobei er, wiewohl unwirksam, von der alten Festung aus beschossen wurde, und drang bis Soritsch vor, wo oberhalb des Zusammenflusses der Weistritz und Neisse eine Furt, genannt Habels Furt, ist, durch die Kavallerie auf das andre Ufer gehen sollte. Hier sollte eine zweite Brücke gebaut werden, damit man hinter dem noch von den Preußen besetzten Niederhausdorf den Bayern im Norden die Hand reichen und so die Festung völlig einschließen könne. Nun nahm Vandamme mit seinem Stabe vom Pfaffenmühlhügel zwischen Soritsch und Quergasse die Festung und das jenseits der Neisse und der breiten Komturwiesen sichtbare Lager in Augenschein und ließ sofort Landleute aufbieten, um noch am Nachmittage hier Schanzen aufzuwerfen. Schon von 3 bis 5 Uhr bewarf eine in der Nähe aufgefahrene Haubitzbatterie, wenn auch erfolglos bei der großen Entfernung, das Lager mit Granaten, das ebenso erfolglos antwortete. Wirksamer erwies sich die Festungsartillerie gegen die Batterie vor der Quergasse, die mehrmals zum Schweigen gebracht wurde, aber durch das hohe Getreide gedeckt wiederholt den Platz wechselte

und die Glacis der Stadt und die Hauptfestung bewarf. Andrerseits nahm der von Frankenstein heraufgekommne Jerome in Deroys Lager vom Fockenberge und dem Spittelberge aus die Festung und das verschanzte Lage auf dem Puhberge in Augenschein, wobei mehrere vierundzwanzigpfündige Kugeln vom Schäferberge her unter seinem Gefolge einschlugen. Man erkannte, daß das im Grunde liegende Dorf Niederhausdorf den Schlüssel zum Angriffe auf das Lager bilde, und beschloß es wegzunehmen. Oberst v. Scharffenstein mit seinem leichten Bataillon, zwei Kompanien vom zehnten bayrischen Regiment und eine Schwadron sollten diese Aufgabe ausführen. Er griff an, fand aber an der Kompanie des Leutnants v. Bersworth und der Kavallerie des Leutnants v. Prittwitz hartnäckigen Widerstand. Das Dorf wurde wiederholt genommen und verloren, war aber beim Eintritte der Dunkelheit noch im Besitze der Preußen. Schon hatten Angriffe auf einzelne Schanzen und Häkeleien zwischen dem Dorfe und dem Lager stattgefunden. In der Nacht wurde weiter geschanzt, Getreide gemäht und an einem Damme zum Anstauen des Hannsdorfer Wassers gearbeitet, da man die Komturwiesen vor Schanze 9 (Kreuzschanze) unter Wasser setzen wollte.

Kaum hatte Vandamme sich im Schlosse zu Pischkowitz heimisch gemacht, so begann er seine gewohnten Erpressungen und schickte schon am nächsten Morgen seinen Leibtrabanten, den damals berüchtigten bayrischen Freiherrn Hammerer, mit einem Briefe an den Magistrat von Habelschwerdt, um ihm ein don gratuit von 200 Friedrichsdor abzupressen; andre an andre Städtchen dürften gefolgt sein. Auch Deroy schrieb am selben Tage eine große Lieferung für die Bayern aus. Ein Komitee von drei Gutsbesitzern hatte die Ausführung zu überwachen.

Der nächste Tag, der 22., verlief, wenn auch ab und zu Kanonenschüsse fielen, verhältnismäßig ruhig, weil verhandelt wurde und der Feind mit großen Vorbereitungen beschäftigt war. Um 8 Uhr erhielt der Graf einen Brief von Jerome, worin dieser bat, er möchte einen soeben aus Napoleons Hauptquartier gekommnen französischen Artillerieobersten anhören, der ihm die reine Wahrheit sagen werde. Um schlimme Nachrichten nicht unter seine Leute kommen zu lassen, stand der gerade im Fieber liegende Graf auf und ritt vor die Stadt, wo der angesagte Parlamentär ausführlichen und unzweifelhaften Bericht erstattete und dann einen vierwöchentlichen Waffenstillstand vorschlug, nach dessen Ablauf, wenn bis dahin kein Entsatz käme, die Festungen Glatz und Silberberg zu übergeben wären. Der Graf weigerte sich hierauf einzugehen, da es seine Pflicht sei, die Kommandanten standhaft zu erhalten, und er sich ohne Beistimmung seiner Stabsoffiziere in keine Unterhandlung einlassen könne. Nach seiner Heimkehr befahl er dem Kommandanten, dem Obersten d'Albert und dem Obersten v. Braun eine Denkschrift an den König abzufassen, ihm den Stand der Dinge darzulegen und um Verhaltungsmaßregeln zu bitten. Um 11 Uhr begab sich Jerome, vielleicht von Deroy begleitet, über die Brücke bei Mühldorf nach Pischkowitz, wahrscheinlich um mit Vandamme Kriegsrat zu halten und die vorzunehmenden Maßnahmen zu besprechen. Denn am Abend kam wieder ein Parlamentär mit einem Schreiben an den Grafen, worin Jerome sagte, er könne weder das Bombardement abwenden, noch einen Waffenstillstand ohne folgende Kapitulation bewilligen, er werde demnach alsbald das Lager angreifen, an Leuten hierzu fehle es ihm nicht, doch wünsche er zu unterhandeln und biete Waffenstillstand bis 4 Uhr morgens an. Da sich der Graf zu krank fühlte, schickte er den

Obersten d'Albert mit einem Offizier hinaus; in dem mitgebrachten Briefe hieß es: er (der Graf) sei bereit, auf Vorschläge einzugehen, doch würden seine Stabsoffiziere nur in dem Falle in eine Kapitulation willigen, wenn sehr ehrenvolle Bedingungen zugestanden, und der Termin der Übergabe auf achtundvierzig Tage hinausgeschoben würde. Der Oberst kehrte am Morgen zurück und berichtete, der Prinz wolle nur einen achtundzwanzigtägigen Waffenstillstand bewilligen, biete die Bedingungen von Neisse an und verzichte auf die Übergabe von Silberberg. Da der Graf hierauf nicht einging, nahmen die Feindseligkeiten um 4 Uhr wieder ihren Anfang. Während dieser Nacht war am Lager fortgearbeitet und fleißig gemäht worden, um die Schanzen sturmfrei zu machen.

Am 23. früh nahm Jerome in Begleitung Vandammes, Deroys und seines ganzen Stabes vom Fockenberge aus eine Beschauung des Lagers vor; man erkannte den unfertigen Zustand der Schanzen und die unvollkommne Schließung ihrer Kehlen. Dazu sollte Vandamme von einem übergelaufnen Unteroffizier erfahren haben, daß zwischen der Kreuzbergschanze und der Steinbergschanze selbst Kavallerie eindringen könne; dieser Verrat war indes gar nicht nötig, da der Feind Pläne der Festung hatte. Daraus konnte er ersehen, daß die breite gebahnte Landecker Straße von Neuländel aus — einem Wirtshause mit ein paar andern Häusern am untersten Ende von Niederhannsdorf — bergauf zwischen beiden genannten Schanzen hindurch und dann nahe davon von Westen mehr nach Norden umbiegend, hinter dem Lager zur Vorstadt führt. Demnach kundete Vandammes Adjutant Vincent, der mit der Kavallerie hier durchbrechen sollte, diese Stelle so nahe als möglich aus. Die Wegnahme der nicht weit oberhalb des Neissewehrs liegenden Kreuzberg- oder Kreuzschanze war eine

Hauptbedingung des Gelingens. Jerome gab nun den Befehl zum Angriff und setzte ihn für die nächste Nacht um 1 Uhr fest. Vandamme sollte möglichst still von der einen Seite — über die zu schlagenden zwei Brücken bei Soritsch und Pilsch —, Lefebvre von der andern vorrücken, und sie sollten ihren Marsch so einrichten, daß sie beide um Mitternacht vor dem Lager aufgestellt wären; eine von Vandammes Kolonne — nach Wegnahme der Kreuzschanze — ausgeworfne Rakete sollte das Zeichen zum Angriffe geben; ohne Schuß sollte man die Schanzen angreifen, die sich Widersetzenden niedermachen, die Kanonen vernageln, die Munitionswagen in die Luft sprengen und sich bei Tagesanbruch wieder zurückziehen.

Die Angriffe, die der Feind an diesem Tage, dem 23., machte, hatten vornehmlich den Zweck, die Arbeiten am Lager zu stören und die Truppen möglichst zu ermüden. Gegen 9 Uhr vormittags drang der Feind von Westen (Koritau, Mügwitz) in großen Massen bis in die Nähe des Böhmischen Thores und bis zu der von einem Pikett besetzten Ziegelei vor dem Grünen Thore vor und scharmützelte dort mit den vom Feuer der Alten Festung und der Stadtbefestigung unterstützten ausgefallenen Jägern. Gleichzeitig fiel ein Teil der Besatzung der Stadt über die Quergasse nach Soritsch aus, wurde aber dort gegen 10 Uhr von der auf dem Pfaffenmühlhügel errichteten Batterie empfangen und zurückgewiesen. Zu gleicher Zeit fand bis 1 Uhr ein lebhaftes Gefecht zwischen Niederhannsdorf und den Lagerschanzen statt. Die Bayern am Fockenberge und einem dahinter gelegnen tiefern Orte und die Lagerschanzen bewarfen und beschossen sich gegenseitig; dann schlichen sich gegen Mittag zwei Kompanien feindlicher Jäger und einige reitende durch das hochstehende Korn und griffen die Schanzen 4 und 5 sehr lebhaft an, wurden aber durch das Ka-

valleriepikett des Majors v. Görtz, die Schwadron Bieberstein und die Infanterie der nächsten Schanzen zurückgetrieben. Da man dabei in das Feuer der feindlichen Artillerie geriet und von zwei Schwadronen in der Flanke bedroht wurde, mußte man die Verfolgung einstellen. Dann griffen teils Tirailleure, teils geschlossene Kolonnen vom Hannsdorfer Grunde aus die Schanzen 6, 7 und 8 an, wurden aber mit Kartätschen zurückgetrieben. Von 1 bis $2^1/_2$ Uhr gab der Schäferberg einzelne Schüsse auf Königshain zu ab, die vom Jockenberge her mit Kugeln und Granaten beantwortet wurden. Sie zündeten an einzelnen Gebäuden der Vorstadt.

Im Laufe des Tages kam ein bewährter Patriot, ein Herr v. Caspary, der sich von Landeck her über Rengersdorf am bebuschten Ufer der Neisse durchgeschlichen hatte, in der Festung an und überbrachte dem Grafen eine durch Kurier angelangte Kabinettsordre vom 14. Juni (dem Abend der Schlacht von Friedland), worin es hieß, an Hilfe sei nicht mehr zu denken, der Graf möge thun, was er für das Wohl des Staates am dienlichsten erachte. Kein härterer Schlag konnte Götzen unter so bewandten Umständen treffen. Krank, wie er war, stieg er zu der hinter der Kommandantur am Fuße der Hauptfestung gelegnen Gartenlaube hinauf und saß hier, wo man über die Kommandantur und die noch tiefer liegende Stadt hinweg eine nur durch den Rathausturm etwas verdeckte, freie weite Aussicht, namentlich nach Süden und Westen, hat, um die Vorgänge draußen, besonders den Kampf in und um Niederhannsdorf zu verfolgen. Denn die Wegnahme dieses Dorfes war eine Hauptsache für den Feind. General Siebein wurde damit beauftragt und marschierte mit den Bayern, die sich zwischen dem Jockenberge und Josephsthal in drei Abteilungen aufgestellt hatten, hinter Neu-

hannsdorf weg durch den Busch nach Niederhannsdorf und vereinigte sich mit ihrer an dem Kirchhofe stehenden durch Habels Furt herübergekommnen Kavallerie. Von $3^1/_2$ bis abends 8 Uhr wütete wieder der Geschützkampf zwischen dem Schäferberge, der Königshainer Flesche und den Lagerschanzen und andrerseits dem Fockenberge, Spittelberge und von der Quergasse her, von wo man das Lager mit Granaten bewarf. Während dieser Zeit wurde Haus für Haus um den Besitz von Niederhannsdorf gestritten, das der Leutnant Lecoq mit wenigen Leuten auf das tapferste verteidigte. Doch gelang es den Bayern zuletzt, ihn nach bedeutendem Verluste hinauszuwerfen und das Dorf zu behaupten, sich auch in Besitz von Neuländel zu setzen. Während so das Geschütz unaufhörlich krachte, und das Gewehrfeuer knatterte, saß der Graf in seiner Laube und verfolgte den Gang des Kampfes; dabei sah er, wie an verschiednen Stellen jenseits des Lagers, namentlich bei Oberhannsdorf und am Busche bei Neuländel Bataillone zusammenrückten, ohne daß sie Lager- oder Kochfeuer oder sonst Anstalten zum Biwakieren machten, er sah Bataillone von Pischkowitz auf Soritsch zu marschieren, sah hinter der Quergasse Balken auffahren und alle Anstalten zum Brückenbau machen und schloß daraus, daß der Feind einen nächtlichen Sturm auf das Lager beabsichtige.

Noch am Abende um $8^1/_2$ Uhr griff der Feind von der Quergasse aus die Ziegelei vor dem Grünen Thore an und trieb das darin aufgestellte Pikett auf die Stadt zu, mußte aber wieder weichen, da es bedeutende Verstärkung erhielt. Man jagte ihn nach der Quergasse zurück, wo aber eine hohe Barrikade die weitere Verfolgung hinderte. Die Ziegelei wurde behauptet. Gleichzeitig wurde die feindliche Infanterie und Kavallerie, die sich, wie früher, von Westen her

der alten Festung bis auf 800 Schritte genähert hatte, von dieser mit Geschützfeuer zurückgetrieben.

Da der Graf also einen nächtlichen Angriff auf das Lager befürchtete, ließ er dem Kommandanten desselben, Major v. Putlitz, seine Ansicht mitteilen; wenn er nicht die Gewißheit habe, sich zu behaupten, möge er bei einbrechender Nacht sich in die Königshainer Vorstadt unter den Schäferberg zurückziehen und am nächsten Morgen den Versuch machen, den Feind hinauszuwerfen. Putlitz ließ hereinsagen, die Stimmung der Truppen sei vortrefflich, die Nächte kurz und hell; er hoffe sich behaupten zu können, nur möge der Graf erlauben, daß man den Feind wieder aus Neuländel hinauswerfe und die wenigen Häuser in Brand stecke, da er von dorther den Angriff erwarte. Er hatte das schon früher thun wollen und hatte eine Angriffskolonne aus den Besatzungen der Schanzen 8 und 9 und einem Teile der braunen Grenadiere gebildet, aber der Kommandant v. Gleissenberg hatte abgeraten, unnütz Menschen zu opfern; der Graf heiße das Herausgehn aus den Schanzen nicht gut. Nach erlangter Erlaubnis griff nun Putlitz die Bayern in Neuländel an, warf sie nach hartnäckigem Kampfe hinaus und ließ um 9 Uhr das Wirtshaus durch Pechkränze in Brand stecken. Es brannte bis auf die Sohle nieder. Nicht lange vorher hatte der Graf auch die Häuser der Herrengasse anzünden lassen, weil sie dem Feuer der Jungfernschanze am Ostausgange der Stadt hinderlich waren; er ließ aber den Brand wieder löschen, um den nahen Roßmarkt zu retten, und ließ dann die Gebäude, so weit es möglich war, durch Soldaten abtragen.

Ganz spät schickte Graf Götzen noch einmal hinaus und befahl äußerste Hut. Putlitz ließ hereinsagen, die eine Hälfte der Truppen stehe mit den Waffen an der Brustwehr, die andre liege angekleidet in den Hütten.

So brach die Nacht herein, die sonst so freudenreiche Johannisnacht, wo hier, wie auch im übrigen Gebirge, auf allen Höhen rings die hellen Feuer leuchten, und wo namentlich auf dem Puhberge mit Raketen, Schwärmerwerfen, Leuchtkugelsteigen das lebhafteste Treiben herrscht; jetzt lag alles in großer Stille. Das Wetter änderte sich; um 11 Uhr verhüllte sich der Himmel, und es wurde sehr finster; ein starker Regen ging nieder. Als er nach Mitternacht aufhörte, trat der Mond hervor, verschwand aber häufig hinter den dunkeln Wolken, die am Himmel hinjagten, und bald verschleierte ein dichter Nebel alle Aussicht. Die Luft war kalt, die Soldaten ohne Mäntel, die Gewehre ohne Regendeckel, weshalb das Pulver verdarb und bald viele Gewehre versagten. Die vom Feinde, wie es sich ergab, zum ersten Angriffe ersehene Kreuzschanze am äußersten rechten Flügel (von innen) war mit 155 Mann (nach andern 190) Jägern der Kompanie Ehrenberg, Grenadierschützen der Division Gayll, Leuten von Polczynskys Kompanie und der Geschützbedienung besetzt und mit drei leichten Kanonen, acht Handmörsern und acht Standbüchsen ausgerüstet. Das dicht umherstehende Getreide war nicht gemäht worden, weil der ältere Lüttwitz es als Futter für das Schlachtvieh gespart wissen wollte. Leutnant v. Ehrenberg ließ, was man ihm später vorwarf, keine Patrouillen machen, sondern stellte seine Vorposten 200 Schritt entfernt unten am Hannsdorfer Wasser auf. Auch hier herrschte nach dem Kampfe um Neuländel tiefe Ruhe, die Offiziere v. Ehrenberg und Roczynsky lagen im Zelte, die Mannschaften in ihren Hütten, und nur die auf Posten stehenden Kanoniere gingen an der Brustwehr auf und ab; der wackere Unteroffizier Stößer stand wachsam an seinen zwei mit Kartätschen geladnen Kanonen, die auf das brennende Wirtshaus von Neuländel gerichtet waren.

Inzwischen rückte der Feind im tiefsten Dunkel so still als möglich von beiden Seiten heran, Vandamme von Piltsch und Soritsch her, Lefebvre von Norden her durch Niederhannsdorf. Zuerst kam unter Vandammes Führung von Pischkowitz und Koritau her der General v. Lilienberg und ging mit seinem Fußvolke über die Brücken, während die württembergischen Chevaulegers unter dem Obersten Grafen Lepell und die französischen Chasseurs unter dem Rittmeister Meziau durch die nahen Furten ritten; ihren Führer machte der früher genannte Adjutant Vincent. Die Sachsen unter Gardanne folgten. Gleichzeitig rückte Lefebvre mit der bayrischen Brigade Siebein und der Kavallerie unter Zandt durch Niederhannsdorf vor und stellte sich vor dem Lager auf, um es auf gegebnes Signal anzugreifen. Um vorzeitiges Schießen zu verhindern, trug die Infanterie die Gewehrschlösser umwickelt. Die Truppen waren in mutiger Stimmung; man hatte ihnen tüchtig zu trinken gegeben. In und bei Soritsch teilte Vandamme seine Truppen in drei Teile: einen Teil sandte er am rechten Ufer der Neisse, über die Quergasse, um die Wälle am Grünen Thore anzugreifen; einen zweiten, den Hauptteil, Kavallerie und Infanterie quer über die Wiesen, um sich auf der Straße vor Neuländel aufzustellen und dort zum Durchbruche oberhalb der Schanzen bereit zu sein, endlich eine Infanterieabteilung links über die Komturwiesen, um die Überrumpelung der Kreuzschanze auszuführen. Wie das allgemein geglaubt wurde und selbst von bayrischen Offizieren bezeugt ist, hatte man Weiber vorausgeschickt, die als Marketenderinnen den durchnäßten und frierenden Vorposten mit Opium gemischten Branntwein verkauft hatten. Um vor die genannte Schanze zu gelangen, waren einzelne Gräben und das Hannsdorfer Wasser zu überbrücken. Dies

geschah in größter Stille, doch hörten es die am Staudamme beschäftigten Arbeiter, aber sie unterließen es, Lärm zu machen, weil sie einfältig genug glaubten, dies sei Sache der Vorposten; diese aber hatte man in ihrem Opiumtaumel niedergemacht.

Jerome mit seinem Stabe hielt auf einer Anhöhe (dem Geiersberge oberhalb Neuländel?), von wo er alles übersehen und den beiden Kolonnen leicht seine Befehle zukommen lassen konnte.

Um 12½ Uhr hörte man auf der Kreuzschanze Kleingewehrfeuer, das aber bald wieder verstummte. Vorposten mochten auf heranschleichende Feinde geschossen haben. Um 1 Uhr ging der Brand in Neuländel nieder, und wieder lag alles in schweigender Finsternis. Stößer stand an den Kanonen, und die Posten schritten auf und ab. Um 1½ Uhr unten am Wasser ein einziges Werda! dann einige Schüsse. Auf einmal ruft der Posten: „Herr Unteroffizier, da kommt einer herauf!" Stößer erkennt beim fahlen Mondlichte einen feindlichen Infanteristen, ergreift die Lunte und feuert beide Kanonen hart hinter einander ab. In diesem Augenblicke tauchen die Feinde in Massen aus dem Getreide auf und klimmen unter wütendem Geschrei von allen Seiten an der Schanze empor; die beiden Schüsse aber bringen das ganze Lager und die Festung in Aufruhr, an den beiden Festungen krachen die Alarmschüsse, die Trommeln rasseln, Hörner und Trompeten ertönen, die Reiterei im Lager und auf dem Holzplane (gegenüber der Kreuzschanze jenseits der Neisse) sitzt auf, und in den Schanzen springen Offiziere und Soldaten empor, ergreifen die Waffen und eilen an die Brustwehr, wo man bald vom Feinde angegriffen wird. Bald entbrannte der Lärm und der Kampf auf der ganzen Linie. Auch auf der Kreuzschanze sprangen die beiden Offiziere aus dem Zelt und suchten die Soldaten zu

ordnen, während der Feind an der Brustwehr, von der Seite und hinten durch die Kehle einzudringen versuchte und bald auch eindrang. Nun erfolgte ein Schießen, Hauen und Stechen in wüstem Durcheinander; durch Schüsse, die das Lagerstroh entzündeten, ging das Zelt in Flammen auf, die eine unheimliche Helle verbreiteten. Zuletzt gelang es dem Leutnant v. Ehrenberg hinten an der Brustwehr einen Teil seiner Leute zu sammeln und sich mit dem Bajonette durch die Kehle einen Weg ins Freie und zur Neisse hinab zu bahnen. Leutnant v. Roczynsky war nach Schanze 8 geeilt, um dort mit der Artillerie thätig zu sein, die ihm im Lager unterstand.

Nach Einnahme der wichtigen Schanze stieg, wie verabredet war, die Rakete auf und gab das Signal zum allgemeinen Angriffe. Nun setzte sich die vor Neuländel harrende Infanteriekolonne in Bewegung und marschierte die steil angehende Straße hinauf, während die Kavallerie unter Vincent an der Seite rasch vorbei ritt. Oberhalb der zu beiden Seiten liegenden Schanzen 9 (Kreuzberg) und 8, da, wo die Straße rechtshin umbiegt, fanden sie Widerstand; denn auf den Lärm von der erstern her war die nahe liegende Kompanie Polczynsky herbeigeeilt und hatte die herausgeworfene Besatzung aufgenommen, um mit ihr vereint die Schanze wieder zu erobern. Bald auch waren Losthins braune Grenadiere, gefolgt von Kavallerie, von der Westseite des Puhberges, wo sie kampiert hatten, herbeigeeilt und stellten sich dem heraufkommenden Feinde entgegen. Erst beschoß man sich gegenseitig, dann gingen auf Losthins Befehl die Grenadiere mit dem Bajonette vor, aber während sie die feindliche Infanterie zurückdrängten, ritt Vincent mit drei Schwadronen Chasseurs an der Straßenseite vorbei, warf sich auf die hinten nachfolgende schwache preußische Kavallerie und trieb sie auf die Vorstadt

zu. Da nun die Chasseurs die Grenadiere von hinten angriffen, während sie nach vorn mit der Infanterie zu thun hatten, so gerieten sie in die äußerste Bedrängnis, und es entstand in der nächtlichen Finsternis ein furchtbares Hauen, Stechen, Schießen, Schlagen; die braven Grenadiere wurden zersprengt, niedergeritten, zertreten, schlossen sich aber immer wieder zusammen. Wie Ducasse berichtet, bildeten sie Viereck, widerstanden zwei heftigen Angriffen und brachten den Chasseurs sehr fühlbare Verluste bei; erst ein dritter sprengte sie, sagt er, und wenige dieser Braven entkamen. Mit einer letzten Anstrengung brachen sie sich Bahn und gingen unterhalb des Wehres durch die tiefstehende Neisse auf den Holzplan. Sie verloren einige 60 Mann an Toten und Verwundeten und 70 bis 80 an Gefangnen. Die stark angetrunknen Feinde benahmen sich wie die Rasenden. Zwei Offiziere wurden mit dem Kolben erschlagen, und bereits Liegende erhielten noch Kolbenstöße.

So war es denn dem Feinde gelungen, dem Lager in den Rücken zu kommen und dadurch dessen Verteidigung stark zu beeinträchtigen. Es ist nicht unsre Absicht, die von Osten her erfolgenden Angriffe auf die Schanzen im einzelnen zu erzählen. Da alles in finsterer Nacht vor sich ging, so ist das auch gar nicht möglich, und man bleibt über vieles im Dunkeln. Das Ende war, daß die Schanzen teilweise nach tapferstem Widerstande erstürmt oder, da man den Feind im Rücken hatte und Widerstand als nicht mehr möglich erkannte, freiwillig aufgegeben wurden. Der Hauptkampf entspann sich um die auf der Höhe gelegne, im Osten befestigte Haupt- und Reserveschanze Nr. 10, die Leutnant v. Reichmeister mit seiner 249 Mann starken Kompanie, 4 Kanonen und 2 Haubitzen besetzt hielt, und wohin sich eben Hauptmann v. Baerst von Schanze 7 mit 160 Mann und Roczynsky mit

2 Geschützen zurückgezogen hatte. Nun wurde sie unter Lefebvres eigner Führung rechts von Bayern, links von Württembergern und Sachsen angegriffen. Die Besatzung verteidigte, von Roczynsky durch wirksame Kartätschenschüsse unterstützt, den Eingang hinten mit großer Tapferkeit, aber inzwischen hatten die Feinde die Brustwehr erstiegen und griffen vom Rücken an. Nun drängte alles zur Schanze hinaus und riß den hier anwesenden Lagerkommandanten Major v. Putlitz mit sich fort. Bemüht, einen Teil der Flüchtigen um sich zu sammeln, wurde er von feindlicher Reiterei, die er im Dunkel anfänglich für preußische hielt, umringt und mit seiner Mannschaft niedergeritten. Ähnlich wie Fouqués Reitknecht Trauschke bei Landeshut, warf sich sein treuer Diener Sacher über ihn und fing mit seinem Leibe, sechs teilweise schwere Wunden davon tragend, die Hiebe der bayrischen Dragoner auf. Ein menschlich gesinnter württembergischer Feldwebel machte dem Gemetzel ein Ende. Von Blute triefend wurden Putlitz und Sacher durch einen württembergischen Jäger abgeführt und gerieten auf dem Wege nach Niederhausdorf unter französische Chasseurs, die ihnen um die Ohren fuchtelten, bis ihr Offizier einschritt. General v. Siebein, der mit Lefebvre und Zandt im Pfarrhause Quartier genommen hatte, schickte dem Major seinen Arzt, bot dem Ausgeplünderten seine Börse an und schoß ihm, als dies abgelehnt wurde, Geld vor.[1])

Auch um die Schanze 6, wo der Leutnant v. Bersworth mit seinen Bayreuthern und mit Grenadieren

1) Putlitz war 1813 General einer märkischen Landwehrdivision, ein humaner, verständiger Mann, Litteraturfreund, Sammler von Münzen und Altertümern. Der General v. d. Marwitz (Aus dem Nachlasse des Fr. A. L. v. d. Marwitz, Berlin, 1852), der 1813 unter ihm stand, tadelt an ihm dreierlei: er habe viel Tabak geraucht, gern gut gegessen und sei ein schlechter Reiter gewesen.

einen Angriff siegreich abgeschlagen hatte, entspann sich nochmals ein heftiger Kampf. Während man den von hinten kommenden Feind mit Gewehr- und Kartätschenschüssen abwehrte, erstieg Infanterie vorn die Brustwehr, sprang in die Schanze und bahnte durch Niederreißung der Sperre der Kavallerie den Weg. Ein furchtbares Gemetzel entstand, und hätte nicht der verwundet hinausgetragne Leutnant v. Versworth einen feindlichen Offizier um Schonung für seine Leute gebeten, so wäre wohl kaum ein Mann mit dem Leben davon gekommen. Nur etwa 40 Mann blieben unverwundet, und nicht ein Mann entrann der Gefangenschaft. Ein schon aus fünf Wunden blutender Schütze rettete seinem Offizier das Leben, indem er den ihn bedrängenden bayrischen Leutnant Formentini niederstieß, und ein Kompaniechirurgus, der beim Einbrechen des Feindes ein Gewehr ergriffen hatte, verteidigte sich damit, bis er von vielen Wunden bedeckt zu Boden sank. Hauptmann v. Stengel, Schanze 5, und Graf Schönaich, Schanze 1 und 2, räumten, als sie die übrigen Schanzen und die Reserveschanze in Feindes Gewalt sahen, ihre verlorenen Posten; Stengel zog sich fechtend durch die bereits vom Feinde durchschwärmte Herrengasse (östliche Vorstadt) nach der Stadt zurück, der andre besetzte den Minoritenhof am Roßmarkte. Während dieser Zeit herrschte auf dem Puhberge, der Landecker Straße, dem darunter liegenden Uferstriche an der Neisse bis zur Jungfernschanze vor dem Roßmarkte, wo die Baderpforte und die Brücke ist, das allerschrecklichste Gewirr und Getümmel; in Schwärmen kamen die Flüchtlinge von der Höhe herab und flohen auf der Straße oder am Ufer hin der eigentlich nur für die Verwundeten offen stehenden Pforte zu; Feinde, Infanteristen, Kavalleristen drangen vor; in der Dunkelheit geriet Feind und Freund durch einander und

kämpfte aufs Geratewohl. An der genannten Pforte, durch die man auf den Roßmarkt und von da über eine hochgespannte Brücke durch das Brückthor in die Stadt gelangt, stopfte sich alles, und es entstand das schrecklichste Gedränge, so zwar, daß die vom Grafen ausgesandten Adjutanten Rittmeister v. Derschau und Leutnant Graf Reichenbach bei der Rückkehr hier in Lebensgefahr gerieten, Derschau wurde vom Pferde gerissen, Reichenbach, der Ordnung schaffen wollte, war daran, von den Rasenden, die sich retten wollten, niedergestochen zu werden. Ein württembergischer Hauptmann, der mit fünf Leuten seiner Kompanie hierher gewirbelt worden war, drang bis zu der Schanze vor, wo diese den einen Posten erschossen, den andern erstachen, dann aber unter preußische Kavallerie gerieten, die den Hauptmann gefangen nahm und seine Mannschaft niederhieb. Die Schanze gab nun Kartätschenschüsse ab, aber sie trafen nicht den Feind, sondern mehrere Leute des von seiner Schanze hereinkommenden Hauptmanns v. Stengel, der dadurch zurückgetrieben und in der Vorstadt ausgeschlossen wurde. Er warf sich in den Götzhof und andre Höfe daselbst und wehrte die Feinde mit Schüssen ab.

Während der ganzen Zeit hatte die Festung mit aller Macht gefeuert, und zwischenein waren mit schrecklichem Getöse die vom Feinde angezündeten Pulver- und Munitionswagen in die Luft gegangen. Die Anhöhe, wo Jerome mit seinem Stabe hielt, war von ihrem Brande erleuchtet und diente so dem Geschütze der Festung zum Ziele. Der Branntwein hatte die feindlichen Soldaten zu wilder Wut entflammt. „Wir habe Sturm gelaufe, die Preuße in die Stadt getriebe und niemand Pardon gegebe," sollen die Württemberger gesagt haben. Auch eine Frau verlor dabei ihr Leben, und ein Kind soll ins Feuer geworfen worden sein. Der ganze schreckliche Lärm

und Aufruhr hatte nur etwa eine Stunde gedauert; nach $2^1/_2$ Uhr war beim Grauen des Tages der nächtliche Spuk verschwunden und alles wieder still und friedlich. Das war die Glatzer Johannisnacht im Jahre 1807, die den Umwohnern noch lange Zeit im Gedächtnisse blieb. Vandamme ging mit seinen Truppen über die Neisse nach seinen Lagern bei Pischkowitz zurück, Lefebvre aber besetzte die Schanzen und wollte sie trotz des Kreuzfeuers, das er von beiden Festungen erhielt, nicht verlassen, bis der in Reserve stehende Deroy sich entschieden weigerte, ihn zu unterstützen.

Sechstes Kapitel

Folgen des Lagersturms. Neue Verhandlungen. Konvention. Erlebnisse meines Onkels Karl. Ereignisse in Silberberg

In der vierten Stunde etwa bestieg Graf Götzen, nachdem er den Bericht des Rittmeisters v. Derschau angehört und von den Verkehrungen des Obersten d'Albert gegen einen Angriff auf die Stadt Kenntnis genommen hatte, den Donjon der Festung und nahm von dessen Turme die Stätte des Lagers in Augenschein. Er bemerkte, daß der Feind bis auf wenige Infanterie- und Kavallerieposten die Schanzen wieder verlassen hatte, und beschloß, trotz der Ermüdung von Mann und Roß, sofort wieder einen Ausfall machen zu lassen. Auf seine Aufforderung erboten sich Stößel, Derschau, Hauptmann Wörmann und die Leutnants Graf Reichenbach und von Neumann zu dem Unternehmen und fielen mit dem größten Teile der Kavallerie und einer mäßigen Anzahl freiwillig sich erbietender Jäger und Schützen durch das Brückthor aus, vertrieben den Feind aus der abgebrannten Herrengasse und befreiten den ausgeschlossenen Hauptmann von Stengel aus seiner bedrängten Lage. Jedenfalls durch ihn verstärkt drangen sie dann auf der Straße bis zur Schanze 8 (gegenüber der Kreuzschanze)

vor, wo sie, wie Kögler in Rengersdorf sah und hörte, unterstützt vom Feuer der Festung, sich um 5 Uhr mit dem Feinde herum schossen. Auch Ducasse weiß, daß Graf Götzen einen Versuch gemacht hat, die Schanzen wieder zu nehmen; bei einigen am linken Flügel (7 und 8) sei es ihm gelungen, aber Lefebvre habe die sich in der Ebene (? am flachen Neissufer) ausbreitende Kavallerie zurückgetrieben. Als der Graf vom Donjon aus den Feind in stärkerm Maße anrücken sah, nahm er in der zehnten Stunde den Ausfall zurück. Um die Verfolger abzuwehren, feuerte in dieser Zeit die Jungfernschanze mit Kartätschen. Die Batterie am Pfaffenmühlhügel hatte schon bei Tagesanbruch die Stadt zu beschießen angefangen, dann war der Feind von der Quergasse aus vorgedrungen, hatte die Ziegelei in Brand gesteckt und war, was schon einmal in der Nacht geschehen war, von den Schanzen am Grünen Thore zurückgetrieben worden. Die Ausgefallenen brachten fünf stehengebliebne Geschütze, viele Gewehre und zahlreiche in den Schanzen vorgefundne Verwundete mit. Um die Schanzen abzutragen, standen in Deroys Hauptquartiere (Königshain) 1000 aufgebotene Bauern bereit, die bald ans Werk gingen.

Um 9 Uhr morgens war ein Parlamentär von Jerome zu dem Grafen gekommen; der Prinz ließ sagen, obwohl er im Besitze der Schanzen sei und sofort das Bombardement beginnen könne, so wolle er doch lieber zu einem Vergleiche die Hand bieten. Er schlage eine persönliche Unterredung und einen Waffenstillstand von vier Stunden zur Beerdigung der Toten und Wegschaffung der Verwundeten vor. Der Graf ging darauf ein und fuhr um Mittag nach Wartha, wo die Unterredung stattfinden sollte. Hierbei kam er durch Deroys Lager auf dem Paßberge, wo er ein Biwak von vier Bataillonen, ein bayrisches Kavallerie-

regiment, die polnischen Ulanen und einen Park von 30--40 Geschützen sah. Von da bis Wartha fand er eine ununterbrochne Reihe von Wagen mit Verwundeten, Freunden wie Feinden, in Bewegung. In Wartha angelangt wurde er von dem gesamten Generalstabe mit großer Auszeichnung empfangen und sogleich zum Prinzen geführt. Dieser empfing ihn sehr artig und bemühte sich hierauf, ihm die Nutzlosigkeit längeren Widerstandes einleuchtend zu machen. Er legte ihm die Rapporte seiner in Schlesien stehenden Truppen vor; 20000 Mann lägen vor Glatz, 2000 seien im Anmarsche, ein Bataillon Sachsen in Neisse, zur Verfügung gestellt 10000 z. T. noch unbewaffnete Polen, 4—5000 Franzosen, meist Genesende, in Schlesien zerstreut; dabei habe er 190 Stück Geschütz vor Glatz beisammen, und 70 Stück, meist Wurfgeschütze, würden von Neisse her erwartet; wenn er es wünsche, könne er mit seinem Adjutanten das Lager in Augenschein nehmen; er, der Prinz, könne die Truppen ausrücken lassen. Als der Graf darauf verzichtete und zu verstehen gab, daß ihn das nicht schrecke, weil seine Truppen, wiewohl gering an Zahl, tapfer, und seine teilweise in Felsen gehauene Festung mit siebzig Fuß tiefen Wallgräben fast uneinnehmbar sei, erwiderte der Prinz, der Zustand von Glatz sei ihm wohlbekannt; was wolle man machen, wenn die Stadt zunächst in Brand geschossen würde, und wenn die Besatzung, Kasernen, Quartiere, Stallungen, Magazine im Stiche lassend, sich auf die Citadelle zurückziehen müßte, die sie bei weitem nicht fassen würde; hier seien zwei Pläne der Festung, in die man bereits die Angriffslinie eingezeichnet habe; er habe keinen kriegerischen Ehrgeiz und wünsche sehnlich den Frieden; nur Menschlichkeit bewege ihn, einen vierwöchigen Waffenstillstand mit schließlicher Übergabe von Glatz und Silberberg anzubieten; Bedingungen stelle er nicht,

da diese durch den zu erwartenden allgemeinen Waffenstillstand oder Frieden doch aufgehoben werden würden; sein Bruder, der Kaiser, dulde keinen Stillstand der Operationen, wenn nicht etwas Wesentliches damit erreicht werde.

Der Graf lehnte nicht bestimmt ab, aber erklärte, die Frist von vier Wochen sei zu kurz, und von der Übergabe von Silberberg könne keine Rede sein; was Glatz betreffe, so müsse er die Einwilligung sämtlicher Stabsoffiziere haben, um in Unterhandlungen eintreten zu können. Hierauf sagte der Prinz, sein Bruder habe ihn nur zur Abschließung eines Waffenstillstandes von 30 Tagen ermächtigt, auf eigne Verantwortung wolle er ihn bis zum 20. Juli ausdehnen. Der Graf versprach hierauf, noch am selben Abend zu antworten, fuhr nach Glatz zurück und rief sofort alle Stabsoffiziere zusammen. Nachdem der Artilleriemajor Thiemann auf Befragen erklärt hatte, daß Pulver nur noch für 16—20 Tage vorhanden sei, teilte der Graf der Versammlung das Ergebnis seiner Verhandlung mit und setzte die Lage der Festung auseinander, doch ohne der ihm vollkommen freie Hand gebenden Kabinettsordre vom 14. Juni Erwähnung zu thun. Wenn jemand, und wäre er der jüngste, sich getraue, die Festung länger zu halten, so möge er vortreten, er (der Graf) werde ihm dann seine gesamten Vollmachten übertragen. Das Schlußergebnis war, daß alle, Oberst d'Albert und der Kommandant von Gleißenberg an der Spitze, einstimmig erklärten, der Ehre und der Pflicht gegen den König sei genug geschehen, und die abzuschließende Übereinkunft sei ehrenvoll. Noch am selben Abend machte der Graf dem Prinzen Anzeige von dem Ergebnisse des Kriegsrates, worauf festgesetzt wurde, daß am nächsten Morgen, den 25., die beiderseitigen Bevollmächtigten im Schlößchen zu Hassitz zusammentreten sollten. Dies

geschah. Jerome sandte seinen Adjutanten, den Fregattenkapitän Meironnet, Graf Götzen den Obersten d'Albert und den Leutnant Grafen Reichenbach. Von ihnen wurde ein Waffenstillstand bis zum 26. Juli geschlossen, und die Kapitulationsbedingungen von Neisse zugestanden. Die Konvention wurde nach Frankenstein geschickt, wo sie Jerome schon am Nachmittage unterzeichnete; das Bekanntwerden des Abschlusses erregte in beiden Lagern den hellsten Jubel. Am Abend war in Soritsch Ball für die Offiziere, an dem nicht nur Bayern, Württemberger, Sachsen, Franzosen, sondern auch Preußen aus der Festung teilnahmen.

Wenn v. Höpfner findet, daß Graf Götzen durch diese Konvention seinen Ruf aufs Spiel gesetzt habe, so ist dies Urteil ebenso oberflächlich wie ungerecht. Er war eben am Ende seiner Mittel angelangt und nach vielen mit großer Thatkraft, Umsicht und diplomatischer Geschicklichkeit ausgeführten Schachzügen matt gesetzt. Die Kabinettsordre vom 14. Juni hatte ihm alle Hoffnung auf Hilfe genommen und völlig freie Hand gegeben. Was konnte er thun, wenn er den von dem kranken, sehr kriegsmüden Prinzen angebotenen Waffenstillstand ablehnte und sich weiter verteidigen wollte? Es blieb ihm, wie auch Jerome bemerkte, nichts übrig, als mit Aufgabe der Stadt, der Magazine, des wichtigen Schäferberges und des größten Teiles seiner Truppen sich auf die räumlich beschränkte Citadelle zurückzuziehen und dort so lange zu schießen, bis das noch vorhandne Pulver zu Ende war. Der Feind würde sodann vom Puhberge aus die schutzlos daliegende Stadt in Brand geschossen und unter Umständen — wenn z. B. Südwind eintrat — durch den Qualm des Brandes die Festung

ausgeräuchert haben. Jedenfalls hätte sie sich in sehr kurzer Zeit ergeben müssen, und wenn das Ende Juni oder Anfang Juli geschehen wäre, so würde in 4—5 Tagen in Tilsit die Nachricht angelangt sein: Glatz, das letzte Bollwerk Schlesiens, ist gefallen, Graf Götzen tot, verwundet, gefangen; der König hat keinen Alter Ego mehr dort. Das würde noch vor dem Abschlusse des Friedens am 9. Juli geschehen sein, und Napoleon, der in Tilsit die Abtretung Schlesiens dringend verlangte, hätte sein Ziel erreicht. Gerade durch diese Konvention, die den Grafen bis zum 26. Juli als Generalgouverneur von Schlesien anerkannte, wurde Napoleon diese Provinz aus den Zähnen gerückt, und das fühlte er ganz wohl. Jerome erfuhr von ihm harten Tadel, und wenn er in den nächsten Jahren, wie berichtet wird, vor der Landkarte stand, soll er mehrfach sein lebhaftes Bedauern ausgesprochen haben, daß er „dem Manne" so viel Land gelassen habe. Offenbar hing damals das Schicksal Schlesiens und mit ihm Preußens an einem dünnen Faden. Als hierauf die schrecklichen Bedingungen des Tilsiter Friedens kundbar wurden, war alles wie betäubt und wie vor den Kopf geschlagen, und man wagte gar nicht zu denken, daß es noch weit ärger hätte kommen können. Das ist der Hauptgrund, weshalb man von dem Grafen Götzen und seinen ungeheuern Verdiensten um Preußen und um ganz Deutschland so wenig weiß. Der Retter Schlesiens ist mit großem Undanke behandelt worden.

Prinz Jerome war also am 25. Juni vormittags nach Frankenstein zurückgekehrt, wo er noch einige Tage verweilte, gut lebte und seine Weinbäder nahm. Natürlich herrschte hier ein sehr bewegtes Leben; die Stadt wimmelte von Offizieren und Soldaten, und massenhaft wurden Kranke, Gefangne, und Verwundete hierher gebracht oder durchgeführt. Natürlich

vernahm man den starken Kanonendonner in der Johannisnacht und an dem darauf folgenden Vormittage und konnte daraus abnehmen, daß in Glatz ungewöhnliches vorgehe. Bald auch kamen von dort Transporte von Gefangnen und Verwundeten an. „Wir hatten," erzählte meine Mutter, „große Sorge um meinen ältesten Bruder Karl, der in Glatz bei den Füsilieren (d. h. in einer Freikompanie) stand. Da kommt um den Mittag unser Nachbar Lux zu uns herum und sagt: »Denken Sie nur, eben hat man den Bruder der Jungfer Rosel, den Karl Völkel, gebracht und ihn als Kriegsgefangnen bei mir einquartiert; er ist am Kopfe verwundet; eine Schildwacht steht vor dem Hause.« Wir erschraken, aber bald überlegte man, wie er zu befreien sei. Lux bot seine Beihilfe an. Man besorgte anständige Bürgerkleidung, runden Hut und schwarzen Frack und Beinkleider, ins Haus; abends in der Dämmerung kamen dann zwei befreundete Bürger und holten Karl in seiner Umkleidung ab; in ihrer Mitte, ein Schnupftuch an sein verwundetes Ohr haltend, als ob er Zahnschmerz hätte, ging er dann an dem Schildwach stehenden Bayern vorbei und nach dem Dorfe Stolz, wo er bei einem befreundeten Bauern Aufnahme fand. Er hat später erzählt, wie es ihm ergangen war. Er hatte mit zur Besatzung der überrumpelten Kreuzschanze gehört und war mit einem großen Teile der Leute gefangen worden. Schon frühzeitig wurden die Gefangnen zusammengebracht und nach Wartha zu in Marsch gesetzt. Die Begleitmannschaften waren betrunken und benahmen sich ganz unmenschlich gegen die Leute; sie stießen sie, setzten ihnen die Bajonette in den Rücken oder stachen sie gar, und wenn einer vom Blutverlust erschöpft zu Boden fiel, stießen sie ihn mit einem Fußtritte beiseite. Dies merkten andre und thaten einen verstellten Fall. Da auch sie bei-

seite gestoßen wurden, dachte mein Bruder, das Kunststück kannst du auch machen, that einen Stolper und fiel hin. Richtig, er erhielt seinen Stoß und flog beiseite. Nun wartete er, bis der Trupp eine Strecke entfernt war, dann kroch er in den Straßengraben und vorsichtig darin weiter, um die Heimat zu gewinnen. Wenn er Leute kommen sah, stellte er sich so lange tot, bis sie vorbei waren. Dies that er auch, als er einmal drei Soldaten kommen sah, die stark betrunken waren; als einer von diesen den Liegenden erblickte, schrie er: »Da liegt auch so ein preußischer Hundsfott! Dem muß ich noch etwas abgeben!« Damit zog er seinen Säbel und hieb meinem Bruder quer über den Kopf, sodaß er ihm das Ohr spaltete; der aber zuckte nicht und blieb liegen, bis die Kerle ein Stück entfernt waren. Dann richtete er sich wieder auf, stillte, so gut es ging, das Blut mit dem Taschentuch und kroch weiter, bis er in den Warthapaß gelangte. Hier sah er auf einmal Feinde vor sich und hinter sich und wurde wieder aufgegriffen. Auf diese Weise kam er nach Frankenstein und hier zu seinem Glück in ein befreundetes Haus, wo man ihn kannte."

Meine Mutter erzählte dann weiter: „Am Peter-Paulstage (29. Juni) brannte Silberberg. Die halbe Stadt stand draußen auf dem Schloßberge und sah dem Brande zu" — auch, können wir hinzusetzen, dem in einer Höhe von mehr als 2000 Fuß vor sich gehenden Bombardement, falls man etwas davon sehen konnte, was ich bezweifle. Ich glaube nämlich, daß man es vor lauter Qualm nicht gesehen hat. Denn davon, wie eine brennende Stadt aussieht, habe ich, was wohl bei nicht vielen der Fall ist, eine sehr bestimmte Vorstellung, indem ich, viele Jahre der Heimat fremd, von Glogau aus meinen erkrankten Bruder zu den Eltern bringend, am 24. April

1858 nachmittags von der Höhe von Kleutsch[1]) aus meine Vaterstadt ziemlich von einem Ende bis zum andern brennend vor mir sah. Obgleich ein heftiger Nordweststurm den Brand nach der entgegengesetzten Seite trieb, war vom Feuer fast nichts zu sehen. Nur aus der großen Schallöffnung des der Umgegend wohl bekannten schiefen Glockenturmes schaute es wie ein feuriges Auge in die offne, wie ausgestorbne Landschaft hinaus; auch den bis hoch hinauf brennenden Aufsatz des Rathausturmes sah man, sonst nichts, als einen dichten, unaufhörlich Ballen werfenden, gelblich grauen Qualm, der an beiden Enden senkrecht in die Höhe stieg und oben, viele hundert Fuß hoch, so flach abgeschnitten war, daß das Ganze ein Viereck bildete. Dabei hatte ich Gelegenheit, ein merkwürdiges Schauspiel zu beobachten. Als wir auf rasender Fahrt — der Kutscher hatte Weib und Kinder in der Stadt — in deren Nähe gekommen waren, zeigte sich auf einmal etwa in der Mitte der ungeheuern Rauchmasse ein von oben nach unten gehender gerader, genau senkrechter Schnitt oder Spalt, in dem sich die bisher sich einwärts drehenden Ballen immer mehr nach außen zu drehen anfingen. Der Wind hatte sich nämlich umgesetzt und blies nun, statt aus Nordwest, aus Nordost. Auf einmal brach er durch, riß den Qualm auseinander und trieb einen Regen von Funken und Feuerbränden auf die tief liegende Silberberger Vorstadt zu, in der unsre Eltern wohnten. Ich sprang rasch vom Wagen, bezahlte den Kutscher und eilte mit meinem Bruder, der plötzlich wie gesund war, unten an den Vorstadtgärten hin, um zum Löschen zurecht zu kommen. Wir fanden

1) Wir kamen von Reichenbach her, wo damals die Eisenbahn endete. Daß die Stadt brenne, hatten wir schon in dem langen Dorfe Peilau durch den Zuruf des vorbeifahrenden Postillons und dann durch einen Omnibuskutscher erfahren.

die Eltern in Gegenwart von Nachbarn, wie sie Vorkehrungen trafen; doch die Gefahr war bald vorüber; es kam Regen. Die weitere umständliche Schilderung dieses ganz eigenartigen Erlebnisses gehört nicht hierher.

Die zwei Meilen nördlich von Glatz gelegne kleine Festung Silberberg hat in der Zeit, wo Graf Götzen die Landesverteidigung leitete, keine unwichtige Rolle gespielt und ist die stets treue Helferin von Glatz gewesen. Von ihm unter sehr traurigen Verhältnissen notdürftig ausgerüstet und mit tüchtigen Offizieren und Soldaten versehen, machte sie sich dem Feinde sehr bemerklich und lästig. Lefebvre ging, ihre Flankenangriffe fürchtend, aus der Nähe von Glatz nach Schlesien hinab, und wenn der Graf einen Schlag thun oder ein Unternehmen verdecken wollte, ließ er durch die Silberberger, die einmal auch nach Reichenbach hin einen gelungnen Beutezug machten, das Lager von Frankenstein alarmieren; der Zug nach Breslau, der Schlesien befreien sollte, wurde in Silberberg vorbereitet und ging von dort aus, und in dem Gefechte von Rotwaltersdorf, wo das Zusammenwirken der Glatzer und Silberberger dem General Pernety verhängnisvoll wurde, fiel diesen sogar der Preis des Sieges zu. Das arme Städtchen sollte ein furchtbares Geschick ereilen, und seine vollständige Einäscherung und Zerstörung den tragischen Abschluß des ganzen Krieges machen. Wahrscheinlich um nach der vorbedungnen Übergabe von Glatz am 26. Juli einen Ort zu haben, wo er sich weiter verteidigen könnte, hatte der Graf Silberberg nicht mit in den Vertrag einbegriffen.

Das Städtchen Silberberg, zwei in der Unterstadt liegende Kirchen (katholische und evangelische), Kommandantur, Gasthöfe, Apotheke, Magazine, Kasernen u. a. enthaltend, ist in der schluchtartigen

Einbuchtung zweier mit Festungswerken gekrönten Kuppen des Eulengebirges steil hinaufgebaut. Die Hauptfestung liegt von der Ebene aus gesehen auf dem Berge rechts und zieht sich, vorn durch das Fort Hohenstein gedeckt, am höchsten Punkte, dem Donjon, eine Strecke abwärts und dann der Höhenkoppe gegenüber etwas aufwärts; die Außenwerke sind die große und kleine Strohhaube und die Fuchsredoute. Die schwer ersteigbare Kuppe links, der Spitz- oder Schloßberg, birgt ein vereinzeltes Fort; über den Sattel zwischen beiden führt die bald sehr steil abfallende Frankenstein-Neuröder Straße. Damals war die unmittelbar hinter den letzten Höfen von Ober-Schönwalde beginnende Unterstadt durch eine Palissadenwand abgesperrt, und ebenso die höher hinauf zu beiden Seiten liegenden Nebeneingänge, und sehr hoch oben standen ein paar Batterien, deren Geschütz nach unten zu die Flanken des Städtchens bestreichen konnte. Die Belagerung von Silberberg wurde dem General Deroy übertragen, und General Pernety angewiesen, den nötigen Belagerungspark aus Neisse zu beschaffen. Demgemäß brach schon am 26. Juni der Oberst Graf Lepel mit dem 6. bayrischen Infanterieregiment, den 2. Chevaulegers und einer Batterie aus dem Lager bei Niederhannsdorf auf, um Silberberg hinten von der Glatzer Seite, wie vorn, von der Frankensteiner aus, abzusperren. Daher marschierte ein Teil der Truppen über Gabersdorf und Rotwaltersdorf, der andre über Wartha und besetzte das große, eine halbe Meile lange Dorf Schönwalde. Graf Lepel bot bald nach seiner Ankunft dem Kommandanten, Obersten von Schwerin, im Namen des Prinzen die Konvention von Glatz an, worauf dieser verlangte, einen Offizier dorthin schicken zu dürfen, um sich des Nähern zu erkundigen. Dies wurde zugestanden, und ein Ingenieurhauptmann Wähzold ging ab; bald

aber traf vom Grafen Götzen gesandt ein Leutnant Graf Einsiedel ein, durch den er sagen ließ, der Prinz biete der Stadt Neutralität an; damit man verhandeln könne, solle Waffenstillstand sein; da aber trotz mündlicher Erklärung und Abweisung die Bayern ganz ungescheut näher rückten und alle Höfe und Häuser des Dorfes vom Schlosse und der Kirche an bis hart an die Unterstadt besetzten, schickte der Kommandant die beiden in der Stadt liegenden Kompanien Rekowsky und Offeney hinaus und ließ die Feinde angreifen, während gleichzeitig das Fort Hohenstein, der Spitzberg und die darunter liegenden Feldschanzen auf sie feuerten. Sie mußten abziehen, zündeten aber beim Abzuge die zunächst gelegnen Höfe und Häuser von Schönwalde an.

Inzwischen war Deroy hier eingetroffen und hatte das Schlößchen, worin Friedrich der Große gewohnt hatte, als er im bayrischen Erbfolgekriege 1778 hier am Fuße des Gebirges sein Heer zum Einmarsche in Böhmen zusammenzog, zu seinem Hauptquartiere gemacht. Am nächsten Tage, dem 27., kam der nach Glatz gesandte Hauptmann zurück. Der Graf ließ dem Kommandanten sagen, das Verhalten von Glatz sei für ihn nicht maßgebend, er solle thun, was Ehre und Pflicht geböten. Dieser schickte den Hauptmann hierauf zu Deroy, um nochmals zu erklären, daß er eine Kapitulation abweise, aber wegen der Neutralität der Stadt verhandeln wolle. Deroy verlangte, wenn die Stadt neutral sein solle, daß er sie und die rechts darüber liegende Kasernenstraße mit je 1 Offizier und 25 Mann besetzen dürfe. Der Kommandant weigerte sich darauf einzugehen und brach die Unterhandlung ab. Deroy ließ hierauf die Unterstadt wieder angreifen, wurde jedoch abermals auf die angegebne Weise zurückgewiesen. Er erhielt an diesem Tage bedeutende Verstärkung durch zwei

Kolonnen, von denen die eine diesseits, die andre jenseits des Gebirges anrückte, und die so die Absperrung der Festung vollständig machten. Am nächsten Tage, dem 28., trafen die französischen Hauptleute Mabru (Artillerist) und Rollande (Ingenieur) mit dem von Pernety zusammengestellten Artilleriepark von Neisse ein und gingen sofort ans Werk, bei Oberschönwalde eine Brandbatterie gegen die Stadt anzulegen. Der Tag verging mit Scharmützeln vor der Unterstadt und Kanonieren von den Festungen.

Deroy hatte die nächste Nacht zur Erstürmung und Wegnahme der Stadt bestimmt und traf darnach seine Anstalten. Nach den sehr unvollkommnen Berichten von Höpfner und Ducasse läßt sich darüber etwa Folgendes sagen. Deroy schickte zuerst zwei Kolonnen aus, die die Berge rechts und links zu erklimmen hatten, um die hochgelegnen Feldschanzen zu umgehen und dann durch die Seitengänge in das Städtchen einzudringen, dann bildete er vor der Unterstadt eine dritte starke Sturmkolonne zum Angriff auf diese; französische Sappeure standen bereit, die Palissaden umzuhauen. Nach Kögler fing die Kanonade, die er im Pfarrhause zu Rengersdorf hörte, um 10 Uhr an, was die Zeit des Angriffs und des Eindringens bestimmt. Als die Palissaden umgehauen und in Brand gesteckt waren, drangen die Bayern trotz tapferster Gegenwehr der beiden Kompanien in die Stadt ein, verbreiteten sich darin und plünderten die Häuser, während die Brandbatterie bei Schönwalde in voller Thätigkeit war, und der Kommandant von der Festung aus angeblich nur die Flanken der Stadt und Oberschönwalde beschoß und bewarf. Diese Kanonade dauerte bis um 3 Uhr. Der damalige Pastor Frisch hat die Schrecken dieser entsetzlichen Nacht geschildert, die die Glatzer Johannisnacht weit hinter sich läßt. „Schon am 28.," erzählt

er, „war die Bevölkerung mitten im Kampfe der sich gegenseitig beschießenden Soldaten; denn um Mitternacht drang der Feind ein, und ich wurde zu drei verschiednen malen geplündert; dann fing die Stadt an zu brennen, und die steilen Gassen füllten sich mit den aus den brennenden Häusern flüchtenden Bewohnern, darunter Greise, schwangere Frauen, Mütter mit Kindern, Kranke, kleine Kinder; überall Angstgeschrei, lautes Weinen, Händeringen, während von oben und unten, von vorn und hinten Kugeln und Granaten einschlugen. Man suchte Zuflucht und fand keine; der Gatte suchte die Gattin, das Kind die Mutter; betäubt, sinnlos irrten viele ins Feld hinaus und liefen den Feinden in die Hände, die sie mißhandelten oder zurücktrieben, während andre gleichfalls von der Festung abgewiesen wurden. Dazu das Krachen des Geschützes, das Knattern des Gewehrfeuers, das Prasseln der Flammen, der Einsturz der Häuser, Kirchen, Türme und eine Glut und ein Brandgeruch, der sich noch in weite Entfernung bemerklich machte. Sechsunddreißig Stunden lang hallten Berg und Thal vom Donner des Geschützes wieder. Die eingedrungnen feindlichen Soldaten mischten sich unter die jammernden Eingebornen, — viele lachten und jauchzten, andre weinten um ihre gefallenen Kameraden und wurden von andern getröstet. Da alle Vorräte ein Raub der Flammen geworden waren, meldete sich bald der Hunger, aber die vor Schönwalde stehende Kette von Feinden, die seit zwei Tagen alle Zufuhr abschnitt, wies die Unglücklichen, die herauskamen, zurück."

V. Höpfner giebt an, französische Sappeure hätten, ergrimmt über den Tod einiger Kameraden, Häuser angezündet und so die Stadt in Asche gelegt, und der Kommandant habe die Flanken der Stadt beschossen.[1]) Dies scheint mir indes zu den bei ihm erkennbaren Vertuschungen zu gehören. Möglich ist es, daß Sappeure einige Häuser in der Unterstadt angezündet haben, aber davon ist nicht die ganze Stadt abgebrannt, sondern sie ist erst am 29. am hellen lichten Tage, jedenfalls um die eingedrungnen Bayern daraus zu vertreiben, von der Festung aus in Brand geschossen worden. Dies erzählte man in der ganzen Umgegend, und das berichtet auch die Silberberger Chronik: „Nachdem Glatz kapituliert hatte, rückten die Rheinbündler stracks vor Silberberg. Der Festung, dem schlesischen Gibraltar, konnten sie wenig anhaben, ließen es also der unter ihr frei und offen gelegnen Stadt entgelten, die aber der preußische Kommandant am 29. Juni in Brand schießen ließ. Er that seine Pflicht, aber Wehe den unglücklichen Einwohnern." Die beiden Kompanien Rekowsky und Offeney hatten sich beim Eindringen der Bayern fechtend auf die hohe palissadierte Terrasse der Kasernenstraße zurückgezogen, wo sich Rekowsky, obwohl unaufhörlich von drei Haubitzen und zwei Mörsern (der Batterie vor Schönwalde) beworfen, ohne Ablösung achtundvierzig Stunden lang mitten im Qualme der tief unten wütenden Feuersbrunst behauptete,[2]) während sich Offeney nach einiger Zeit auf die Hauptfestung zurück-

1) Mit dem Beschießen und Bewerfen der Flanken ist es eine eigne Sache. Das Städtchen ist sehr schmal, liegt der Festung sehr nahe und tief unter ihr; um es überhaupt zu treffen, mußte man daher Mörser und Haubitzen nahezu senkrecht aufrichten, und demgemäß konnte von Zielen kaum die Rede sein.

2) Dieser tapfre Offizier, ein geborner Westpreuße, starb in der Schlacht bei Leipzig als Major an der Spitze seines schlesischen Landwehrbataillons beim Sturm auf Möckern den Heldentod.

zog. Später rückte Rekowsky nach, und beide Kompanien besetzten die Große Strohhaube, die inzwischen vom Feinde zum nächsten Angriffspunkte ausersehen war. Die genannten Offiziere Mabru und Rollande hatten den Kamm erstiegen und an der nordwestlich gegenüberliegenden Hahnenkoppe eine Stelle zur Anlegung einer Batterie ausersehen, an der bald fleißig geschanzt wurde.

Am Abende des unglücklichen 29. ließ Deroy durch einen Parlamentär wiederum anfragen, ob man sich ergeben oder ob man die abgebrochnen Verhandlungen wegen Neutralität der Stadt fortsetzen wolle. Infolgedessen begab sich der Kommandant am 30. früh zu ihm nach Schönwalde und schlug eine Scheidelinie vor: die Stadt mit der Kasernenstraße, die beiderseitigen Bergabhänge bis an die Werke des Hohensteins und des Spitzberges sollten neutral sein. Als Deroy nach Besichtigung der Örtlichkeiten eine andre Scheidelinie, also wahrscheinlich Besetzung mindestens der Unterstadt verlangte, brach Oberst v. Schwerin die Unterhandlungen ab und kehrte nach Silberberg zurück, auf dem Wege dahin alle Versuche des ihn begleitenden bayrischen Oberstleutnants Braun, ihn zur Kapitulation zu bewegen, von sich abweisend. Abends um 10 Uhr kam noch einmal ein Parlamentär in die Stadt und machte dem Kommandanten alle möglichen Mitteilungen über den Sieg der Franzosen, benahm ihm alle Hoffnung auf Entsatz und legte ihm die Kapitulationen von Neisse, Kosel, Glatz zur beliebigen Auswahl vor. Deroy verlangte Antwort bis 6 Uhr morgens am nächsten Tage, bis wohin Waffenstillstand sein sollte. Der Kommandant erklärte sich zu nichts bereit als zu dem Waffenstillstande, den Deroy seinerseits nun nicht mehr für so nötig fand. Demnach erklomm noch in derselben Nacht eine Abteilung Bayern durch den sogenannten Raschgrund

den Kamm und versuchte eine Überrumpelung der Großen Strohhaube, wurde aber durch einen Hagel von Kartätschen und Handgranaten zurückgetrieben. Am selben Morgen und Vormittage schleppten Soldaten und Bauern mit großer Anstrengung, dabei heftig von der Festung beschossen, drei Haubitzen und drei Mörser auf den Kamm, um damit die aufgeworfne Schanze zu bewaffnen. Nachmittags um 3 Uhr war man mit der Einführung und Aufstellung fertig, und die Batterie begann ihr Feuer gegen die Große Strohhaube, wo der Leutnant Holsche die Artillerie kommandierte und kräftig antwortete. Dabei fand auf dem genannten Außenwerke eine Explosion von Bomben, Granaten und Handgranaten statt, doch ohne weitern Schaden zu thun. Dieser Geschützkampf währte von 3 bis 8 Uhr und dann nach einer Unterbrechung bis 11 Uhr in der Nacht, um von da ab für immer zu verstummen. Ein Parlamentär hatte dem Kommandanten die Kunde gebracht, daß in Preußen ein allgemeiner Waffenstillstand abgeschlossen sei. Beiden Teilen wurde Friede geboten, und dies war das Ende des Krieges. Graf Götzen hatte noch große Schwierigkeiten zu überwinden und Ärgernisse mit Vandamme und dem nach Breslau zurückgegangnen Prinzen Jerome zu erleiden, ehe es zum völligen Abzuge des Feindes kam, namentlich bereitete ihm der tolle Streich, den ihm Hirschfeld, nunmehr Rittmeister, und sein Genosse, Leutnant Schrader, spielten, große Ungelegenheiten. Nach dem Abmarsche des Majors v. Putlitz nach Glatz waren sie als Führer der im Lager bei Schreiberhau sehr lustig lebenden Freischar zurückgeblieben; nun von ihm aufgefordert, kraft der Konvention die Waffen niederzulegen, beschlossen sie trotzdem, den Krieg auf eigne Faust fortzusetzen, und marschierten, wohl an 200 Mann stark, bei Nacht und Nebel nach Liegnitz, das sie überfielen. Natürlich

wurde ihre Bande bald angegriffen, zersprengt und verfolgt, aber der Graf hatte Mühe, den Prinzen zu überzeugen, daß er in keiner Weise dabei die Hände im Spiele gehabt habe. Für die unglücklichen Silberberger wurde gesammelt.

Siebentes Kapitel

Friede! Kontinentalsperre. Räuberunwesen. Abzug der Feinde. Neue Städteordnung. Steuern. Aufhebung der Klöster. Das Jahr 1812. Die Erhebung von 1813. Die Landwehr. Ausmarsch. Ereignisse bis zum Waffenstillstande. Die Russen

Meine Mutter erzählte weiter: „Daß Napoleon dem Könige das halbe Land weggenommen hatte, das schmerzte die Leute wohl, allein was konnten sie machen? Das beste war noch, daß die Feinde abzogen, und daß sich das Land wieder etwas erholen konnte. Denn die Last der Einquartierungen und die fortwährenden Kontributionen hatten schwer gedrückt, und viele Leute und ganze Gemeinden waren dabei völlig verarmt. Kinder, ihr habt jetzt gar keinen Begriff davon, wie ärmlich damals das Leben war, und wie sehr sich die Leute einschränken mußten. Dazu kam noch die Kontinentalsperre, die Napoleon eingeführt hatte, um den Engländern Schaden zu thun. Alle Kolonialprodukte wurden dadurch unerschwinglich teuer. Das Pfund Kaffee kostete damals einen Thaler und mehr, und ebenso war es mit dem Zucker, der damals noch alles aus Amerika kam. Da mußten sich viele das Kaffeetrinken abgewöhnen. Die Leute wurden nun recht bescheiden und demütig. Vor dem Kriege waren

sie wohlhabend und stolz gewesen. In dieser Zeit wurde die ganze Umgegend bis Reichenbach, Schweidnitz und anderwärts durch unerhört freche Räubereien und nächtliche Einbrüche in Schrecken gesetzt; namentlich hatten es die Verbrecher auf einsam liegende Mühlen und Gehöfte abgesehen. Man konnte leicht erkennen, daß hier eine ganze Bande im Spiele sei, aber lange Zeit konnte man der Sache nicht auf die Spur kommen. Endlich kam sie durch Zufall heraus. Unter den vielen andern war auch in der sogenannten »Kleinen Mühle« am Münsterberger Thore ein Einbruch verübt und vieles gestohlen worden. Es war schon lange her, da geht eines Sonntags der »Kleine Müller« in die Klosterkirche zum Gottesdienste; da steht oder kniet vor ihm ein Mann, der neben sich seinen Hut auf der Erde stehen hat, sodaß der Müller hineinsehen kann; sogleich erkennt er, daß dies sein eigner, ihm gestohlener Hut ist, und macht Anzeige. Der Mann war ein ehemaliger Soldat und hieß, glaub' ich, Powalsky. Nun kam die ganze Geschichte heraus. Es war eine ganze Bande und der Anführer, der Kammacher Dietrich, ein grundschlechter Mensch, der während der Anwesenheit der Bayern Kneipenwirt gewesen war, sodann der Schuhmacher Hirsch, der immer sehr kompläsant war und deshalb allgemein der Komplimentenschuster hieß, sodann der »Schloßmühlsohn,« verschiedne alte Soldaten und mehrere Weiber. Dabei hatte die Bande Pferde und Wagen gehabt und also weite Ausflüge machen gekonnt. Die Verbrecher bekamen zwanzig Jahre Festung zur Strafe, und ein Weib darunter, die es am ärgsten getrieben und schreckliche Grausamkeiten an Frauenspersonen verübt hatte, ist zu Silberberg gestäupt und gebrandmarkt worden. Sie trug später stets eine Stirnbinde."

„Als im Herbste 1808 die Franzosen vollends fort-

gingen, kamen viele polnische Ulanen durch die Stadt, die auch nach Frankreich gingen. Das hat wohl acht Tage lang gedauert, ehe sie alle durch waren, dabei desertierten viele. So hatte z. B. ein Kräuter (Gemüsebauer) vor dem Breslauer Thore ihrer sechs im Quartier, von denen vier fortliefen. Da haben die Franzosen den Mann geängstigt und eine Strecke mit fortgenommen; da sie ihm aber keine Schuld beweisen konnten, haben sie ihn wieder freigelassen."

„Im Jahre 1809 kamen Husaren von allen möglichen Regimentern und Farben nach Frankenstein, hatten aber keine Pferde. Es waren lauter gut preußische Ansbacher und Bayreuther, die nicht bayrisch werden wollten. Manche blieben dauernd da, so z. B. der spätere Ratmann und Kämmerer Träger, früher bayrischer Feldwebel, der eine wohlhabende Fleischerswitwe — ihr Mann hatte Kaspar Heinrich geheißen — heiratete und ein angesehener Mann wurde, ein besondrer Freund meiner Pflegeeltern und Gönner unsrer Familie. Er hat sich um die Stadt sehr verdient gemacht. Denn 1810 kam die neue Städteordnung heraus. Da feierte man ein Fest, und die Stadt wurde am Abend illuminiert. Die Bürger waren sehr erfreut darüber; denn bisher hatte die Regierung die Bürgermeister, Kämmerer, Senatoren geschickt, und das war vielfach »liederliches Volk,« das die Interessen der Stadt nicht wahrnahm und sich alles in die eigne Tasche machte.[1]) Als die Städteordnung gegeben war, pensionierte man den alten Bürgermeister

1) Heutzutage, wo die Städte meist unter liberaler Herrschaft stehen, kommt dergleichen auch vor, wenn es auch meistens zur Erhaltung des guten Geruchs nur im Geheimen schleicht und vertuscht wird. Eines hatte man aber damals, dank den Maßregeln des großen Königs, voraus, die Städte hatten keine Schulden und durften keine haben, während heutiger Zeit fast alle Kommunen an der allgemeinen Seuche des Schuldenmachens leiden und nicht auf der Höhe der Zeit stehen, wenn sie nicht zwei oder drei Millionen Mark Schulden haben.

Brachmann sofort und wählte einen Einheimischen, den frühern Auditeur (richtiger Quartiermeister) beim Regiment Sanitz, an seine Stelle. Damals gab es eine Menge städtischer Steuern, z. B. die Maute, das Marktrecht, der Sackkreuzer, der Wasserkreuzer, die Sperre, die Accise (königlich); Eier und Butter zahlten schwere Abgaben. An jedem Thore war ein Thorschreiber, d. i. Acciseeinnehmer, dann in einem besondern Häuschen ein Mautner, der das Pflastergeld von den Fuhrleuten einnahm. Das Marktrecht lag auf den Buden und Verkaufstellen; den Sackkreuzer bezahlten die Bauern, die am Wochenmarkte Getreide feilboten. Der Wochenmarkt am Mittwoch war (und ist wohl noch) sehr bedeutend; der große Markt und teilweise die Nebengassen standen dann voller Wagen und Pferde, und die Bauern in mehreren langen Reihen vor ihren offnen Säcken. Schlag 12 Uhr nahmen sie alle Hüte und Mützen ab und sprachen ein kurzes stilles Gebet; dann fing der Markt an. In den Gasthöfen herrschte dabei das lebhafteste Treiben, denn der Frankensteiner Markt wurde von weitumher besucht. Die Thorsperre zahlten die, die den Thorschluß Punkt 9 Uhr verpaßt hatten. Diese Steuer war verpachtet, und die Pächter natürlich sehr habsüchtig."

In einem 1840 zu Breslau erschienenen Buche: „Schlesische Zustände im ersten Jahrhundert preußischer Herrschaft" heißt es: „Der Magistrat von Frankenstein hat den Ruhm besondrer Fürsorge in allen bürgerlichen Interessen, und diese Stadt bietet einen so wohlgeordneten Stadthaushalt, daß wenige Kommunen Schlesiens sich mit ihr vergleichen können." Dies war vor allem das Verdienst der oben genannten Männer, aber vielen Dank haben sie nicht davon gehabt. Im Jahre 1840 ging nach dem Tode Friedrich Wilhelms III. die Hetze gegen die noch sehr

patriarchalisch gebliebne Herrschaft der Bürgermeister und Magistrate los, und wie man die verschlafnen Maikäfer, um sie munter und lebendig zu machen, am Bauche kitzelt, so kitzelte die in Breslau erscheinende Schlesische Chronik von Stein und Elsner die Stadtverordneten und Spießbürger der Provinzialstädte unaufhörlich, Opposition zu machen, Opposition um jedes Preis, und Republikchen zu spielen, was dann zu den bekannten Ereignissen im Jahre 1848 führte.

„Im Dezember 1810," erzählte meine Mutter weiter, „wurden in Schlesien die Klöster aufgehoben, darunter auch das sehr alte Dominikanerkloster in Frankenstein. Man sagte, der Staat thäte das aus Geldnot, und das mochte auch wahr sein, denn der Staat war bettelarm; aber es spielten auch noch andre Dinge hinein. Großen Vorteil hat er von der Einziehung der Klostergüter nicht gehabt; denn erstens waren die Klöster gar nicht so reich, als der gemeine Glaube annahm, und dann blieb bei der Aufhebung vieles an den Händen der Kommissare kleben. Was das Dominikanerkloster besaß, war eine große Ökonomie und schöne Äcker, und die wurden für ein Spottgeld verschleudert. Die Käufer, fremd hergezogne Protestanten, wurden reich. Der Prior des Klosters und die wenigen Konventualen wurden mit einer geringen Pension abgefunden und legten die Ordenskleidung ab, auch mein Pflegevater erhielt als Organist eine kleine Pension, wurde aber bald darauf zum Sekretär der städtischen Ackersozietät gewählt, wo er genug Beschäftigung hatte. Da er die ländlichen Verhältnisse sehr gut kannte, so genoß er viel Zutrauen und war der Vertrauensmann vieler Leute. Viele Geschäfte, wegen derer man heute zum Advokaten läuft und schweres Geld bezahlt, machten die Bauern damals unter sich und mit dem Gerichtschreiber, d. i. dem Schullehrer, ab, der, wenn er ein gescheiter Mann war und sich mit den Bauern

gut zu stellen wußte, oft großes Ansehen gewann. Man machte damals vieles noch mit Handschlag und ein paar Zeugen aus, und überhaupt herrschte noch größere Ehrlichkeit unter den Leuten. Das Landvolk war über die Aufhebung des Klosters besonders ungehalten; denn die Leistungen und Gaben, die die Bauern freiwillig dem Kloster gemacht hatten, wurden nun als Steuer auf ihre Güter gelegt; besonders böses Blut aber machte es auch in der Stadt, als die große schöne Klosterkirche der damals winzig kleinen evangelischen Gemeinde geschenkt wurde. Das war so gut wie der Verlust einer zweiten Pfarrei. Denn die Stadtpfarrkirche zu St. Anna erwies sich nun für die starke katholische Gemeinde zu klein, und es entstand darin, namentlich an den Sonntagen, wenn zahlreiche Landleute hereinkamen, das furchtbarste Gedränge; viele Leute mußten daher nach dem nahen Zabel in die Kirche gehen, während die Evangelischen sich in der Klosterkirche fast verliefen. Beim ersten Gottesdienste, den sie hielten, entstand ein Auflauf, und ein Stein wurde in die Kirche geschleudert. Damit hatte die Sache ein Ende. Die Kirche hätte vielleicht für die Katholiken gerettet werden können, aber es spielten dabei, wie man sagte, andre Dinge hinein."

„Den Bürgern ging es in diesen Zeiten schlecht, denn Handel und Wandel stockten. Die Leute sagten während des Krieges und nach dem Kriege: »Es ist gar nichts mehr, es ist alles vorbei. Gebt acht, Napoleon wird dem Könige vollends alles nehmen und ihn wieder zum Kurfürsten von Brandenburg machen.« Vielen von den gemeinen Leuten war das wohl ziemlich gleichgiltig, aber 1812, als der König Hilfstruppen zum Zuge gegen Rußland stellen mußte, da wurden auch sie böse; das war doch eine zu große Schande für das Land. Damals sind auch verschiedne Regimenter aus Schlesien mitgegangen, darunter eins,

das aus lauter Grafschaftern bestand. Als sie tief in Litauen draußen waren, da kommt ein Geistlicher zu ihnen und giebt sich als Landsmann zu erkennen. Vor Jahren nämlich war ein Student, ein Bauernsohn, der in Grüssau[1]) studiert hatte, spurlos verschollen; man wußte nicht, wo er hingekommen sei. Das war dieser Geistliche."

„Von den Franzosen kamen zuerst lauter Siegesnachrichten, dann hörten sie auf, und nun hieß es mit einemmale: »Moskau ist abgebrannt; es geht den Franzosen schlecht, sie sind auf dem Rückzuge.« Da sagten die Leute: »Jetzt wird wohl der Krieg losgehen; da Napoleon nicht mehr so stark ist, wird wohl der König die Gelegenheit benutzen und losschlagen; so kann es nicht länger bleiben.« Denn die Zeit war gar zu schlecht und nahrungslos."

„Damals sangen die Schusterjungen:

Napoleon ist nicht mehr stolz;
Er handelt schon mit Schwefelholz;
Er lauft die Gassen auf und ab
Und fragt: Wer kauft mir Schwefel ab?

Dann sangen die Soldaten 1813 ein Lied, das fing so an:

Napoleon der Schustersohn,
Der sitzt nicht fest auf seinem Thron.

Als dann die Franzosen im kläglichsten Aufzuge durch Deutschland zogen, ging ein Lied um, das haben sich viele abgeschrieben:

Was sind das für bescheidne Krieger,
Die dort so still vorüberziehn?
Es sind die stolzen Weltbesieger,
Die weislich vor den Russen fliehn.

1) Großes Cisterzienserstift bei Landeshut, Grabstätte der alten Herzoge von Schweidnitz, der Bolkone, seiner Stifter.

Ei, sind das jene bösen Gäste,
Die uns im Sommer so gequält?
Es sind nur ihre Überreste,
Die weislich Flucht für Tod gewählt.

Muß denn die Kavallerie zu Fuße
Mit Sätteln auf dem Rücken gehn?
Die Pferde sollen sie nicht drücken;
Drum ließ man sie in Rußland stehn.

Sagt nun, wenn alles ist verloren,
Wo er die stolzen Garden ließ?
Sie haben Nas und Ohr erfroren
Und holen Salben in Paris."

„Nun ließ sich alles zum Kriege an. Die Leute sagten: »Nun wird es nicht mehr lange dauern, da geht es los.« Das war in der That der Fall. Es entstand ein großer Aufruhr im ganzen Lande, und zuletzt kam der König von Berlin nach Breslau und erklärte den Franzosen den Krieg. Schon anfangs Februar 1813 kamen die ersten Rekruten in einzelnen Abteilungen an und gingen durch die Stadt nach Glatz; es waren sehr viele Berliner und Brandenburger darunter. Nun war großes Leben: die jungen Leute hatten sich Fähnchen gemacht und hatten Flöten und Geigen, und wenn sie durch die Stadt zogen, sangen und spielten sie. Alle waren lustig und guter Dinge. Hierauf kamen schon gebildete Bataillone an, aber die Leute gingen noch vielfach in ihren Röcken und Bauernjacken. Sie lagen in der Stadt und auf den Dörfern im Quartier; sie waren auch sehr lustig, aber sie mußten sehr viel exerzieren. Nun wurde ein Trubel und Aufruhr, daß es nicht zu beschreiben ist. Denn das Heer mußte jetzt gerüstet werden: alle Stellmacher, Schmiede, Schlosser, Riemer, Schuhmacher, Schneider und andre bekamen Arbeit über Arbeit, ja es fehlte bald an Händen; denn was nur irgend tauglich

war, mußte Soldat werden. Dennoch mußte es gehen, und nur über das eine wunderte man sich, wo plötzlich das viele Geld herkäme; die Leute klagten nun nicht mehr; sie hatten Arbeit und Verdienst; es war ihnen lange genug schlecht gegangen. So wurde denn geschmiedet, geriemert, gestellmachert, geschustert und nicht zum wenigsten geschneidert. In der Stadt war die Kommission zur Bekleidung der Armee; alle Dorfschneider wurden in die Stadt beordert, und alles, was nur etwa halbwegs etwas schneidern konnte, mußte daran; auch ich und viele andre Mädchen und Frauen haben damals tüchtig gearbeitet. Was gemacht wurde, waren Hemden, tuchne Halsbinden, Gamaschen aus Tuch und Drillich, tuchne Handschuhe, Drillichtornister; kurzum, alles nähte, was nur eine Nadel führen konnte. Es wurde nicht gut bezahlt, aber es war der einzige Verdienst. Die Schneider huben sich in kurzem. Wenn wieder eine Masse von Gegenständen fertig war, kam ein Bataillon von Glatz herunter und wurde eingekleidet; dann marschierte es ab, und später kam wieder ein andres."

„Wie überall, so wurde auch in unserm Kreise ein Landwehrbataillon errichtet. Man nahm dazu, was nur irgend ein Gewehr schleppen konnte, selbst Hinkende und Halbverwachsene. Der größte Teil bestand aus blutjungen Burschen.[1]) Mein jüngster Bruder Amand war erst 17 Jahre alt und sah noch ziemlich dürftig aus; er wurde genommen. Ich habe ihn nicht wieder

1) Die Maler, z. B. Camphausen, stellen die Landwehrleute von 1813 meist als starke, bärtige Männer oder, wie z. B. Bleibtreu, als eine Art demokratischer Wühlhuber von krampfhafter Tapferkeit dar. Das ist gänzlich falsch. Die große Masse der märkischen, schlesischen, pommerschen, ostpreußischen, litauischen Landwehrleute bestand aus sehr bescheidnen, königstreuen Bauernjungen, denen die Freiheitsbegeisterung der Freischaren, wie der v. Lützow, Hellwig, ganz fern lag. Sie schlugen sich „mit Gott für König und Vaterland," nicht für Freiheit u. a.

gesehn; er ist bei Leipzig geblieben. Dann war Franz Hübner, meiner Mutter Bruders Sohn, ebenfalls nicht älter, nicht sehr groß, aber kräftig, ein hübscher, frischer Junge mit einem Gesichte wie Milch und Blut. Da er sich auf die Musik verstand, machten sie ihn zum Hornisten. Er erhielt bei Leipzig einen Schuß ins Oberbein, wurde nach Hause geschafft und starb hier am Nervenfieber. Ein andrer naher Verwandter war Amand Kepper, auch noch blutjung, ein hoch aufgeschossener Mensch. Er kam auch zur Landwehr. Als er uns besuchte, um Abschied zu nehmen, hatte er seine blaue Arbeitsjacke an und einen hohen gelben Kragen darauf genäht.[1]) Das war seine Uniform. Dem ist es übrigens gut gegangen, und er ist glücklich wieder heimgekehrt."

„Mit der Ausrüstung der Landwehr war es überhaupt übel bestellt. Denn der Staat war gar zu arm und das Land zu erschöpft. Preußen war damals zum Teil auf Englands Hilfe angewiesen und erhielt von dort auch Gegenstände zur Ausrüstung; aber die betrügerischen Englischen lieferten vielfach das schlechteste Zeug, Tuch, das bei der geringsten Nässe krumpfte und einlief, Schuhe, an denen die Sohlen nur aufgepappt waren, und andres. Die Landwehrleute hatten ein dürftiges, blaues Röcklein, Ledefke (Litewka) genannt, mit gelbem Kragen, Leinwandhosen, Drillichtornister und Niederschuhe. Dann hatten sie einen Filzhut mit dem Landwehrkreuze und einem blechernen Schilde vorn; darauf stand: »Mit Gott für König und Vaterland.« Ihre Gewehre waren ganz alt und schlecht, auch fehlten sie vielfach ganz. Daher waren anfangs die ersten Glieder nur mit Picken bewaffnet. Zu Offizieren machte man zuerst, wen

1) Gelb war (wie auch heute noch) das schlesische Provinzialabzeichen, rot das märkische, weiß das preußische und pommersche.

man kriegen konnte. So wurde der Justitiarius Franke, ein bildschöner Mann, Hauptmann, und Leutnants wurden der Gerber Heimann, der nicht lange darauf bei Bautzen geblieben ist, dann der spätere, Steuereinnehmer Himpe[1]) aus dem Goldnen Anker, in der Schweidnitzer (jetzt Silberberger) Vorstadt der Buchbinder Schneider und der Konditor und Glaser Thamm. Alle Barbierjungen wurden zu Chirurgen gemacht, und alle vierzehn Tage war wieder Rekrutierung. Als die Armee wieder ins Feld gerückt war, herrschte ein solcher Mangel an Männern daß die Lehrjungen die Wachen leisten mußten. Sie machten sich nicht wenig wichtig."

„Mein zweiter Bruder Florian hatte sich bei einer frühern Gestellung freigelost; jetzt mußte er aber wieder dran. Er lag damals gerade an dem allgemein grassierenden Nervenfieber krank, aber das hinderte nicht, daß man sich fortwährend nach ihm erkundigte. Wie er nun halbwegs auf den Beinen war, mußte er abmarschieren; er kam nach Neisse zur Linie (dem damaligen 1. schlesischen Nationalinfanterieregiment, heute schlesisches Grenadierregiment Nr. 10). Dort erhielt er als Gewehr einen so alten, schweren Schießprügel, daß sich alle darüber lustig machten. Als das Regiment durch die Grafschaft marschierte, hat es einmal eine Quartierwirtin gewogen. Es war vierzehn Pfund schwer. Florian hat dann viele

1) Ein stiller, bescheidner Mann, Vater von fünf oder sechs Söhnen (auch einer Tochter), von denen vier Offiziere geworden sind. Den ältesten davon, Julius, meinen Mitschüler vom Gymnasium zu Glatz, traf ich als Ingenieurhauptmann in Glogau wieder, wo er den großen, runden Malakoffturm auf der Dominsel gebaut hat. Er ist als Major a. D. in Schweidnitz gestorben. Der dritte Sohn, Theodor, war Artillerist und ist wegen Erfindung — wie ich glaube — der neuen preußischen Bomben geadelt worden und vor nicht langer Zeit als Oberstleutnant oder Oberst a. D. zu Wernigerode am Harz gestorben. Enkel von Himpe dienen noch als Offiziere in der Armee.

Schlachten und Gefechte mit gemacht und immer das Gewehr mitgeschleppt, bis er es bei Mommerell (Montmirail) in Frankreich, wo sein Bataillon umgangen und gefangen wurde, losgeworden ist."

Dann wurde auch Landwehrkavallerie errichtet, Ulanen, die das Volk Spießlareiter oder Stänglareiter nannte. Unter diesen hat ein andrer naher Verwandter meiner Mutter, Karl Völkel, dessen Vater ein hübsches Bauerngut in Protzan besaß, die Feldzüge mitgemacht. Völkel war ein gescheiter und redefertiger Mann, der sehr spaßhaft zu erzählen wußte und auch andre Talente hatte, die unter Bauern nicht gewöhnlich sind; er malte, freilich schrecklich schön, aber er malte, und lange Zeit war an der Breslauer Straße, wo auf seinem Ackerstücke eine Kapelle stand, ein Kunstwerk von ihm zu sehen. Was es vorstellte, weiß ich nicht. Allem Anscheine nach schnitzte er auch; denn ich erinnere mich, auf seinem Bienenstande einen schön grün angestrichnen Jäger mit Büchse gesehen zu haben, dem die Bienen durch Augen und Mund ein und ausflogen. Ich war nur einmal dabei, wie er von seiner kriegerischen Laufbahn sprach. „Unser Regiment," sagte er, „war eine ausgesuchte Sammlung von Pferdejungen aus unserm und den benachbarten Kreisen, auch ich war Pferdejunge bei meinem Vater gewesen. Bei der Gestellung fragte der Offizier: »Mein Sohn, verstehst du mit Pferden umzugehen?« Wenn man sagte »Ja,« dann hieß es »Kavallerie.« Als es sich darum handelte, uns zu bewaffnen, wurden die Juden mobil gemacht und auf den Schacher geschickt; was sie brachten, kriegten wir: alte Säbel in Eisenscheide oder in Lederscheide, teilweise auch Infanteriesäbel, nichtsnutzige Pistolen u. s. w.; auch hatten wir meist ganz schlechte Pferde. Da wir fast sämtlich noch nicht ausgewachsen waren, so paßten uns die gelieferten Röcke und Hosen nicht,

weil sie zu groß waren, und wir steckten bis über die Ohren in den hohen Kragen; wir mußten anfangs lachen, wenn wir uns ansahen. Da wir zum erstenmale als Regiment aufritten, hielt der Oberst am Schlusse der Besichtigung eine Rede und sagte: »Kinder, ich muß euch nur sagen, ihr macht keinen guten Eindruck. Ihr seht aus, wie ein Regiment in Uniform gesteckter Affen. Wenn euch Seine Majestät der König sehen wird, so wird er euch nicht mit ins Feld nehmen; er wird euch in Garnison zurücklassen. Also wohl gemerkt, wenn wir nächstens Parade vor ihm haben, nehmt euch zusammen, damit wir uns keine Schande machen.« Das haben wir denn auch gethan. Als wir bei der Parade mit »Augen rechts« vor dem Könige vorüberritten, konnten wir recht gut bemerken, daß er über den Eifer lächeln mußte, mit dem wir uns im Sattel ein Ansehen zu geben suchten. Der König war sonst ein sehr ernster Mann."

„Als wir ins Feld kamen, war unsre erste Sorge, uns bessere Waffen und womöglich Pferde zu verschaffen, und mancher hat dabei einen dummen Streich gemacht." Dabei erzählte er, daß er gleich bei der ersten Affaire einen versprengten französischen Obersten aufgegriffen und als Gefangnen eingebracht habe.

Weiter erzählte meine Mutter: „Ich weiß noch recht gut, wie unser Landwehrbattaillon ausmarschierte. Die Leute waren sehr traurig, und viele weinten. Die Musik spielte die Melodie eines Liedes, das sich damals viele abgeschrieben haben, darunter auch mein Pflegevater. Es lautete:

Auf, auf, ihr Brüder, und seid stark,
Der Abschiedstag ist da!
Schwer liegt er auf der Seele, schwer;
Wir sollen über Land und Meer
Ins heiße Afrika.

Ein dichter Kreis von Lieben steht,
O Brüder, um uns her;
Uns knüpft so manches teure Band
An unser deutsches Vaterland;
Drum fällt der Abschied schwer.

Dann bieten teure Eltern noch
Zum letztenmal die Hand,
Dann küssen Bruder, Schwester, Freund
Einander, alles schweigt und weint,
Totblaß von uns gewandt.

An Deutschlands Grenze füllen wir
Mit Erde unsre Hand
Und küssen sie; das sei der Dank
Für deine Pflege, Speis und Trank,
Du liebes Vaterland.[1])"

„Nun kamen die Schlacht bei Lützen (2. Mai) und dann bei Bautzen (20. und 21. Mai). Es dauerte nicht lange, da brachte man viele Verwundete und Kranke von dort. Jetzt erhielten auch wir Einquartierung. Es waren zwei freiwillige Jäger, von denen der eine, wie wir, Hübner, der andre Bär hieß, und von denen der eine einen Schuß in den Hals erhalten hatte."

„Sie waren beide Berliner und Söhne wohlhabender Eltern. Der Vater des einen war so etwas wie Direktor der königlichen Porzellanmanufaktur. Es waren sehr bescheidne und gebildete junge Männer. Wenn wir sagten: »Meine Herren, Sie müssen so mit unsrer bescheidnen Kost vorlieb nehmen,« meinten sie: »O,

---

1) Diese Strophen sind das von Schubart gedichtete Kaplied, Abschiedslied der vom Herzoge Karl an die Holländer verkauften Württemberger.

lassen Sie das, das ist ja vortrefflich. Wenn man erst, wie wir, im Felde gewesen ist und im größten Schmutze auf dem Sturzacker gelegen und die schlechteste Wohnung genossen hat, dann weiß man Ordnung, Reinlichkeit und gesunde Kost zu schätzen.«"

Nach der verlornen Schlacht bei Bautzen zog sich das vereinte russisch-preußische Heer am Fuße des Gebirges entlang bis in die Gegenden westlich, südlich und zum Teile östlich vom Zobtenberge in die Kreise Jauer, Striegau, Schweidnitz, Reichenbach, Frankenstein, Nimptsch zurück, während Napoleon auf Breslau zu marschierte und Ende Mai bis Neumarkt vordrang, wo er eine Deputation der Breslauer empfing. Seine Annäherung verbreitete den größten Schreck, sämtliche höhern Behörden wurden aufgelöst, die Regierung mit ihren Beamten nach Frankenstein verlegt, und viele Einwohner flüchteten. Meine Mutter erzählte: „Unser Verwandter Joseph Kepper hatte Fuhrwerk; er konnte in dieser Zeit gar nicht genug Pferde und Wagen schaffen und mußte auf allen Dörfern herumlaufen, um solche aufzutreiben; denn Tag und Nacht ging der Strom der Flüchtlinge durch die Stadt nach der Grafschaft hinauf; wäre es übel ergangen, so würden sie nach Österreich übergetreten sein." In dieser Zeit erwartete man eine Hauptschlacht in der angegebnen Gegend, und mit der Möglichkeit rechnend, daß auch diese Schlacht verloren gehen und ein Rückzug in die Grafschaft Glatz nötig werden könnte, suchte man diese so viel als möglich zu sichern. Zu diesem Ende wurden die 1807 von Lefebvre und den Franzosen angelegten zahlreichen Befestigungen noch verstärkt und vermehrt. Viele Hunderte, vielleicht Tausende von Landleuten wurden aufgeboten, um den Grochberg, den Berg hinter Baumgarten, die Höhen bei Frankenberg und Riegersdorf, das Städtchen Wartha und den dahinter gelegnen Warthapaß mit

den angrenzenden Bergen zu verschanzen.[1]) Es kam indes nicht zur Schlacht, sondern, da Napoleon seinen geschwächten Kräften mißtraute, zu dem in Poischwitz bei Jauer vereinbarten Waffenstillstande, der vom 4. Juni bis zum 10. August dauerte und von beiden Seiten zu eifrigen Rüstungen benutzt wurde. Während dieser Zeit, wo alles voller Militär lag, und die Monarchen selbst anwesend waren, herrschte in den Städten wie auf dem Lande das lebhafteste Treiben; namentlich war Frankenstein, wohin die Regierung aus Breslau verlegt worden war, überfüllt mit den Beamten der verschiednen Behörden und Fremden. „Mein Pflegevater," erzählte die Mutter, „war damals sehr in Anspruch genommen; denn es war Mangel an Leuten, die gut mit der Feder fortkonnten. Da sollte er auf die Kommandantur kommen, dann auf das Steueramt, dann auf die Regierung; kurzum, da war viel Arbeit, Sorge für Quartier, Berichtemachen. Endlich entschied er sich für den Herrn Wehse und trat bei der Magazinverwaltung ein. Dieser Herr Wehse war ein guter Freund von ihm vom Schullehrerseminar in Breslau. Er war der Sohn des katholischen Schullehrers zu Peilau[2]) und längere Zeit Lehrer gewesen, aber da er viel Talent zum Spekulieren besaß, hatte er den Schulmeister an den Nagel gehängt und war Geschäftsmann geworden. Er hat es zu großem Reichtume gebracht und ist als Rittergutsbesitzer gestorben. Er besaß die schönen Güter Pischkowitz und Koritau bei

1) Schlesische Provinzialblätter 1866, S. 95. Mente redet auch von Verschanzung der Stadt Frankenstein. Davon ist mir nichts bekannt, es müßte denn sein, daß das 1807 angelegte verschanzte Lager noch gestanden, und daß man es benutzt hätte.

2) Ein meilenlanges, zu beiden Seiten der Straße von Reichenbach nach Frankenstein liegendes Dorf, zu dem auch die Herrnhuterkolonie Gnadenfrei gehört, mit drei Kirchen.

Glatz. Damals gehörte er zu den Leuten, die es verstanden, Geld zum Kriege aufzutreiben.[1]) Denn, wie gesagt, war damals große Not um Geld, weil das Land durch den Krieg von 1806 und 1807 und die vielen Kontributionen ganz verarmt war. Wehse hatte sich, wie auch mein Pflegevater, als Schullehrer und Gerichtschreiber eine große Bekanntschaft unter den Bauern erworben. Daher wußte er, daß es trotz der Plünderungen noch viele warmsitzende Vettern gab, die ihr Schäfchen im Trocknen und noch Hunderte und Tausende von Thalern liegen hatten. Zu diesen ging er und redete ihnen gut zu, daß sie das Geld herausgeben und Staatsschuldscheine dafür nehmen sollten. So brachte er große Summen zusammen. Schwere Säcke voller Dukaten wurden bei uns abgegeben. Ich mußte sie immer zum Herrn Wehse tragen. Einmal hat er mir einen Dukaten geschenkt. Mein Pflegevater war damals vom frühen Morgen bis spät abends auf dem Magazine, und wenn er nach Hause kam, gönnte er sich kaum die nötige Zeit zum Essen, dann saß er noch bis tief in die Nacht hinein und schrieb und rechnete."

„Auch viele Russen waren damals in der Stadt, noch mehr aber auf dem Lande; alle Dörfer lagen voll von ihnen. Da es Sommer war, so genügten Schuppen und Scheuern zu ihrem Aufenthalte; sie machten auch keine großen Ansprüche; wenn sie Stroh zum Liegen hatten, waren sie zufrieden. Damals kamen auch die russischen Garden und der Kaiser selbst durch die Stadt. Die Garden waren sehr schön,

1) Dazu gehörte auch der spätere Finanzminister Rother, Sohn ganz armer Häusler aus einem Dorfe bei Strehlen, der seine Laufbahn als gemeiner Kürassier in Neustadt bei Neisse begann und dadurch, daß er als Büreauschreiber und später als Rechnungsführer sich bei seinem Obersten in großes Ansehen zu setzen wußte, durch dessen Empfehlung in die Höhe kam.

namentlich die Gardekürassiere mit ihren vergoldeten Harnischen. Als der Kaiser auf dem Oberringe in der Nähe des Rathauses und der Fleischbänke hielt, wo Weiber in den Büdeln sitzen und Backware feil haben, fielen ihm die schön gelb gemachten Quarkkuchen in die Augen; er ließ sich einen reichen und biß vor aller Augen hinein, gab ihn aber gleich wieder weg. Ich glaube schon, daß er ihm nicht schmeckte; denn ein solcher Kuchen ist nur von Brotteig und kostet sechs Pfennige. Der Kaiser übernachtete in den Drei Bergen, der damals der vornehmste Gasthof war. Sein Hauptquartier war dann im Schlosse zu Peterswaldau bei Reichenbach. Unser Nachbar Lux hatte damals einen Kosakenwachtmeister im Quartiere, der einmal mit einer Depesche auf Kommando reiten sollte. Da Lux nicht lesen konnte, brachte er ihn zu uns und gab mir den Brief. Als ich las: »An Seine Kaiserliche Majestät Kaiser Alexander,« bog der Russe das Knie und schlug das Kreuz. Das thaten alle Russen, wenn man den Namen Alexander aussprach. Sie haben auch einmal Gottesdienst gehalten. Der Altar war an dem Eckhause, nordwestlich von den mitten auf dem Ringe stehenden Häusern, hergerichtet; die Popen, die das Hochamt hielten, hatten Bärte und prächtige Gewänder, und die ministrierenden Soldaten machten ihre Sache sehr gut und gewandt."

„Die Russen waren gutmütig, aber sehr verstohlen. Sie konnten nichts liegen sehen. Daher gaben die Leute bald sehr fleißig Acht und sahen ihnen auf die Finger. Eines Tages kam ein Kosak zu uns in die Stube, der offenbar ein Anliegen hatte; aber ehe er sich noch verständlich machen konnte, rief ihm der bei uns einquartierte westpreußische Unteroffizier zu: Pascholl, pascholl! und winkte ihm, daß er gehen solle; da sagte der Kosak im schönsten Hochdeutsch: »Aber

warum soll ich denn gehen?« Darüber mußten wir laut lachen und fragten ihn nun, was er wolle. Er bat um eine Tasse und versprach sie bald wieder zu bringen, er brachte sie auch, aber ohne Henkel. Bei unserm Nachbar Lux kam dann ein andrer Kosak in die Gaststube und that ganz einfältig. »Aha,« dachte die Frau Lux, die eine sehr entschlossene Frau war, »der Kerl will stehlen,« und behielt ihn im Auge. Richtig! als er sich unbemerkt glaubte, griff er hinter den Ofen und ließ ein dort hängendes Handtuch verschwinden; in demselben Augenblicke aber sprang auch schon die Frau herzu und ohrfeigte ihn rechts und links, der Kerl aber setzte sich nicht zur Wehre, sondern schlug in einem fort das Kreuz. Andrerseits wurden die Russen von den Verkäufern aufs schändlichste betrogen; sie mußten alles aufs teuerste bezahlen, und auf einen Rubel gab man ihnen heraus, was man geben wollte.[1])"

„Etwas später kamen in einzelnen Abteilungen viele Kalmücken und Baschkiren durch die Stadt. Sie zogen immer hin und her und waren wohl nur da, daß sie sich herumfraßen und stahlen. Man brauchte sie, um die Gefangnen transportieren zu lassen. Diese wurden von ihnen geschlagen und gemißhandelt. Die Anführer, die sie hatten, waren schöne, große Leute, aber sie selbst waren eine Bande. Man konnte sie gar nicht von einander unterscheiden; denn einer hatte

1) In solchen Zeitläuften kann man recht erkennen, wie viele Gemeinheit und Niederträchtigkeit unter dem Volke herrscht. Als im Jahre 1849 das russische Korps Paniutin durch Oberschlesien nach Ungarn ging, wurden die russischen Offiziere von den Bahnhofsrestaurateuren auf das blutigste geschröpft. Alles größere kostete einen Rubel, alles kleinere, z. B. die Cigarre, einen polnischen Gulden (fünfzig Pfennige). Ebenso betrog man 1870 in Glogau die französischen Kriegsgefangnen; ich selbst ertappte ein Obstweib, die sich lauter falsches Kleingeld angeschafft hatte und es beim Kaufen herausgab.

ein Gesicht wie der andre, kleine schwarze Augen und breitplätschige Nasen. Auf dem Kopfe hatten sie hohe spitzige Mützen von Filz, die wie Branntweintrichter aussahen, am Leibe eine haarichte Kutte. Das mochte wohl eignes Fabrikat sein. Das Hemd trugen sie über den Hosen. Sie hatten lange Spieße und ritten auf kleinen Pferden, die schnell wie der Wind liefen. Wenn sie ritten, legten sie sich weit vorn über. Dabei hatten sie einen Bogen und in einem Futterale oder Kasten, der dem Pferde an der Seite hing, die Pfeile. Manche hatten sich mit dem, was sie gestohlen hatten, seltsam ausstaffiert. Aus Friesröcken, wie sie die Frauen auf dem Lande tragen, machten sie sich Hosen. Sie schnitten sie vorn und hinten auf und nähten dann die Teile zusammen. Ich habe ein paar Kerle gesehen, die spazieren gingen und Tabak rauchten; die hatten jeder eine Kommode (Bänderkappe) auf dem Kopfe, wie sie die Frauen und Mädchen auf dem Lande tragen, und schienen nicht wenig stolz darauf zu sein. Sie sahen alle Leute an, ob man sie nicht bewundre."

„Was am meisten auffiel, war die Unmasse von Pferden, die sie mit sich führten, lauter kleine, sehr muntere Tiere. Mancher hatte deren zwei, und hinter dem Haufen der Berittenen folgte dann eine große Menge lediger. Viele davon gingen zu Grunde. Mein Bruder erzählte: »Wenn wir in Frankreich marschierten und viele tote Pferde rechts und links am Wege sahen, so wußten wir, wen wir vor uns hatten. Kosaken, Kalmücken, Baschkiren waren da marschiert.« Sie kampierten hier im Klosterhofe, in Scheunen und Pferdeställen. Mitten im Hofe kochten sie. Dabei waren sie große Freunde von Kindern und thaten wie dumm mit ihnen; sie nahmen sie mit aufs Pferd, wenn sie in die Schwemme ritten, liebkosten und fütterten sie. Das war eine Lust für die Gassenjungen;

die hatten sie alle auf dem Halse, ja sie haben welche mit fortgenommen. Einen Fall erzählte der Kaufmann Robert Sachs. Auf einer Geschäftsreise, die er nach Polen machte, kehrte er in Kalisch in einem Gasthause ein, wo Kosakenoffiziere verkehrten. Als einer davon ihn mit dem Wirte deutsch reden hörte, trat er herzu und erkundigte sich, woher er wäre. »Aus Schlesien,« sagte Sachs. — »Woher denn da?« — »aus Frankenstein.« »Da bin ich auch her, sagte der Kosak, das ist meine Heimat. Mein Vater war der Gemeindehirt von Protzan; die Kalmücken haben mich von da nach Frankreich und dann nach Rußland mitgenommen.«"

Achtes Kapitel

Durchmärsche. Stimmung im Volke. Der gefangne Vandamme. Die Verwundeten. Erlebnisse des Franz Hübner. Tod des Onkels Amand. Onkel Florians Kriegserinnerungen

Der am 10. August zu Ende gehende Waffenstillstand führte nicht den Frieden herbei, hatte aber den Anschluß Österreichs an die beiden Verbündeten gebracht. Infolge dessen wurde die in Schlesien am Fuße des Gebirges stehende russisch-preußische Armee geteilt, und ein Teil, der von Jauer aus auf Liegnitz und Niederschlesien zu operieren sollte, dem General Blücher unterstellt, während der andre im Lager vor Strehlen zusammengezogne Teil unter Kleist durch Böhmen marschieren und sich mit den Österreichern vereinigen sollte. Durch Frankenstein kam demnach von Strehlen das Korps des Generalmajors von Ziethen, bestehend aus der 9. und 11. preußischen Brigade, der Reservekavallerie des Generalmajors von Röder, einem Kosakenregimente und einer Pionierkompanie, und ging über Silberberg und Neurode nach Politz, Großskalitz, Elbkostelez in Böhmen. Dann kam über Münsterberg das Korps des Generalleutnants von Kleist, bestehend aus der 10. und 12. preußischen Brigade, der gesamten Artillerie des zweiten

preußischen Armeekorps, der russischen Artillerie des 2. Infanteriekorps, einer reitenden Batterie, drei Husaren- und zwei Kosakenregimentern. Dieses Korps ging über Wartha, Glatz, Reinerz, Opotschno, Königsgrätz, Chlumetz und Nimburg nach Mochow. Die kleineren Korps von Wittgenstein, Großfürst Konstantin und andre gingen über Landeshut, Trautenau u. s. w.

Meine Mutter erzählte: „Am 8. August — ich weiß es noch wie heute — kam die Armee (d. h. die Korps Ziethen und Kleist) durch die Stadt und ging nach Böhmen. — Ach, ach, war das ein Zug ohne Ende! Es war, als ob die Menschen aus der Erde wüchsen. Das ging den ganzen Tag, vom Morgen bis zum späten Abend, das Trommeln, Blasen und Pferdetrappen hörte gar nicht auf. Da kam bald Infanterie, dann wieder Kavallerie, dann Artillerie, bei der euer Vater stand, den ich damals aber noch nicht kannte. Er hat immer erzählt, daß sie nicht gewußt hätten, ob sie als Freunde oder als Feinde ins Österreichische kämen; erst als sie bei Nacht durch das erste böhmische Städtchen (Opotschno) zogen, hätten sie erkannt, daß sie als Freunde kämen. Die Leute hätten die Fenster erleuchtet und Zuber mit Wasser und Krüge an den Weg gestellt, damit die Truppen im Vorbeiziehen trinken könnten. Auch sagte er, wie lange die Artillerie in der Breslauer Vorstadt habe halten müssen, weil sich in der Stadt alles gestopft habe. Was aber am meisten in die Augen fiel, war die Landwehr — Landwehr über Landwehr. Die Leute sagten: »Das sind die Löwenberger, das sind die Striegauer u. s. w.« Das Frankensteiner Bataillon kam nicht durch die Stadt,[1]) sondern

1) Wahrscheinlich gehörte es zum Korps Ziethen, das über Silberberg ging.

lagerte draußen im Grunde auf den Olbersdorfer Wiesen, daher habe ich von meinem Bruder Amand, dem Franz Hübner und andern Verwandten und Bekannten nicht Abschied nehmen können. Die Landwehrleute sahen sehr dürftig aus. Es waren durchgängig blutjunge Bürschlein, darunter nicht ganz gerade und hinkende. Die Bürger standen an der Straße und sagten: »Es ist eine Sünde und Schande, daß man diese armen Jungen auf die Schlachtbank führt! Nun die alten Kerle das Land verspielt haben, sollen es diese Kinder wiedergewinnen.« Ihre Röcklein von schlechtem Tuche sahen sehr armselig aus, und ihre Tornister waren nur von Glanzleinen, aber die Leute verwunderten sich doch und sagten: »Ist es möglich aufzubringen, was das kostet?« Die Armut war damals eben allgemein."

„Als das Heer ausgezogen war und der kriegerische Lärm aufgehört hatte, wurde die Zeit sehr still und traurig; es war kein Mut unter den Leuten. Die meisten Familien hatten Söhne und sonstige Verwandte im Felde. Es kamen wohl Nachrichten von Siegen, aber da hieß es: »es sind 5000 Mann gefallen, es sind 8000 Mann geblieben,« und da dachten die Leute: »wer wird nun wieder darunter sein?« Der Napoleon war immer noch stark, und ein rechtes Vertrauen auf den Sieg war im Anfange nicht vorhanden. Dann kamen die Nachrichten: »Der ist geblieben, jener ist geblieben, der ist schwer verwundet.« Da kam Trauer in die Familien, und bald sah man schwarzgekleidete Frauen und Kinder. Damals sangen die Mädchen ein Lied, das lautete so:

Holde Nacht, dein dunkler Schleier
Deckt mein Antlitz wohl zum letztenmal;
Morgen lieg' ich schon vielleicht dahingestrecket,
Ausgelöscht aus der Lebendgen Zahl.

Morgen ziehen wir für unsre Brüder
Und fürs liebe Vaterland zum Streit,
Aber ach, so mancher kehrt nicht wieder,
Wo sich Freund an Freundesbusen reiht.

Mancher Säugling lieget in den Armen
Seiner Mutter, fühlt nicht ihren Schmerz;
Ach, zum Himmel ruft sie um Erbarmen
Und drückt hoffnungslos ihn an das Herz.

Freudig hüpft und frägt ein muntrer Knabe:
Mutter, kommt nicht unser Vater bald?
Aber ach, er modert schon im Grabe,
Und sein liebend Herz ist still und kalt.

Dort liegt schon ein Held mit Sand bedecket,
Waisʼ ist nun das Mädchen und der Knabʼ;
Dorten liegt ein Sohn dahingestrecket,
Der den Eltern Brot im Alter gab.

Manches Mädchen webt noch seidne Bänder,
Lieblich mit Vergißmeinnicht gestickt,
Die sie schon als teure Liebespfänder
Ihrem Trauten in Gedanken schickt.

Mädchen, denke nicht an süße Bande,
Denke nicht an Band und Hochzeitskranz;
Dein Geliebter schläft im fernen Lande,
Nimmer grünet dir der Myrtenkranz.

Das Lied paßte recht gut auf die Zeit. Ich habe immer weinen müssen, wenn man es sang."

Bekanntlich wurde in der Schlacht bei Kulm (Ende August) der General Vandamme gefangen und dann über Böhmen, die Grafschaft Glatz und Schlesien nach Rußland abgeführt, betrat also, wenn auch

unfreiwillig, das Land, das 1807 das Opfer seiner schamlosen Erpressungen gewesen war. Selbst für Napoleon und Jerome waren sie zu arg, und dieser schrieb (Briefwechsel bei Ducasse) an jenen, Vandammes Name sei ein Greuel (une horreur) in Schlesien, er habe ihn gezwungen, das verschiedenen kleinen Städten abgepreßte Geld zurückzugeben und die ins Kloster Leubus gelegte Zwangsmannschaft einzuziehen, und ihm dafür Geld aus seiner eignen Schatulle gegeben. Trotzdem unterließ er seine Räubereien nicht. Auch preßte er den Dominien und Städten große Lieferungen von Wildbret, Wein, Zucker, Kaffe, Citronen u. a. für seine und seiner Offiziere Tafelfreuden ab. Es ist begreiflich, daß auf die Nachricht, Vandamme werde nächstens durchkommen, an den Orten, die er passieren mußte, eine große Aufregung entstand, daß man ihn — worüber in Schriften jener Zeit Klage geführt wird — mit Johlen und Pfeifen empfing, ja sich auf den Posthöfen an ihm zu vergreifen suchte. Meine Mutter erzählte: „Ich habe ihn nicht gesehen, aber der damalige Polizeiregistrator erzählte bei uns, daß er ihn gesehen, und daß das Volk ihn sehr verhöhnt habe. Er war 1807 nach Frankenstein, gekommen, als es noch kalt war, so um Fastnacht herum.“ Das wird gewesen sein, wie er nach der Übergabe von Schweidnitz zur Belagerung von Neisse marschierte, wobei er den Umweg durch die Grafschaft machte.

„Über den Sieg an der Katzbach und andre Siege freuten sich wohl die Leute, aber das allgemeine Gerede war: »wer wird nun wieder geblieben sein?« Dann kamen die Nachrichten von der Schlacht bei Leipzig; nun war es aus mit Napoleon, und es trat eine andre Stimmung ein; die Leute faßten Mut und Vertrauen. Wir sollten indes sehr bald sehen, wie schrecklich es dort hergegangen war. Denn

die Kranken, Verwundeten und Verstümmelten von Leipzig wurden damals über Böhmen und Glatz nach Breslau gebracht, dazu bei dem schlechtesten Novemberwetter. Alle Tage kamen neue Transporte an, und die Kasernen und Lazarette waren mit ihnen überfüllt. Die leichter Verwundeten wurden in Privatquartieren untergebracht. Es war ein großes Elend und ein Jammer, die kranken, blassen und verstümmelten Leute anzusehen, aber es gab auch viele gute Menschen, die hilfreiche Hand leisteten. Da waren namentlich arme Weiber, die sich auszeichneten, die Verwundeten sanft vom Wagen huben und mit großer Vorsicht ins Lazarett trugen, ohne etwas dafür zu verlangen; die Bürgersleute kochten ganze Fahrten Warmbier und schickten sie ins Lazarett und gaben andre Stärkungsmittel her; nur klagte man, daß die Wärter den Kranken das Beste wegfräßen. Die führten ein lustiges Leben. Dabei war ein großer Mangel an Ärzten. Wir erfuhren fast alle Tage, wie es im Lazarette stand, denn der Doktor Güttler (Kreiswundarzt) war ein besondrer Freund meines Pflegevaters und besuchte uns fast alltäglich."

„Eines Tages — es war schon Abend — befand ich mich auf dem Flure, als ein Soldat im Mantel mit einem Stocke mühsam die Treppe heraufkam. Als er oben war, grüßte er mich: »Guten Tag, Rosel!« Wie ich mir ihn genauer ansah, da war es der Franz Hübner, der als Hornist mitgegangen war. Ich nötigte ihn in die Stube. Hier setzte er sich gleich nieder, aber wie sah er aus? Der hübsche, frische, rotbäckige Junge war gar nicht wieder zu erkennen, so bleich und abgezehrt war er. Er erzählte nun, wie es ihm gegangen war; er hatte bei Leipzig einen Schuß oben ins Bein erhalten, und dann war es ihm auf dem Transporte durch Böhmen sehr übel ergangen; er klagte sehr über das hartherzige Benehmen

der böhmischen Bauern. Jetzt sollte er nach Breslau hinunter ins Lazarett gebracht werden. Wir waren natürlich alle dagegen und fanden es für besser, wenn er hier bliebe. Deshalb schickte mein Pflegevater sofort einen expressen Boten nach Protzan an seine Eltern, und es dauerte nicht viel über eine Stunde, da waren sie zur Stelle. Es war ein trauriges Wiedersehen. Sie gingen gleich darauf zu dem Offizier, der den Transport leitete, und erlangten es bald, daß ihr Sohn dableiben durfte. Wir behielten ihn vorläufig bei uns, aber nun wurde er bald bettlägerig und bekam das Nervenfieber; nun wurde er ins Lazarett geholt, und da ist er gestorben; ich hatte mich aber in der Zeit, wo wir ihn pflegten, angesteckt und bekam das Nervenfieber in einem so hohen Grade, daß lange Tod und Leben in mir rangen, und als ich genas, was sehr langsam geschah, verlor ich mein ganzes, volles Haar. Auch in Protzan grassierte die Krankheit sehr heftig; Franz Hübners Mutter, Bruder und Schwester bekamen sie, und die Mutter ist daran gestorben. Diese Seuche (der Lazaretttyphus) war damals allgemein. Der Vater hat immer erzählt, daß in Gebesee bei Erfurt, wo er bei der Belagerung selbst daran erkrankte, alle Leute bis auf wenige ausgestorben seien. Man machte damals auch die Bemerkung, daß die ganz jungen Leute, die vielen siebzehnjährigen, ganz unverhältnismäßig zahlreich stürben. Sie waren eben den Strapazen des Krieges nicht gewachsen."

„Mein jüngster Bruder Amand ist bei Leipzig geblieben. Sicher wissen wir es freilich nicht; denn damals war an Verlustlisten und Benachrichtigung der Eltern und Verwandten nicht zu denken. Als 1814 unser Bataillon aus Frankreich zurückkehrte, war er nicht mehr dabei. Wir gingen deshalb zum Feldwebel, um uns nach seinem Schicksale zu erkun-

digen. Er sagte, dessen erinnere er sich mit Bestimmtheit, als bei Leipzig das Bataillon ins Gefecht gegangen, sei der Amand Völkel noch in Reih und Glied gewesen, nach dem Gefechte aber habe er ihn nicht mehr gesehen und nichts mehr von ihm gehört. So mag er denn wohl bei Leipzig geblieben sein." [1])

Am 17. April 1814 zogen die letzten Franzosen aus Glogau, das der Kommandant Laplanc bis dahin auf das tapferste behauptet hatte. Damals brachte man, wie meine Mutter erzählte, viele französische Kriegsgefangne nach Frankenstein, von denen manche längere Zeit blieben. Vielleicht hatte sie der Oberst v. Blumenstein, der Glogau belagert hatte, bei seiner Rückkehr nach Glatz mit sich geführt. Sie haben die Pappeln gesetzt, die am Teiche oberhalb des Glatzer Thores stehen (oder standen). „Unter ihnen waren viele Deutsche, die dabei gern desertierten. Sie schoben, wenn ein Trupp vorüber marschierte, ins erste beste Haus hinein, wo sie die Leute dann aus Mitleiden behielten. So hatte unser Nachbar Lux auch einen gerettet und längere Zeit im Keller verborgen gehalten. Hernach sagte er es."

„Mein zweiter Bruder Florian, der bei der Linie stand, hat die Schlacht bei Leipzig auch mitgemacht uud dann in Frankreich viele andre Gefechte, bis er bei Montmirail gefangen worden ist. Florian war ein Sänger. Er konnte alle nur erdenklichen Kriegs- und Soldatenlieder auswendig und sang sie auch später noch recht gern. Wenn auf den Märschen die Leute nicht recht bei Mute waren, da hat er immer an die Spitze der Kompanie treten und singen müssen. Ich erinnere mich nur noch an einige Lieder, die er gesungen hat. Eins fing so an:

---

1) Möglicherweise bei dem großen Sturmangriffe, den die schlesischen Landwehren auf Güldengossa ausführten.

Ihr französisches Lumpenpack,
Laßt euch mit den Freiheitskappen
Nicht im deutschen Reich ertappen;
Denn die Deutschen sind mit Macht
Wieder euch sehr aufgebracht.

Ein andres fing an:

Kein König sollt mehr sein,
Das wollten sie führen ein.
Vivat die Nation!"

„Dann war auch noch ein Lied vom Freiheitsbaum und von der französischen Freipartie (den damaligen Franctireurs) und viele andre. Bei Montmirail ist er, wie gesagt, sein schweres Gewehr losgeworden. Es ging dort der preußischen Armee sehr schlecht, und sie mußte sich zurückziehen, so auch das Bataillon, in dem Florian stand. Da hat der Major auf einmal gesagt: »Kinder, wir sind umgangen und abgeschnitten; wir müssen uns ergeben, aber unsre Fahne soll der Feind wenigstens nicht haben.« Da hat er befohlen, in Eile eine Grube zu machen, und darin hat man die Fahne begraben. Dann sind die Franzosen gekommen und haben das Bataillon gefangen genommen. Es wurde nach Lyon abgeführt. Florian konnte gar nicht genug sagen, was sie auf dem Marsche dahin ausgestanden hätten. Wenn sie durch Dörfer kamen, wurden sie von den Weibern verhöhnt und ausgeschimpft, und wenn sie am Brunnen trinken wollten, von den Bauern mit Heugabeln und Dreschflegeln vertrieben. Zu Lyon wurden sie in Kasernen und Kasematten untergebracht. Sie hatten es da nicht ganz schlecht, auch nicht übermäßig viel zu thun. Obgleich sie die Sprache nicht verstanden und streng abgeschlossen waren, so konnten sie doch bemerken, daß die Franzosen keinen rechten Mut mehr hatten, und daß nicht alles in Ordnung war. Da faßten sie den

Entschluß, sich zu ranzionieren, und machten ein Komplott. Es gelang auch. Eines Abends rückten sie in großer Anzahl (wohl vom Arbeitsplatze außerhalb) aus und marschierten, ohne daß sie verfolgt wurden, auf das Gebirge zu, das vor ihnen lag. Sie überstiegen es in der Nacht und wunderten sich am nächsten Morgen, als sie auf der andern Seite waren und sahen, wie hoch und steil es war, daß sie nicht Hals und Beine gebrochen hätten. Nun marschierten sie (jedenfalls im Thale der obern Loire) immer nach Mitternacht zu, um wieder zum Heere der Alliierten zu gelangen. Natürlich mußten sie leben. Da fielen sie in Dominien, Meierhöfen, Mühlen ein. Die Leute gaben ihnen gutwillig Brot, Milch und was sie sonst hatten, um sie wieder los zu werden. Sie zu verfolgen und festnehmen zu wollen, fiel den Franzosen gar nicht mehr ein."

„Eines Tages," erzählte Florian, „kamen wir um den Nachmittag in ein kleines Städtchen und setzten uns, da wir sehr ermüdet waren, auf die steinernen Stufen der Treppe vor dem Rathause. Niemand kümmerte sich um uns. Da fingen wir einer nach dem andern an einzuschlafen; auch ich schlief ein. Als ich erwachte, war es Abend, und ich befand mich mit zwei, drei andern, die ebenso gut geschlafen hatten, allein; die übrigen hatten sich auf und davon gemacht, ohne uns zu wecken. Was konnten wir nun thun, was sollten wir thun? Unsre Lage war traurig; allein, ohne Geld, hungrig, in einer fremden, feindlichen Stadt! Wir waren ratlos und blieben auf der Treppe sitzen. Es wurde völlig Nacht. Da sahen wir auf einmal zwei Lichter wie von Laternen auf uns zukommen und fürchteten uns noch mehr. Als die Laternen ganz nahe waren, hörten wir auf Deutsch die Worte: »Guten Abend, Landsleute!« — Wie wir uns da freuten, läßt sich gar nicht sagen. Es waren zwei

Bürger, geborne Deutsche, die sich in dem Städtchen niedergelassen hatten. Sie nahmen uns mit nach Hause, gaben uns Abendbrot und Nachtlager, weckten uns am andern Morgen frühzeitig und reichten uns Frühstück und einen Zehrpfennig. Mit vielem Danke verabschiedeten wir uns und gingen aus der Stadt, ehe noch die Franzosen wach wurden."

„Als wir auf der Landstraße weiter zogen, kam bald da einer her und dort einer und dann wieder ein andrer. So war bald wieder ein hübsches Häuflein beisammen. Wir gingen immer auf Mitternacht zu, bis wir an ein Feldlager kamen, und zwar ein russisches. Wir meldeten uns als preußische Ranzionierte und wurden eingelassen. Nun kann ich gar nicht genug sagen, wie freundlich uns die Russen aufgenommen und wie gut sie es mit uns gemeint haben; sie fielen uns einmal über das andre um den Hals, küßten uns und sagten immer: »Prußky Kamerad, Prusky Kamerad.« Sie hatten furchtbar geplündert; in der Nähe standen mehrere Wagen mit Kleidungsstücken und anderm Raube beladen. Natürlich waren wir sehr abgerissen und von dem Lagern auf freiem Felde beschmutzt und sahen schrecklich aus; da brachte ein Russe einen Rock, ein andrer ein paar Hosen, dann wieder einer Weste, Schuhe u. a. und zeigten, daß wir uns damit bekleiden sollten. Ein andrer Russe saß zwischen zwei großen ganz mit Eiern gefüllten Körben und schlug fortwährend welche davon in einen großen, vor ihm hängenden Kessel, unter dem Feuer brannte, und machte für uns Essen zurecht. Dann mußten wir essen und Schnaps trinken. Wie gesagt, die Russen haben uns sehr gut aufgenommen."

„Von hier kamen wir mit Begleitung in das nächste preußische Lager und meldeten uns als Ranzionierte. Man schickte uns zu unsern Truppenteilen nach Paris. Da wir unbewaffnet waren, gab man uns eine

bewaffnete Begleitung mit. Vor Paris trat ich wieder bei meinem Regiment ein. Nicht lange darauf gelang es uns, eine feindliche Feldschanze zu überrumpeln und aufzuheben. Zur Belohnung dafür gab uns der König eine andre Fahne, eine alte, recht zerrissene.“ Meine Mutter sagte: „Wäre es nicht besser gewesen, wenn er euch eine neue, recht schöne gegeben hätte?“ Aber Florian sagte: „Das verstehst du nicht, das war eine Auszeichnung. Je zerfetzter die Fahne, desto größer die Ehre für das Regiment.“ Florian hat dann noch jahrelang in Frankreich gestanden und auf dem Lande im Quartier gelegen. Er wußte vieles von den Sitten und der Lebensart der französischen Bauern zu erzählen.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig
Verlag der Grenzboten

Von A. F. R. Knötel ist ferner erschienen:

Atlantis
und das Volk der Atlanten

Broschiert 4 Mark 50 Pfennige

Homeros
der Blinde von Chios und seine Werke

Zwei Bände

Preis des Bandes broschiert 4 Mark 50 Pfennige

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig
Verlag der Grenzboten

Als der Großvater die Großmutter nahm

Ein Liederbuch für altmodische Leute

von

G. Wustmann

Dritte Auflage. In Damast gebunden 7 Mark

Citatenschatz

Geflügelte Worte und andre denkwürdige Aussprüche aus Geschichte und Litteratur

Von

Hans Nehry

Zweite Auflage. Gebunden 6 Mark

Aus unsern vier Wänden

von

Rudolf Reichenau

Zweite Auflage der Gesamtausgabe. Zierliche Ausgabe. 44 Bogen. Broschiert 4 Mark 50 Pfge., in Leinwand gebunden 5 Mark 50 Pfge., in Atlas gebunden 11 Mark

Leopold von Rankes Leben und Werke

von

Eugen Guglia

Broschiert 4 Mark 50 Pfennige

Briefe

von Annette von Droste-Hülshoff und Levin Schücking

Herausgegeben von

Theo Schücking

Broschiert 4 Mark

Otto Ludwigs gesammelte Schriften

in sechs Bändchen

besorgt von den Professoren

Adolf Stern und Erich Schmidt

Broschiert 28 Mk., in 6 Leinenbänden 34 Mk., in 6 Halbfranzbänden 42 Mk.

Volksausgabe der Hauptwerke Otto Ludwigs

in sechs Bänden

Zwischen Himmel und Erde — Die Heiterethei — Novellen
Jeder Band broschiert 1 Mark

Der Erbförster — Fräulein von Scuderi — Die Makkabäer
Jeder Band broschiert 50 Pfennige

Die Bände sind auch in schönem und dauerhaftem, dunkelrotem Damasteinband zu haben. Der Einband kostet 60 Pfennige für den Band.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig
Verlag der Grenzboten

Geschichtsphilosophische Gedanken
Ein Leitfaden durch die Widersprüche des Lebens
von
Carl Jentsch
Gebunden 4 Mark 50 Pfennige

Weder Kommunismus noch Kapitalismus
Ein Vorschlag zur Lösung der europäischen Frage
von
Carl Jentsch
Gebunden 4 Mark 50 Pfennige

Grundbegriffe und Grundsätze der Volkswirtschaft
Eine populäre Volkswirtschaftslehre
von
Carl Jentsch
Gebunden 2 Mark 50 Pfennige

Deutsche Bürgerkunde
Kleines Handbuch des politisch Wissenswerten für jedermann
von
Georg Hoffmann und Ernst Groth
Gebunden 2 Mark

Allerhand Sprachdummheiten
Kleine deutsche Grammatik
des Zweifelhaften, des Falschen und des Häßlichen
von
G. Wustmann
Gebunden 2 Mark

Geschichte der griechischen Litteratur
Erster Band: Die Poesie
von
E. Kroker
Gebunden 2 Mark 50 Pfennige

Schlaraffia politica
Geschichte der Dichtungen vom besten Staate
Broschiert 2 Mark, gebunden 3 Mark

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig
Verlag der Grenzboten

Die Not des vierten Standes

von

einem Arzt

Broschiert 2 Mark

Das Elend in der Hausindustrie der Konfektion

von

Oda Olberg

Broschiert 1 Mark

Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche

Eine praktische Studie

von

Paul Göhre

Broschiert 2 Mark, in Leinwand gebunden 3 Mark

Der Himmel auf Erden

in den Jahren 1901—1912

Eine sozialpolitische Novelle

von

Emil Gregorovius

Broschiert 1 Mark, gebunden 1 Mark 50 Pfennige

Deutschland vor hundert Jahren

Politische Meinungen und Stimmungen bei Ausbruch der Revolutionszeit

von

Woldemar Wenck

Zwei Bände

Jeder Band broschiert 5 Mark, in Leinwand 6 Mark 25 Pfennige, in Halbfranz 7 Mark 50 Pfennige

---

Eine deutsche Stadt vor 60 Jahren

Kulturgeschichtliche Skizze

von

Dr. Otto Bähr

Zweite, neubearbeitete Auflage. Klein-Oktav

3 Mark, in Leinwand 4 Mark 50 Pfge., in Halbfranz 5 Mark 50 Pfge.

Das Deutschtum in Elsaß-Lothringen 1870—1895

Rückblicke und Betrachtungen

von

einem Deutschnationalen

Broschiert 3 Mark 50 Pfennige

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig
Verlag der Grenzboten

Graf Bismarck und seine Leute

während des Krieges mit Frankreich 1870/71

von

Moritz Busch

Siebente Auflage. Volksausgabe. 1 Band gr. 8°.

Broschiert 6 Mark, in elegantem Halbfranzband 8 Mark 50 Pfennige

Gesammelte Aufsätze

von

Dr. O. Bähr

Zwei Bände

I. Band: Juristische Abhandlungen

Broschiert 7 Mark, in Halbfranz gebunden 9 Mark 50 Pfennige

II. Band: Aufsätze politischen, sozialen, wirtschaftlichen Inhalts

Broschiert 5 Mark, in Halbfranz 7 Mark 50 Pfennige

Zur Geschichte und Kritik der modernen deutschen Kunst

Gesammelte Aufsätze von Julius Meyer

Herausgegeben von

Conrad Fiedler

Broschiert 5 Mark, in Halbfranz gebunden 7 Mark 50 Pfennige

Bilder aus dem Westen

von

E. Below

Broschiert 3 Mark

Italienische Eindrücke

von

Otto Kaemmel

Broschiert 2 Mark 40 Pfennige

Erfahrungen eines Hadschi

Reiseskizzen aus Syrien und Palästina

von

E. Budde

Broschiert 3 Mark, in Leinwand gebunden 4 Mark 50 Pfennige, in Halbfranz gebunden 5 Mark 50 Pfennige

Bilder aus dem Universitätsleben

von

einem Grenzboten

Broschiert 2 Mark, in Leinwand gebunden 3 Mark

BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
3 1197 22402 4262

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig
Verlag der Grenzboten

Skizzen aus unserm heutigen Volksleben

gezeichnet von

Fritz Anders

In Leinwand gebunden 3 Mark 60 Pfennige

Aus dänischer Zeit

Bilder und Skizzen

von

Charlotte Niese

Gesamtausgabe. Fein gebunden 5 Mark 50 Pfennige

Licht und Schatten

Eine Hamburger Geschichte

von

Charlotte Niese

Gebunden 5 Mark

Der erste Beste — Die Neuenhofer Klucke

Maria Neander

Drei Erzählungen

von

O. Verbeck

Ein Band, gebunden 6 Mark

Die Flüchtlinge

Eine Geschichte von der Landstraße

von

Wilhelm Speck

Broschiert 2 Mark, in Satin gebunden 3 Mark

Jonas Briccius

Erzählung

von

Margarethe von Bülow

Broschiert 4 Mark, in Leinwand 5 Mark 25 Pfennige,
in Halbfranz gebunden 6 Mark 50 Pfennige

Aus der Chronik derer von Riffelshausen

Erzählung

von

Margarethe von Bülow

Broschiert 5 Mark, in Leinwand gebunden 6 Mark 25 Pfennige,
in Halbfranzband 7 Mark 50 Pfennige

Druck von Carl Marquart in Leipzig